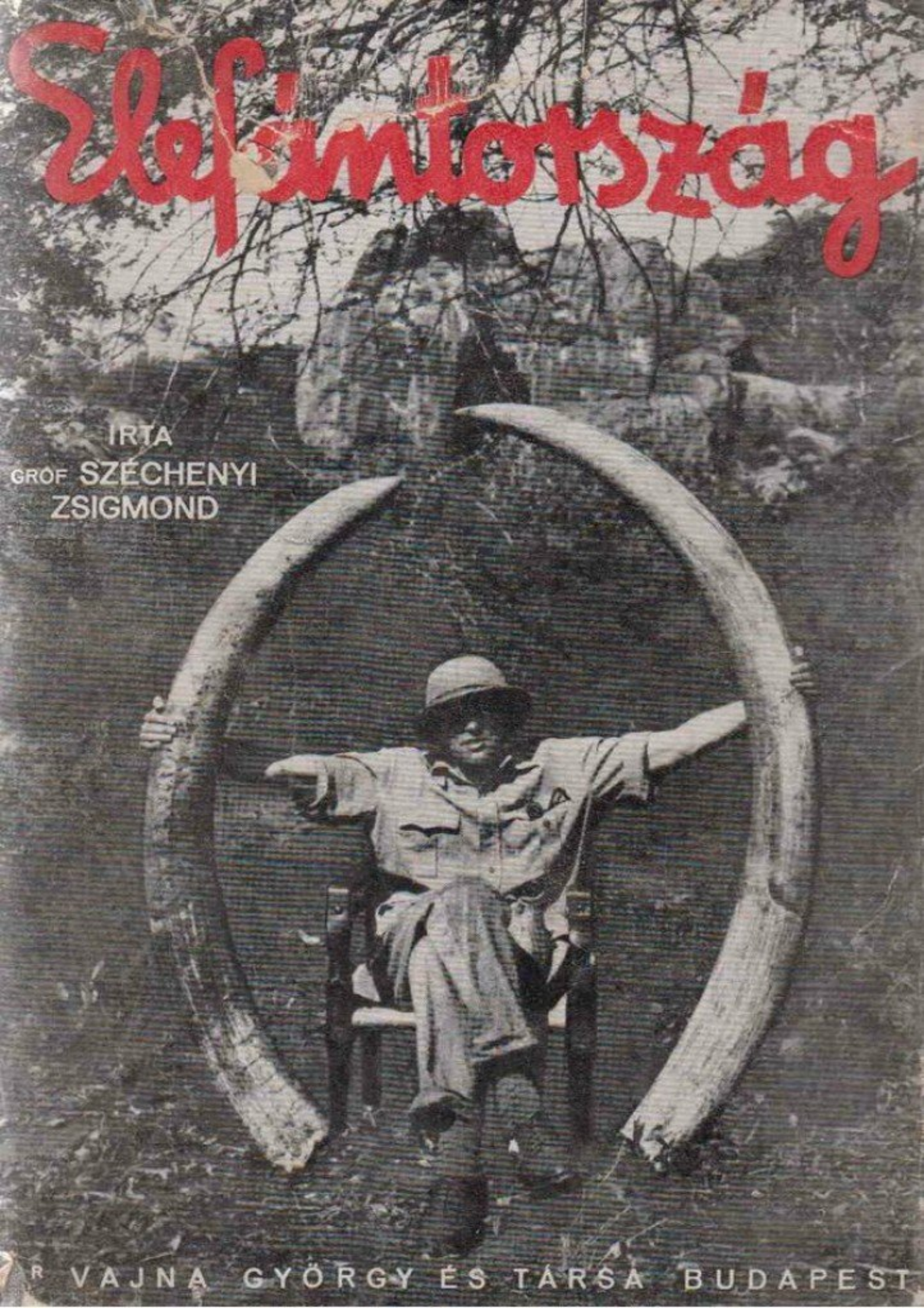
Elefintország

IRTA
GRÓF SZÉCHENYI
ZSIGMOND



VAJNA GYÖRGY ÉS TÁRSA BUDAPEST

Széchenyi, Zsigmond

Elefántország - Land der Elefanten 1932 1935

Großwildjagd in Kenia, Tanganjika und Uganda

INHALT

I. AN DER KÜSTE DER ZIVILISATION

II. ELEFANTENJAGD IST NICHT NUR EIN ZUCKERSCHLECKEN

III. DER HEXENDOKTOR

IV. BONGO

V. KRANK

VI. NOCHMALS BONGO

VII. SORGEN EINES AFRIKANISCHEN BAHNHOFSVORSTEHERS

VIII. DER GROSSE KUDU

IX. SÜHNENDES FRÜHSTÜCK

X. EINE WEIHNACHTS-ELEFANTENJAGD

XI. TERMITEN

XII. BÜFFEL

XIII. KEIN BÜFFEL

XIV. LÖWEN UND EINE KAMERA

XV. SITUTUNGA

XVI. LÖWEN

XVII. ELFENBEIN

XVIII. EIN ENDE

KAPITEL I

AN DER KÜSTE DER ZIVILISATION

Nairobi. November 1932.

Vieles hat sich verändert, seit ich vor drei Jahren das letzte Mal hier war. Die Dinge sind in Bewegung geraten. Vor drei Jahren gab es genau zwei Hotels, eines schlechter als das andere, und eine einzige, trostlos aussehende, kleine Bank.

Seitdem sind drei brandneue, vierstöckige Hotels aus den Reihen der bescheidenen Bungalows emporgeschossen — vier mit Fahrstühlen, Kapellen und Funk ausgestattete Ungetüme — sowie zwei mächtige moderne Bankgebäude, komplett mit Marmorhallen und obendrein Geld darin.

Und zwar reichlich. Denn hier in Ostafrika, so unwahrscheinlich es heutzutage auch klingen mag, haben die Menschen noch Geld.

Zugegeben, auch hier gibt es inzwischen Ächzen und Zähneknirschen. Liquidationen, ja sogar richtige Bankrotte sind keine Unbekannten mehr, wie sie es vor drei Jahren noch waren. Und selbst hier hört man nun ab und zu Seufzer des Bedauerns über jene ewigen „guten alten Zeiten", und auch hier beginnt der Abbau von Arbeitskräften.

Aber trotz alledem ist dies immer noch eine andere Welt. Eine bessere. Ich wage zu behaupten, dass es eine vergleichsweise gute Welt ist. Und jene Seufzer, die man allerorten vernimmt, gelten sozusagen zum größten Teil

Krokodilstränen – momentan zumindest. Denn zurzeit klagen die Leute hier eher der Form halber als aus irgendeinem anderen Grund. Es gebe so viel Elend und Not auf der Welt, denken sie sich, dass es schiere Taktlosigkeit unsererseits wäre zu sagen, uns gehe es noch gut. Jeder, der in Europa und Amerika Rang und Namen hat, ist bankrott gegangen, geht gerade bankrott oder wird noch bankrott gehen: Bankrott zu gehen steht fast auf einer Stufe mit einer „guten Erziehung". Man könnte sonst sagen, wir seien unzivilisierte Wilde: Keiner von uns geht auch nur bankrott. Selbst wenn wir in Afrika leben, wissen wir uns zu benehmen.

Das ist der Eindruck, den die hiesigen Klagen auf mich machen. Denn wo kultiviertes Land noch unversteuert ist; wo das Mutterland England dieses Jahr zum ersten Mal überhaupt auf die bloße Idee einer Einkommensteuer kam; wo dieser Vorschlag eine so ungeheure Entrüstung auslöste und auf solchen Widerstand stieß, dass er zerschlagen wurde, noch bevor er mehr als ein Gerücht war; wo es in der Hauptstadt im Durchschnitt ein Auto auf zweieinhalb Einwohner gibt und jede Ladenhilfe, Stenotypistin und Krankenschwester mit dem eigenen Wagen zur Arbeit fährt; wo man den Ort auf den Kopf stellen könnte, ohne einen einzigen Arbeitslosen zu finden; wo Neubauten wie Pilze aus dem Boden schießen und wo gute Automechaniker niemals unter 8 Pfund und 10 Schilling pro Woche bezahlt werden – da kann, wie Sie sicher zustimmen werden, zumindest im Vergleich zu unseren heruntergekommenen Vorstellungen, noch nicht allzu viel im Argen liegen.

The Author

Und selbst wenn die Leute hier ihr Los beklagen, gibt es keinen absoluten Grund, Mitleid mit ihnen zu haben.

An der Küste der Zivilisation

Momentan. Doch leider sind auch ihre mageren Zeiten nicht mehr fern. Sie sind bereits auf dem besten Wege dorthin. Geschmückt mit den glatten Federn der „Kultur“, schreitet

die Zivilisation rasch zur Eroberung voran, rollt unaufhaltsam sowohl von Südafrika als auch von Europa herbei und schließt Ostafrika ein – das Reich der Elefanten, Löwen und Nashörner und der Millionen selig unwissender Wilden, das letzte Bollwerk des biblischen Paradieses, jenes „Dunkelste Afrika“, dessen Tage nun sicher gezählt sind.

Um nur eines zu nennen: Die Luftpost verkehrt nun schon seit einem Jahr zwischen Europa und Südafrika. London bis zum Kap – neun Tage.

Jede Woche kommt der große, glänzende Silbervogel hierher nach Nairobi, entlädt die Heimatpost und seine drei oder vier luftkranken Passagiere, verbringt eine Nacht dort unten unterhalb der Stadt und breitet dann wieder seine Flügel aus, um das Kap der Guten Hoffnung anzusteuern. Bei diesen Gelegenheiten pilgert die halbe Stadt hinaus zum Flugplatz; man ist schon eine Stunde vorher da, picknickt auf dem Feld und wettet darauf, wer als Erster den „Ndeke ya Ulaya“ sieht – den „Vogel aus Europa“.

Manchmal warten sie vergeblich; die Maschine wird irgendwo aufgehalten und trifft nicht vor Sonnenuntergang ein. Dann trottet das ganze Publikum verdutzt nach Hause, und die Wetten sind hinfällig.

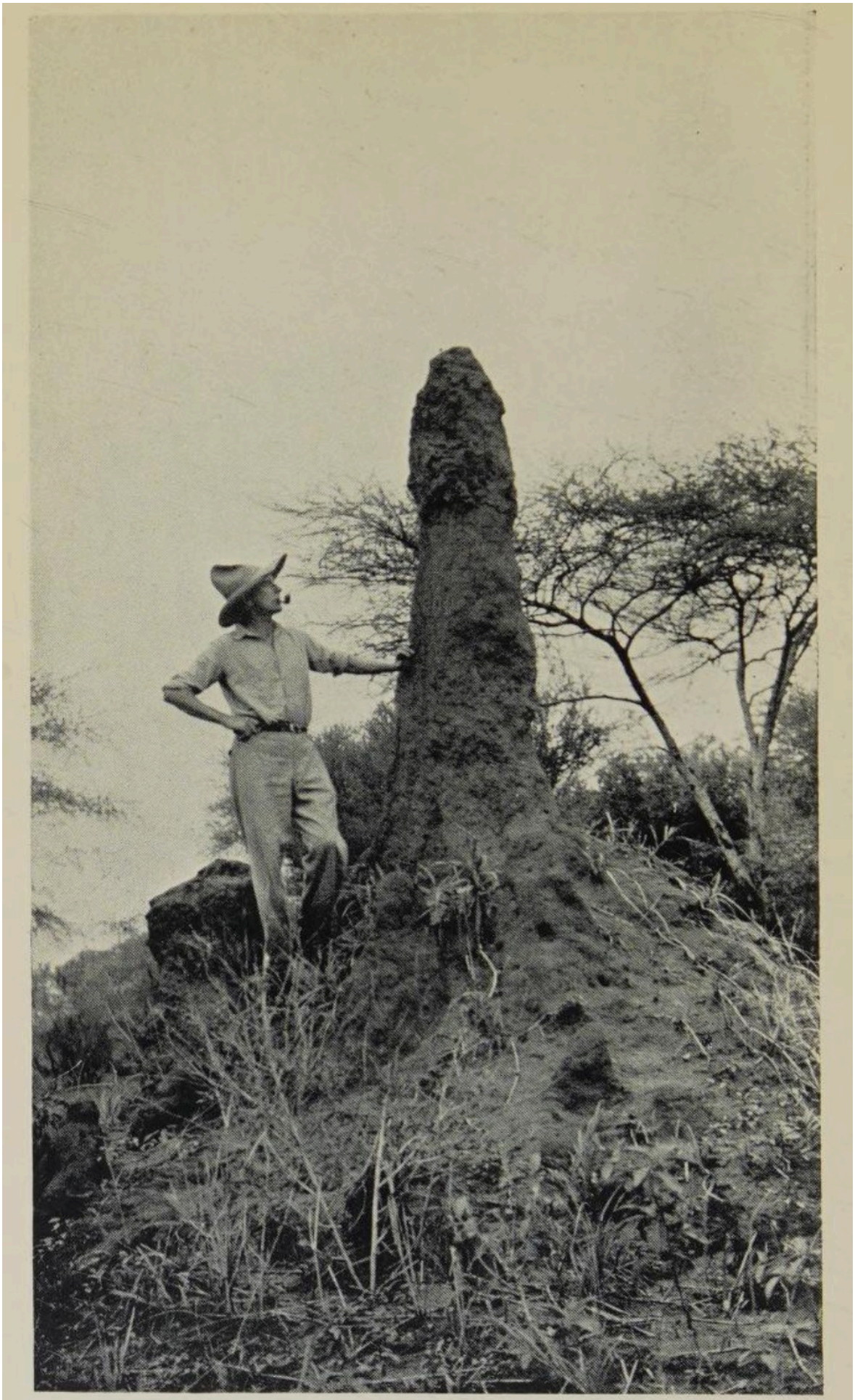
Denn der Silbervogel fliegt nur bei Tag und ruht nachts wie eine ziehende Schwalbe. Athen ist einer seiner Rastplätze, und dort nimmt er die ungarische Post auf. Ich erhalte sie am achten Tag. Vor drei Jahren war ich froh, wenn ich Post bekam, die fünf Wochen unterwegs gewesen war. Bis dahin waren alle Briefe längst veraltet und nicht mehr wahr. Sicherlich nicht mehr ernst zu nehmen. Damals war Nairobi wirklich noch weit weg von Budapest. Sicher und erholsam weit weg.

Seitdem ist es ein ganzes Stück näher gerückt. Denn die acht Tage alte unangenehme Nachricht ist immer noch frisch genug, um einem die Laune zu verderben; wohingegen sie früher, als es noch fünf Wochen dauerte, nie viel Unheil anrichten konnte, da ihr Gift auf dem Transportweg größtenteils vertrocknet war.

Aber ich wollte ja von meinen Ängsten um die Wildnis sprechen. Davon, was hier geschehen wird, wenn es so weitergeht. Was wird aus dem bisher geheimnisvollen „Dunklen Kontinent“ werden?

Was das Geheimnisvolle betrifft, so ist es bereits dem Untergang geweiht. Bald werden die unberührten Dschungel und Savannen zu Ausflugszielen degradiert sein. Eine Flut von Touristen, Wochenend-Elefantenjägern, Flitterwochen-Paaren und pensionierten Beamten wird das Land überrollen, und jede Woche wird man eine Sammlung fettiger Zeitungsfetzen veranstalten müssen. Der Kilimandscharo verwandelt in einen Volkspark.

Der Flugplatz von Nairobi, der ursprünglich den ungezählten Tausenden von Antilopen der Athi-Ebenen abgerungen wurde, ist seit kurzem mit Stacheldraht umzäunt, damit die Antilopen, Giraffen, Zebras und Strauße den landenden Flugzeugen nicht im Weg stehen. Erst vor einer Woche musste eine Maschine etwa eine halbe Stunde lang summend über dem Flugplatz kreisen, um die Tiere zu vertreiben. Und nun sind die armen Dinger durch Stacheldraht ausgesperrt. Wenn ihre Verdrängung in diesem Tempo weitergeht, werden sie eines Tages ganz aus Afrika verschwunden sein.



Termite Hill

Es ist dieselbe Geschichte wie die der riesigen, noch legendären Wildherden Südafrikas vor kaum 25 Jahren. Südlich des Sambesi brüllen Löwen nur noch in zoologischen Gärten, genau wie in London oder Budapest.

Aber hier brüllt der Löwe, zumindest vorläufig noch – dank der Moskitos, der Malaria und vor allem dank der hervorragenden Strenge der englischen Jagdgesetze. Hier brüllt er noch in seinem eigenen historischen Reich, und zwar immer noch so volltönend wie damals, als er seinen Hass gegen den weißen Mann herausbrüllte, der es vor etwa fünfzig Jahren zum ersten Mal wagte, sein Land zu stören.

Dass er sich nun jedoch den Hals verrenken muss, um Flugzeuge anzuplärren, ist irgendwie nicht richtig. Das kann man nicht von ihm verlangen.

Der vielbesprochene Zauber Afrikas ist zum Tode verurteilt. Wer ihn noch lebendig finden will, muss sich beeilen.

KAPITEL II

ELEFANTENJAGD IST NICHT NUR EIN ZUCKERSCHLECKEN

Kitui-Wald. November 1932.

„Elefantenjäger." Das klingt fein dort im nachgiebigen Sessel der Zivilisation, neben dem prasselnden Kaminfeuer und den heißen Tassen Tee, geschützt durch eine Entfernung von vier- oder fünftausend Meilen. Ich kann förmlich die Seufzer daheim hören: „Ach! Der alte Sowieso (ich zum Beispiel) hat es gut, zieht wieder los und lässt uns hier im Schlamassel und Durcheinander all unserer Sorgen und Nöte zurück, ohne sich einen Deut um irgendwen zu scheren. Er verschwindet im Dschungel, vergisst uns völlig und hat nur eine Sorge auf der Welt: wie viel die Stoßzähne des Elefanten wohl wiegen mögen, hinter dem er her ist. Glücklicher Kerl. Das ist das Leben."

Nun, in der Tat, das ist es. Wir führen das Leben des Elefantenjägers. Das ist, ich will es nicht leugnen, für mich höchst erstrebenswert und anziehend, aber es ist vielleicht nicht so schrecklich beneidenswert, vielleicht nicht einmal jenes ne plus ultra, das sich die Experten zu Hause vorstellen. Im Gegenteil: Nicht nur vielleicht nicht, sondern ganz sicher nicht. Ich würde sogar so weit gehen zu sagen, dass es ganz unkenntlich anders ist.

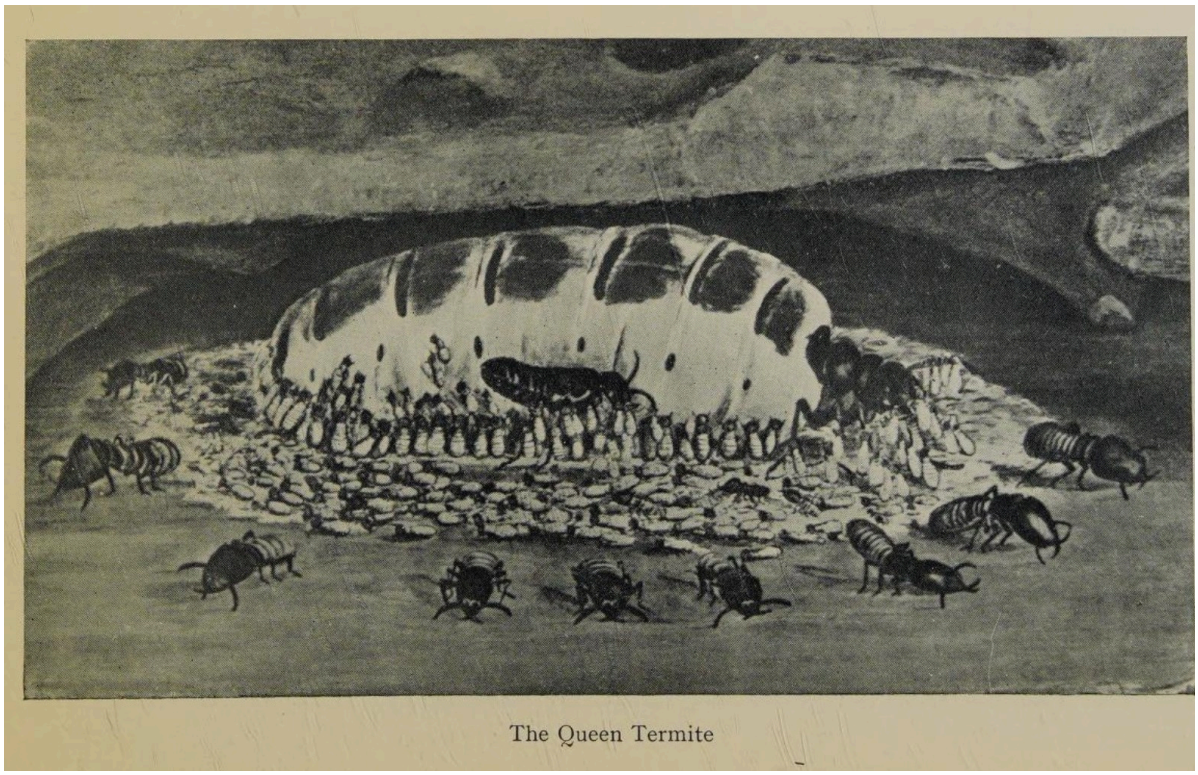
Denn das Leben des Elefantenjägers, sein tägliches Los, besteht aus: nutzloser Erschöpfung, Entbehrung, Bedauern, immer wiederkehrendem Misserfolg und ständig wiederholter Belastung seiner Ausdauer, seiner Nerven und vor allem seiner Geduld.

Elefantenjagd ist nicht nur ein Zuckerschlecken

Seine Tage sind Werktage, Robot-Tage, mit hin und wieder einem Sonntag, aber sehr selten. Gestern war so einer, morgen wird es nicht anders sein; seit drei Wochen ist an der Elefantenfront alles ruhig. Man sagt hier in der Gegend, dass kein Jäger Anspruch auf einen großen Elefantenbullen hat, bevor er nicht zweihundert Meilen zu Fuß hinter sich gebracht hat. Was mich betrifft, so habe ich mich schon vor langer Zeit qualifiziert.

Doch bevor ich von den heutigen Ereignissen erzähle, hier eine kleine Skizze der Lage.

Eine viertel Hektar große Lichtung in einem riesigen Dornwald. Auf der Lichtung ein dunkelbrauner, übelriechender, knietiefer Sumpf: unser Trinkwasser, Kochwasser, Waschwasser, je nach Bedarf. Am Rande des Sumpfes ein großer Feigenbaum; darunter mein Zelt. Weiter weg, unter einem anderen Feigenbaum, das Quartier meiner Leute: als Zelt der Schatten des Baumes über ihnen, und als Betten die Erde unter ihnen.



The Queen Termite

Es sind etwa zwanzig Mann.

Zwei „Kirongozi". Die ortskundigen Führer der Gegend – Wilderer in ihrer Freizeit. Insignien: Bogen, Köcher, Speer, Lendentuch.

Ein „Gunbearer" (Gewährträger). Derjenige, der für die Gewehre, die Munition und die Fotoausrüstung verantwortlich ist. Insignien: die Ruinen einer Segeltuchhose, ein Tennisschuh (es waren zwei, als wir aufbrachen, aber der andere hat sich seither aufgelöst), eine wollene Baskenmütze mit Quaste.

Der „Koch". Insignien: ein Auge, Hosen, ein Schlüsselbund am Gürtel – da er auch der Schatzmeister ist, der für die Vorräte in den verschlossenen Kisten verantwortlich zeichnet.

Der „Butler". Insignien: gelbbraune Schuhe, aus denen an beiden Seiten die großen Zehen herausschauen, Shorts, ein regenbogenfarbener Pullover, ein Strohhut ohne Krempe und ein kleiner Filmstar-Schnurrbart.

Der Rest sind Träger für mein Hab und Gut; anspruchslose Wilde ohne jegliche Erkennungsmerkmale.

Im Übrigen sind sie alle so schwarz wie die anderen, und je weniger sie tragen, desto ehrlicher sind sie, und umgekehrt. Der im Pullover ist daher der größte Ganove von allen.

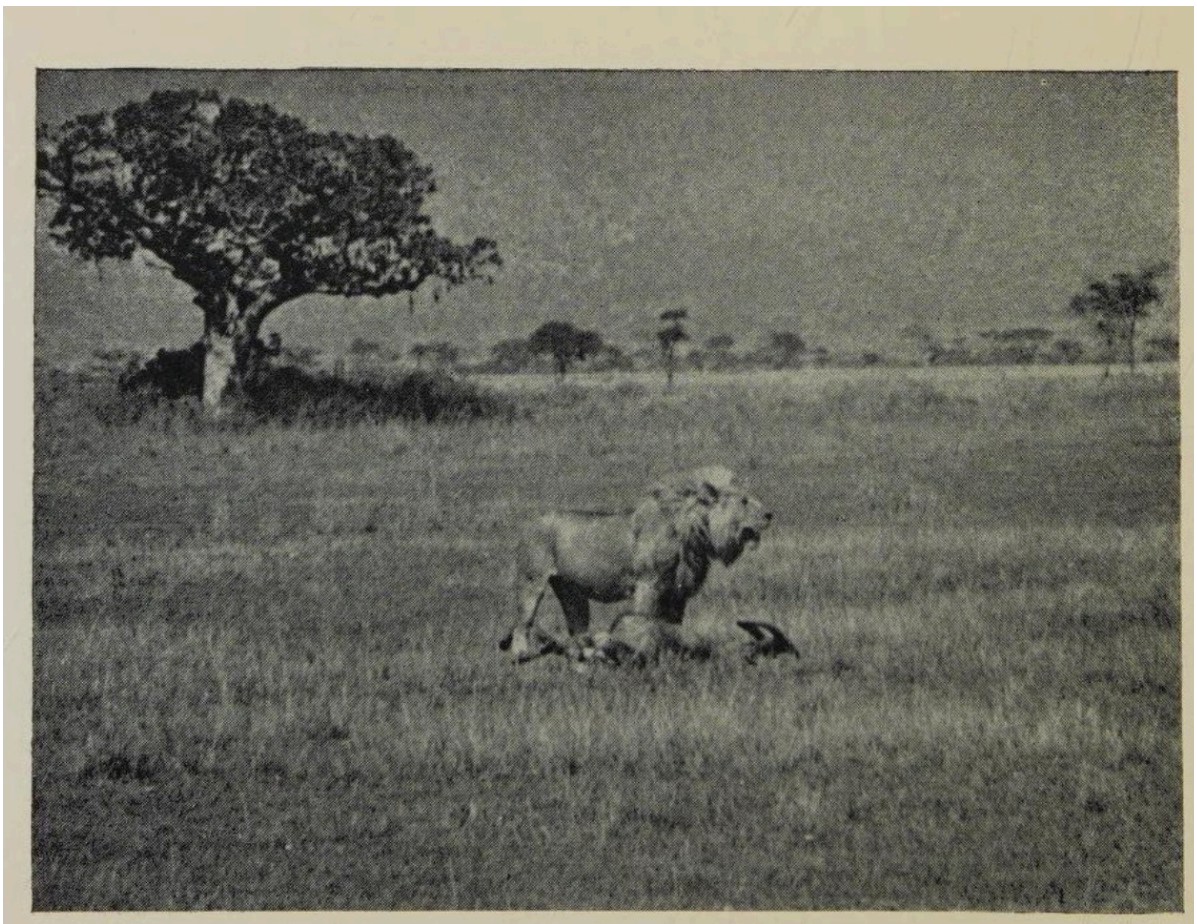
Nun: Es ist nach fünf Uhr und keine Spur vom Butler-Kammerdiener, obwohl er mich pünktlich um fünf Uhr wecken sollte. Der gute Neger schätzt die Zeit nach Gefühl, nicht nach dem Besitz einer Armbanduhr. Glücklicherweise, oder eher unglücklicherweise, bin

ich heute schon eine Weile wach, da der Regen in Strömen herabgießt und mein Zelt bereits völlig durchweicht ist.

Ein tastendes Suchen nach meiner elektrischen Taschenlampe. Sie sollte unter meinem Kissen liegen, ist aber in der Nacht heruntergefallen. Ich taste also nach ihr und finde sie in einer Schlammpfütze unter meinem Bett. Sie brennt nicht. Ich fische die Streichhölzer heraus, aber die Schachtel ist so feucht, dass nach dem Abbrechen von zehn Köpfen immer noch kein Lichtzeichen zu sehen ist. Und wie klamm und feucht sind erst Hemd, Hose und Strümpfe, an denen der gestrige Regen noch nicht getrocknet ist. Ein Vergnügen, hineinzuschlüpfen. Erfrischend. In meinen Stiefeln haben wandernde Ameisen für die Nacht biwakiert. Sie nehmen blutige Rache an mir, weil ich sie so früh störe.

Aber solche Dinge sind bloße Bagatellen. Das sind nur Aperitif-Beiträge zum Aufstehen, kleine morgendliche Erinnerungen für den Fall, dass man sich aus Versehen täuschen sollte und – ich nehme an – mit einer wirklich guten Laune in den Tag startete.

Inzwischen materialisiert sich der im Pullover. Tatsächlich legt er zu solchen Zeiten seine Insignien ab, da er sie nicht dem Regen aussetzen will und es vorzieht, diesen direkt auf die Haut zu bekommen. Er bringt das Frühstück: einen Teller mit vom Regen aufgequollenem Haferbrei und Tee. Während ich dies verzehre, versammeln sich die wichtigeren Mitglieder der Jagdgesellschaft: die Kirongozi, der Gewehrträger und der Wasserträger. Alle zittern, ihre Unterkiefer klappern förmlich. Dem guten Neger ist im Morgengrauen immer kalt, aber in einer so erbärmlichen, durchnässten Dämmerung ist er wie vom Fieber geschüttelt.



The Lion Still Roars

Wir brechen in den Wald auf. Wir ziehen los, um nach frischen Fährten des alten, einsamen Elefantenbullen zu suchen, ihn zu verfolgen und womöglich einzuholen.

Ja, einfach so. Abgesehen davon, dass wir das schon seit drei Wochen ohne Ergebnis tun. Er ist trotzdem hier in der Gegend, oder er kommt hin und wieder vorbei; denn mehrfach sind wir auf seine Tage alten Spuren gestoßen; aber er verschwindet wieder und wandert zu anderen Weideplätzen ab.

Der Regen hat aufgehört. Zu solchen Zeiten ist es ein Kinderspiel, der Fährte zu folgen – falls eine da ist. Diese Achtzehn-Zoll-Füße stampfen Löcher von der Größe von Eimern in den aufgeweichten, nachgiebigen Boden; ein Blinder könnte sich da nicht vertun. Wir bewegen uns entlang eines Netzwerks verschiedenster Elefantenpfade, die sich durch den Wald schlängeln. Das Laub biegt sich unter der Last des Regens und ist so miteinander verflochten, dass wir uns den Weg durch das dichte Geflecht nur mit der „Panga" bahnen können, dem breitklingigen Haumesser der Eingeborenen. In kürzester Zeit sehen wir aus wie begossene Pudel.

Gelegenheiten zum Trocknen wird es genug geben; wir müssen auch nicht lange warten. Um neun Uhr brennt die Sonne bereits so sehr, dass wir mit Vergnügen in das durchnässte Dickicht flüchten würden, wenn dort nur gerade welches wäre. Hin und wieder kommen wir an einen Sumpf und versinken knietief in dem ekelhaft ausdünstenden Morast, oder wir geraten manchmal bis zur Mitte in den Schlamm, der einen alten Elefantenpfad verbirgt. Aber das kümmert uns nicht groß; es ist eine erfrischende Kühlung für unsere unteren Hälften.

Viel Schlimmeres wird noch kommen.

Die Sonne steigt am Himmel empor. Sie wächst und wächst in unbarmherziger Stärke, ergießt über uns einen harten Regen aus feurigen Pfeilen, schlägt mit glühenden Hämmern auf meinen Kopf ein, macht mein pochendes Gehirn stumpf, schwindlig und wahnsinnig.

Die Sonne in voller Wut. Dieselbe gütige, gesundheitsspendende, willkommene Sonne, auf die wir zu Hause ungeduldig warten; diese erfrischende, ermutigende, brennstoffsparende, pflanzenfördernde, kältevertreibende Sonne! Wer hat ihr Unrecht getan, dass ich mich nun vor ihr schützen und vor ihrem Angesicht fliehen muss? Was zu Hause heilt, bedroht hier mein Leben.

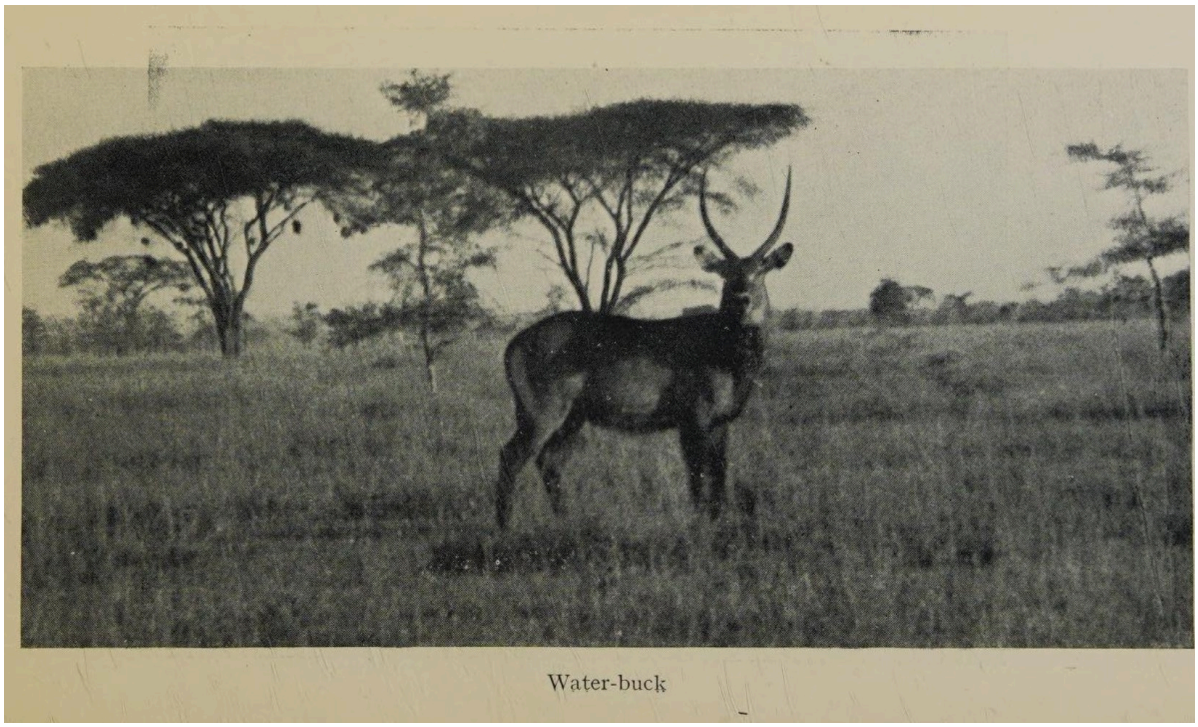
Mittags, wenn unsere Körper nicht einen Fingerbreit Schatten werfen und die Sonne ihre feurigen Blitze senkrecht auf uns schleudert, halten wir inne und stürzen benommen in den Schatten irgendeines Dickichts für eine kurze Mittagsruhe. Nach einer Dose Sardinen, deren sprudelndes Öl mir fast die Finger versengt, und einem Becher lauwarmen Wassers beginnt mein Geist, der in den letzten drei Stunden die Arbeit völlig eingestellt hatte, sich wieder zu regen.

Es gibt wieder Ärger mit der Schokolade.

Elefantenjagd ist nicht nur ein Zuckerschlecken

Schokolade ist mein einziger kleiner Luxus. Eine kleine Tafel Schokolade, ordentlich in Silberpapier eingewickelt. Aber wenn der Zorn der Sonne darüber hergefallen ist, erfährt sie seltsame Metamorphosen. Manchmal ist sie zu einem Rhomboid gequetscht worden, manchmal zu einem Trapez, manchmal zu einem Polygon, das keine Geometrie definieren könnte. Und auf irgendeine unbegreifliche Weise gelangt das Silberpapier bei solchen Gelegenheiten nach ganz innen und die Schokolade nach außen. Jeden Tag kann ich mein

Mittagsmahl mit dem Vergnügen einer fast unkontrollierbaren Neugier erwarten, welche neue Gestalt meine Schokolade diesmal annehmen wird.



Water-buck

Heute jedoch stand mir ein böser Schock bevor; denn die Hitze war zu viel für sie gewesen, und sie war gänzlich aus dem Proviantsack herausgelaufen. Alles, was sie als Erinnerung zurückgelassen hatte, war das Silberpapier.

Mich aus dem kurzen Nickerchen nach dem Essen aufzuraffen, ist wie das Erwachen aus einem Drogenrausch. Wonach genau bin ich eigentlich her? Oh, natürlich. Elefantenfährten. Na los, dann.

Wieder einmal überlasse ich meinen sorgfältig abgekühlten Kopf der zügellosen Sonne und meine zerlumpte Kleidung sowie die blutende Haut den Dornen zur weiteren Behandlung. Aber von Elefantenfährten – frischen und großen, wie ich sie suche – fehlt jede Spur.

Drei Stunden später kehre ich um, damit ich das Lager erreiche, bevor die Dunkelheit hereinbricht, denn die Eingeborenen sind nachts ebenso hilflos, wie sie am Tag glänzende Führer sind. Ihr Führer und Kirongozi ist die Sonne.

Nun, auf dem Rückweg, lässt die Flamme des himmlischen Kirongozi endlich nach. Er hat den Großteil seiner Munition verbraucht, seine Kraft eingesetzt, weiß, dass er besiegt ist, und läuft in ohnmächtigem Zorn darüber immer röter und röter an. Und je mehr ihm das Blut in den Kopf steigt, desto harmloser wird er. Nach fünf Uhr ist er so gezähmt, dass man ihm direkt ins Gesicht sehen kann. Aber er versucht es immer weiter, wird immer apoplektischer bis gegen sechs, wenn er plötzlich platzt – und sein Blut über den tiefen westlichen Himmel spritzt.

Die tropische Nacht ist kein taktvoller Zauderer. Sie senkt sich plötzlich herab, noch bevor die Dämmerung einen Blick riskieren kann, fegt in wenigen Minuten das blutbefleckte Lager der Sonne rein, verhängt und verdunkelt die Welt, während sie nicht eins nach dem anderen, sondern mit einem einzigen gewaltigen Hauptschalter ihr Heer von Sternenlampen entzündet. Sie hat es eilig, aus Angst, sie könnte auch nur einen einzigen Moment ihrer zwölfstündigen Herrschaft verlieren.

Ich erreiche mein Zuhause sozusagen gerade zur Sperrstunde. Todmüde, hungrig, schmutzig, zerlumpt. Nicht dass es jetzt eine Rolle spielen würde, denn vor mir liegt die ganze Palette des Vergnügens.

Vor dem Zelt, im Schein der Lampe, wartet meine Segeltuchbadewanne darauf, mich zu umarmen. Das Wasser darin ist eine braune und stinkende Suppe – aber kühle, braune Suppe. Und zudem ist es darin dunkel, da das Licht der Lampe nicht so weit reicht, und es gibt so etwas wie Illusion. In solchen Momenten beschwört man jedes Fitzelchen davon herauf.

Dann ein ordentliches heißes Abendessen. Der erste Gang ist vielleicht nicht viel wert – es ist die tägliche Dosis Chinin. Aber danach kommen alle möglichen Dinge. Es stimmt wohl, dass es von einer Fülle von Moskitos, Motten und geflügelten Ameisen begleitet wird. Mehr, als man sich beim Abendessen wirklich wünscht. So viele, dass die Suppe davon wogt und das Glas von ihrem Flattern erklingt. Es klingt leise wie ein kleines Kristallglöckchen. Man könnte es sich als besonderes Verdienst anrechnen, die ertinkenden Selbstmörder einen nach dem anderen herauszufischen. Man könnte alle Rekorde im Lebensretten brechen. Der Bootsmann, der unter der Kettenbrücke in Budapest auf seine Beute lauert, könnte hier eine wahre Orgie feiern. Da es jedoch darum geht, neben den Wanzen und Käfern auch mein Abendessen zu retten, muss ich meinen Teller mit einem anderen Teller abdecken; dann schiebe ich mit äußerster Vorsicht eine Gabel und einen Löffel zwischen die beiden, ziehe einen Bissen Essen heraus und lasse die beiden Teller hastig wieder zuschnappen, schnell wie eine Mausefalle. Wie Perlen, die man aus einer halbgeöffneten Muschel angelt.

They saw me—they were coming

Nach dem Abendessen: Sprechstunde. Jeden Abend hocken fünf oder sechs Patienten hinter meinem Zelt in ihrem Freiluft-Wartezimmer. Dies kann ich allerdings kaum zu den Vergnügungen zählen – denn Dornen aus hornigen Negerfüßen zu ziehen, dreckige, eiternde Wunden und Skorpionstiche zu waschen und zu verbinden, Chinin und Rizinusöl zu verabreichen – meine zwei Allheilmittel –, trägt nicht gerade zum Genuss des Abends bei.

Dann kommt das übliche abendliche „Sauri“ (die Abendkonferenz). Der gesamte Ältestenrat kommt zu meinem Zelt: zwei Kirongozi, der Gewehrträger und ein Dolmetscher. Diese letzte Person ist notwendig, weil die Kirongozi nur die Wakamba-

Sprache verstehen und ich nur Swahili verstehe – so viel ich eben verstehe. Ich liege bei dieser Gelegenheit auf meinem Bett, und der Rat hockt rings um mich herum. Der Kriegsrat für den morgigendie Besprechungen ziehen sich sehr in die Länge und werden mit ungeheurer Feierlichkeit geführt. Jeder erklärt ausführlich seine eigene Meinung und beweist deren Richtigkeit mit Beispielen. Eine Abstimmung schlichtet die Differenzen, und wenn es uns schließlich gelungen ist, genau festzulegen, wie ich morgen den „großen" Elefanten schießen werde, löst sich die Konferenz auf. „Sauri ne kwisa, kwaheri!", sagen die scheidenden Ältesten. („Die Sitzung ist beendet, lebe wohl!")

Und schließlich ein wenig Schneiderei. Nicht viel. Nur das absolut, unumgänglich Notwendige. Die zerfetzten Beine meiner Hose reichen schon nicht weiter als bis zu meinen Waden und werden sich bald in Shorts verwandelt haben. Das Hemd ist inzwischen auch ziemlich hinfällig; Stoff für Flicken musste immer wieder unten abgeschnitten werden, was es schrittweise verkürzte, bis es nun kaum noch bis zur Hose hinunterreicht. Ich hatte nie eine große Vorliebe für die Schneiderei. Ich bin auch nicht sehr geschickt darin. Mein einziger Trost ist ein arabisches Sprichwort: „Deine Schönheit liegt nicht in deinem Kleid."

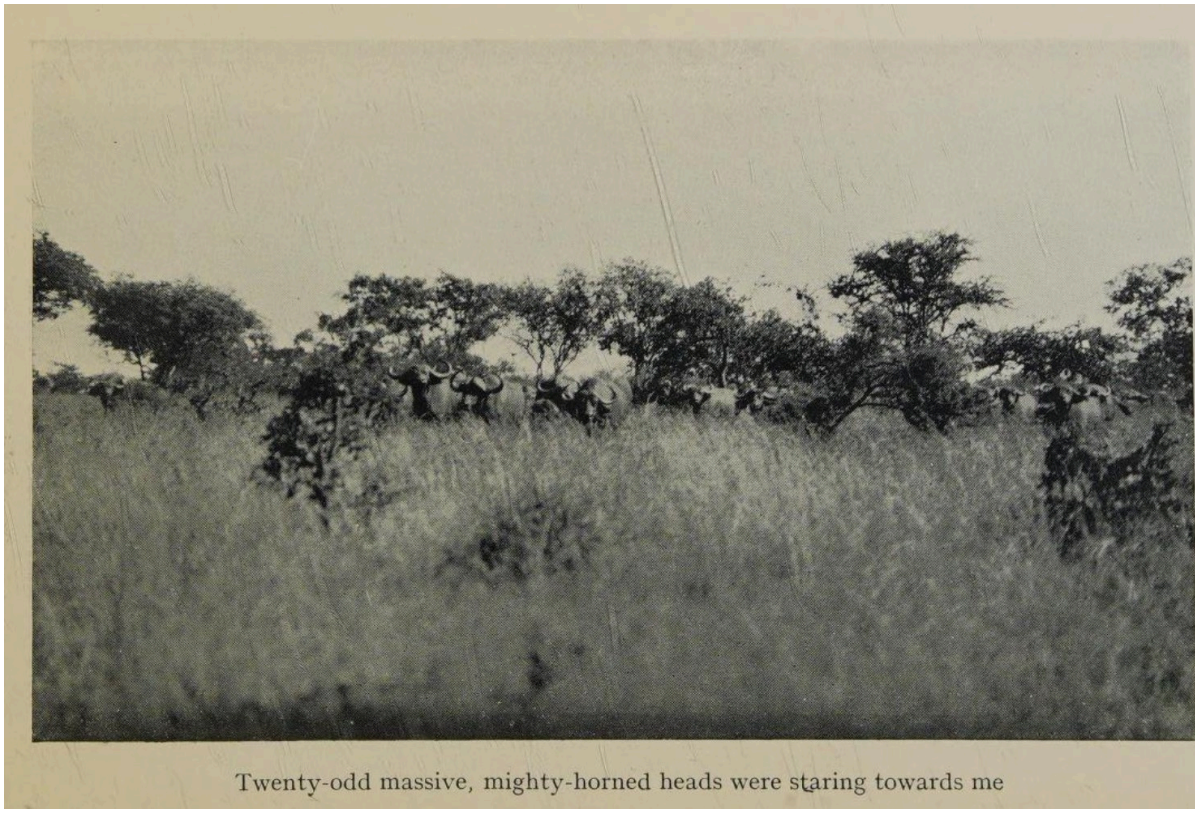
Und ganz zuletzt erscheint der „mpisi" (Koch) mit seinem großen Wecker, den ich auf die Zeit einstellen muss, zu der er am nächsten Tag aufstehen soll, und der zur Nachtzeit im Falle jeder ordentlichen Safari unter dem Kopf des „mpisi" ruht.

Alles sehr schön. Aber Elefantenfährten gab es auch heute nicht. Und wie lange soll das noch so weitergehen?

Das ist der Alltag des Elefantenjägers. Es gibt einige Ausnahmetage, an denen man Fährten findet, ihnen folgt, es aber nicht schafft, den Elefanten vor Einbruch der Nacht einzuholen. Und dann kann man, ohne Zelt und ohne Essen, die Nacht auf der Fährte verbringen, schutzlos den Angriffen der Moskitos und allen Launen des Wetters ausgeliefert.

Ich hoffe, dass mein Leser nach all dem ein gebührendes Mitleid mit mir empfindet. Ich glaube, ich sehe bereits Tränen des Mitgefühls in seinen Augen.

Genug des Jammerns; hinunter mit diesem halben Glas Whisky und Sumpfwasser und ab unter das Moskitonetz. Drinnen ist eine ganz andere Welt als außerhalb des Netzes. All der Eifer, der im Laufe des Tages verflogen ist, quillt wieder empor. Mit einem guten Buch ist man im Reinen mit der Welt; sogar mit den Elefanten. Und währenddessen keimt die Hoffnung, wie jede Nacht seit drei Wochen, wieder auf.



Twenty-odd massive, mighty-horned heads were staring towards me

Morgen vielleicht. . . .

KAPITEL III

DER HEXENDOKTOR

Kitui-Wald. Dezember 1932.

Seit Wochen reibe ich mich auf, strapaziere meine Beine und meine Geduld ganz umsonst; ich kann keinen Elefanten finden.

Meine eingeborenen Führer führen diesen mangelnden Erfolg auf die Machenschaften irgendeines bösen Geistes zurück.

„Es wird keine Änderung geben, bis Ihr nach dem nächsten ‚Makanga' (Hexendoktor) schickt. Nur er kann den Geist aus uns austreiben, und nur er kann uns mächtig machen."

Auf dieser Ausrede reiten sie schon seit Tagen herum.

Ich bin nicht abergläubisch. Zumindest bilde ich mir das gerne ein. Ich nutze jede Gelegenheit, das zu sagen. Aber das führt nur dazu, in mir den Verdacht zu bestärken, dass ich es doch sein könnte. Jeder Jäger ist es. Und in Afrika . . .

Ich lachte jedoch über den Gedanken, den Hexendoktor zu konsultieren; ich liebe keine Theateraufführungen, ich brauche keinen Hokuspokus, was ich will, ist ein Elefant, wir haben keine Zeit für solche Ablenkungen, und so weiter und so fort. Wenn man ergebnislos durch diese glühende, hirnverbrannte Dornenwildnis getrieben wird, bekommt man extrem schlechte Laune. Die Tropen greifen einem immer die Leber an.

Doch als mein Begleiter darauf zu bestehen begann, dass er es trotzdem versuchen wolle, und sei es nur um des Vergnügens willen, und sogar ohne mein Wissen nach dem

Makanga schickte, ertappte ich mich dabei, wie ich mit Interesse, ich möchte fast sagen mit Ungeduld, darauf wartete, was passieren würde. Obwohl ich meinen Freund währenddessen gründlich verfluchte und ihm empfahl, auf seine nächste Jagdreise eine Zigeuner-Wahrsagerin mitzunehmen.

Zudem brach ich als Zeichen meiner Verachtung das Lager ab und machte mich, ohne auf die Ankunft des Hexendoktors zu warten, demonstrativ auf den Weg in einen Bezirk, den wir bisher noch nicht erkundet hatten. Ich verabschiedete mich von meinem Partner und sagte ihm, er solle mich wissen lassen, wenn sein Freund, der Doktor, ihm einen Elefanten an einen Baum binde.

Am folgenden Abend traf ein Läufer bei meinem Zelt ein, mit einer Nachricht, die besagte, dass mein Begleiter einen großen Elefantenbullen geschossen habe; ich solle so schnell wie möglich zurückkommen, er werde mir mehr erzählen, wenn ich da sei.

Ich schüttelte den Kopf. Das ist Glück, sagte ich, nicht der Makanga. Dieser Makanga hatte ein gewaltiges Stück Glück, zur gleichen Zeit wie der Elefant einzutreffen. Die ganze Sache ist bloßer Zufall.

Aber trotzdem wurmte mich die Angelegenheit.

Und am nächsten Tag machte ich mich zu meiner Schande wieder auf den Weg zu dem Lager, das ich verlassen hatte. Sie brachten gerade die großen Stoßzähne herein. Mir lief das Wasser im Mund zusammen.

Mein Begleiter empfing mich mit folgendem Märchen:

„Du warst kaum fort, als der Hexendoktor eintraf. Zwei Halunken trugen seine magischen Apparaturen für ihn. Nach anderthalb Stunden immer außergewöhnlicheren Hokuspokus' begann er zu prophezeien, dass ich am nächsten Tag, wenn ich zur Jagd aufbräche, auf der rechten Seite meines Pfades das Skelett einer Giraffe finden würde. Dann, bald darauf, würde zu meiner Linken ein schwarzes Tier erscheinen; dieses schwarze Tier, das mir nicht aus dem Weg gehen würde, solle ich töten. Später würden die Fährten einer Elefantenherde meinen Weg kreuzen, aber obwohl es frische Fährten sein würden, solle ich ihnen keine Beachtung schenken, sondern direkt weiter nach Osten gehen, und bei Einbruch der Dunkelheit würde ich einen großen Elefantenbullen schießen. Das hat der Hexendoktor gesagt – und, ob du es glaubst oder nicht – genau so ist es gekommen!"

Bild

„Du willst mich wohl auf den Arm nehmen ..."

Aber am Ende musste ich ihm glauben. Abgesehen davon, dass mein Begleiter auf sein Ehrenwort schwor, gab es etwa dreißig Schwarze, die die Geschichte ebenfalls bezeugten.

Das schwarze Tier, das ihm nicht aus dem Weg gehen wollte, war eine schwarze Mamba, die giftigste Schlange Afrikas, und mein Freund schoss ihr, seinen Anweisungen gemäß, durch den Kopf. Und es sprach nicht viel dafür, dass das Skelett der Giraffe nur zufällig dort lag; Giraffenskelette liegen nicht überall herum; ich habe dieses Jahr kein einziges gesehen. Und Elefanten hatten wir drei Wochen lang ohne Ergebnis gejagt. Und nun, siehe da, brachten sie die Stoßzähne herein.

Aber trotzdem bin ich nicht im Geringsten abergläubisch. Niemand darf annehmen, dass ich es bin. Wie sollte ich? Ich bin nur interessiert; ich möchte wissen, ob Magie bei mir

wirken könnte; ich meine, ob ich genau solches Glück haben könnte.

An jenem Abend unterzog auch ich mich der Behandlung, nur um über die Wissenschaft des Hexendoktors lachen zu können.

Der Makanga ließ uns alle in einer Reihe aufstellen, mich und meine Gefolgsleute, und nach kurzem Nachdenken begann er, wild schreiend um uns herumzutanzen. Hin und wieder hielt er vor dem einen oder anderen von uns inne und blies uns heftig ins Gesicht. Ich weiß nicht, wie es den anderen ging, aber ich persönlich mag es nicht, wenn mir jemand heftig ins Gesicht bläst. Aber trotzdem hielt ich es aus; man tut viel um eines großen Elefanten willen. Ich blinzelte nur. Dann erschuf der Makanga einen ganz besonderen Zauber um uns herum und trieb einen Teufel aus uns aus. Trieb ihn kreischend aus uns aus. Schließlich nahm er meine Gewehre zur Hand. Er streichelte sie eines nach dem anderen und blies dann in die Läufe. Blies den Teufel aus ihnen heraus. Was er hineinblies, musste mit einer Durchzugskette gereinigt werden.

Dann kam die Prophezeiung. Wir mussten uns in einem Kreis aufstellen, der Doktor hockte in der Mitte, mit seinen zwei Gehilfen zu beiden Seiten. Er breitete einige kleine Tierfelle vor sich aus, Felle von Zibetkatzen und Erdhörnchen. Dann holten sie aus den Tiefen eines gewaltigen Kruges mehrere Hände voll getrockneter Bohnen verschiedener Farben hervor. Schwarze und gelbe und weinfarbene Bohnen, und darunter eine schneeweiße Bohne. Lange Zeit sortierte und mischte er sie, bis auf jedem der Felle ein Haufen Bohnen einer anderen Farbe gesammelt war und die weiße Bohne auf der flachen Hand eines der Assistenten des Hexendoktors lag.

Dann holte der Doktor seinen Bogen hervor, klemmte einen leeren Flaschenkürbis zwischen Bogen und Bogensehne als Verstärker ein und begann auf dieser improvisierten, einsaitigen Harfe zu zupfen. Dazu stimmte er einen leisen, fistelnden Gesang an, von dem keiner von uns auch nur einen einzigen Pieps verstehen konnte. Er sang in seiner eigenen Hexendoktor-Sprache, sang jedem kleinen Bohnenhaufen ein spezielles kleines Liedchen.

Als er damit fertig war, schüttete er alle Bohnen, die weiße und alle anderen, zurück in den Krug, schüttelte sie gut durch und reichte sie dann dem Kreis seiner Zuhörer. Einer nach dem anderen mussten wir sie schütteln und den magischen Kürbis weiterreichen – sozusagen die Karten mischen.

Bild

Nach dem Mischen kam noch ein weiteres kleines Liedchen zur Begleitung der Harfe. Dann nahm der Hexendoktor den Kürbis und schüttete seinen Inhalt über die Felle vor sich aus. Davon, wie viele und welche farbigen Bohnen auf jedes Fell fielen, aber vor allem davon, wie die weiße Bohne fiel, hing die Zukunft ab.

Der alte Magier machte sich fast sofort daran, die Botschaft der Bohnen mitzuteilen, welche wie folgt lautete:

„Morgen früh werdet Ihr aufbrechen (so viel wusste ich, ohne dass ein Hexendoktor es mir sagte) und am Abend werdet Ihr wieder ins Lager zurückkehren (das überraschte mich auch nicht). Geht am nächsten Tag nicht auf die Jagd, selbst wenn Ihr Nachricht erhaltet, dass Elefanten in der Nähe sind. Am Tag darauf könnt Ihr aufbrechen. Ihr werdet einen einäugigen Mann treffen, der Euch um Salz bitten wird. Gebt ihm etwas. Am Abend dieses Tages werdet Ihr frische Elefantenfährten finden, Ihr werdet auch das Trompeten von Elefanten hören, aber den großen Elefantenbullen werdet Ihr erst am Tag danach oder sogar erst am dritten Tag schießen."

Das ist die Hauptsache, sagte ich mir, der Rest interessiert mich nicht. Ich werde bereitwillig einen weiteren Tag Verzögerung opfern, es ist mir sogar egal, wenn ich meinen Elefanten am fünften Tag bekomme, solange ich ihn bekomme.

Damit endete die Zeremonie. Der Abend brach an. Gute Prophezeiungen können nur im Dunkeln erfolgreich durchgeführt werden – leider, denn ich konnte es nicht fotografieren.

Und am dritten Tag, mittags, schoss ich, wie angekündigt, einen Achtzigpfünder.

Zwar traf ich keinen einäugigen Mann, der mich um Salz bat, noch hörte ich das Trompeten von Elefanten, das mir für den ersten Tag versprochen worden war. Aber was scheren mich solche kleinen Schönheitsfehler? Die besten Hexendoktoren versprechen sich hin und wieder mal. Der Elefant wurde wahr, und das, nicht ein halbblinder Neger, war es, worauf ich aus war.

Ich bin nicht abergläubisch, aber sollte ich zufällig wieder diesen Weg entlangwandern, würde ich trotzdem Seine Exzellenz, den Hexendoktor, konsultieren, bevor ich mich an die Arbeit mache. Um eines wirklich respektablen Paares Stoßzähne willen lasse ich mir so oft ins Gesicht blasen, wie es beliebt.

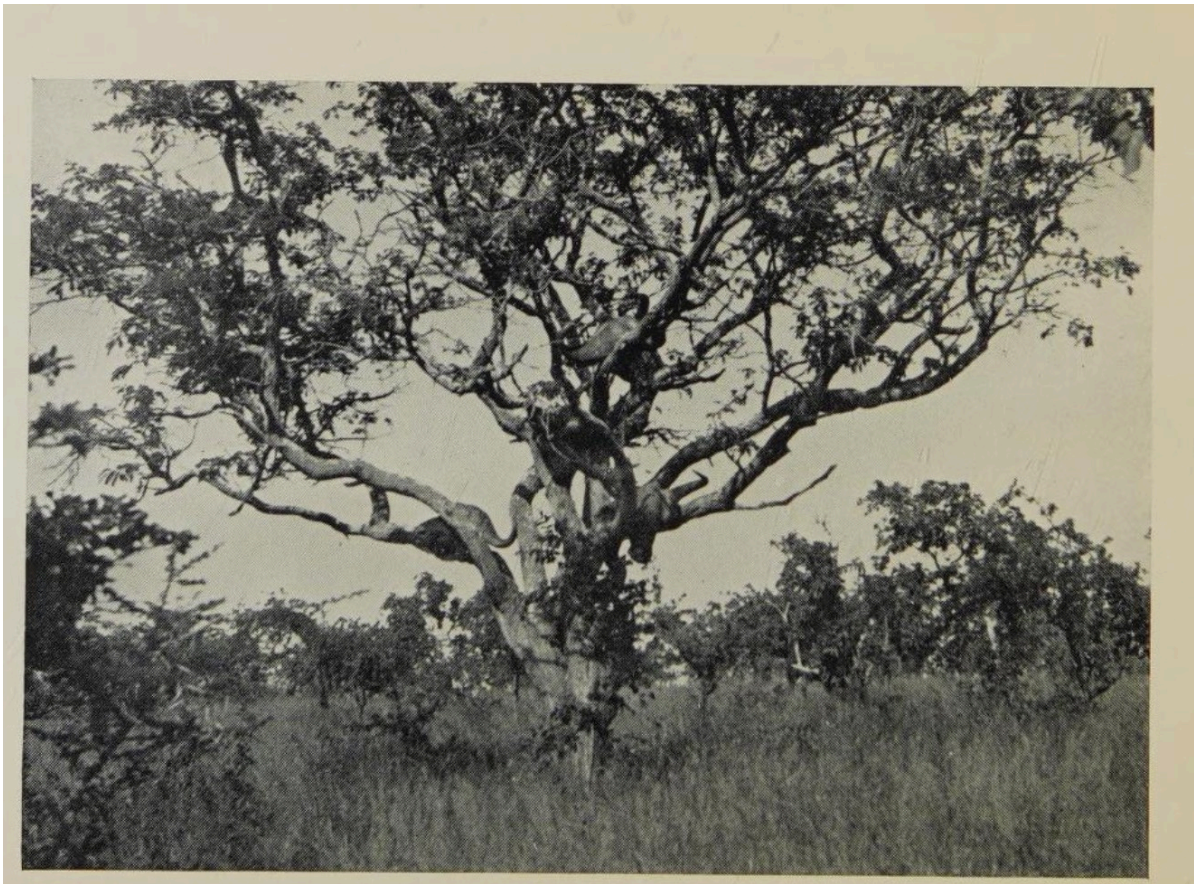
KAPITEL IV

BONGO

Der Bambuswald. Januar 1933.

Ich befinde mich im Herzen des tropischen Afrikas, und irgendwo in der Nähe meines Zeltes verläuft die rote Linie des Äquators – und noch nie war mir so kalt, selbst wenn ich zu Hause im Januar auf Wildschweinjagd war.

Es ist Nacht. Ein bleierner Regen prasselt herab, und ein heulender Sturm versucht mein Zelt zu entwurzeln. Ein milchfarbener Nebel dreht und gleitet auf den Schwingen des Sturms, und um mich herum knarrt und rattert der Bambuswald wie das sturmgepeitschte Gebälk eines alten Schiffes. Ich habe einen Blecheimer voll glühender Kohlen in mein Zelt stellen lassen, um den Ort zu wärmen, aber er qualmt so entsetzlich, dass ich immer wieder, da ich keine Lust habe zu ersticken, für Luftzufuhr sorgen muss. Wenn ich die Zeltklappe aufknöpfe, wirbelt der Sturm den Rauch des vor dem Zelt aufgehäuften Feuers hinein. Höchst unangenehmes Wetter.



The Horned Tree

Dieses nasse und trübselige Lager von mir liegt am Hang des 10.000 Fuß hohen Kinangop, südlich des Mount Kenya. Hier ist es seit einer Woche immer nasser geworden. Und trotz aller Nässe: vergeblich.

Ich habe mir eine ziemlich harte Aufgabe vorgenommen. Ich möchte einen Bongo schießen. Das ist nicht einfach. Im Gegenteil, um ehrlich zu sein, es ist teuflisch schwer.

Denn der Bongo ist Afrikas seltenste Antilope. Er ist die Riesenantilope der Urwälder, der Eremit undurchdringlicher Dschungel, die unerfüllte Ambition zahlloser Jäger, die weiße Amsel afrikanischer Trophäensammler.

Im Übrigen ist das arme Ding harmlos genug. Die Jagd auf ihn birgt keinerlei Gefahr. Sie verspricht nicht die Aufregung der Jagd auf Elefanten, Löwen oder Büffel; soweit ich weiß, hat noch nie ein Bongo jemanden angefallen. Und doch, wie viele afrikanische Jäger würden mit größtem Vergnügen fünfzehn Löwenfelle gegen einen Bongokopf eintauschen! Denn Löwen werden in Mengen geschossen. Löwenjäger sind hier alltäglich. Aber der Bongojäger, oder vielmehr jemand, der wirklich einen Bongo geschossen hat, ist so selten wie Schnee im Juni.

Einen Bongo zu schießen, ist größtenteils Glückssache. Ich kenne jemanden, der vor kurzem hierherkam und am Abend des allerersten Tages, in Rufweite seines Zeltes, einen Bongo schoss und am dritten Tag dessen Kopf in der Bar in Nairobi zur Schau stellte. Danach – so sagt er – wagen die Leute zu behaupten, Bongojagd sei schwierig.

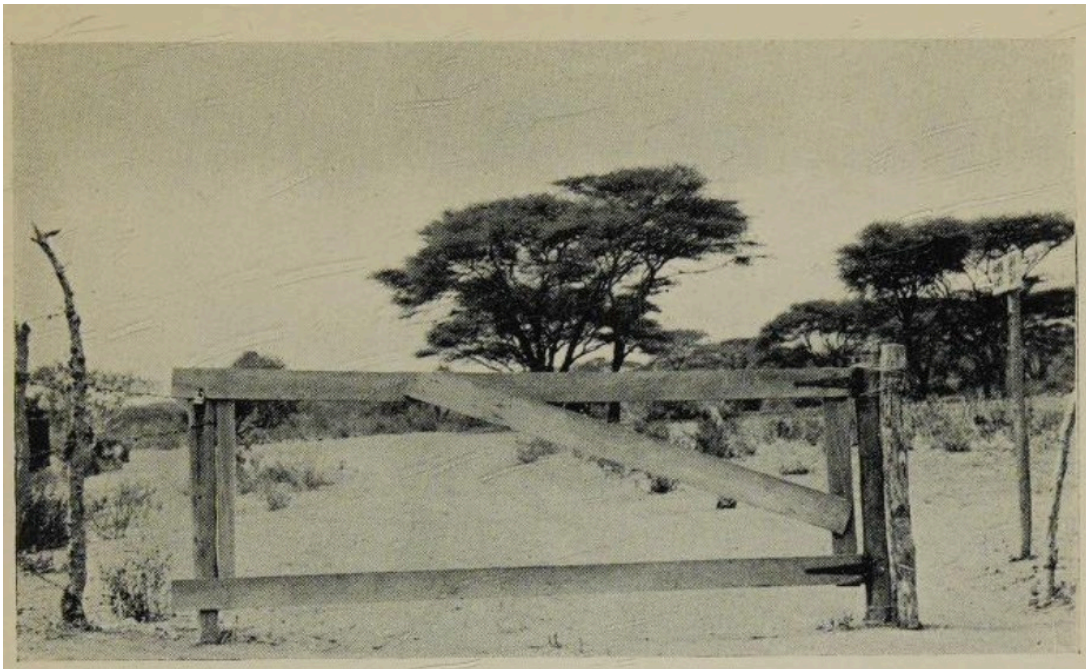
So etwas kommt vor, aber ich kenne einige Leute, und nicht wenige, die sechs Wochen lang ohne Unterlass den Bongo gesucht haben, ihm vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang gefolgt sind, nachts auf ihn gelauert haben, ohne jemals auch nur eine Ohrspitze gesehen zu haben.

Ich werde es nicht sechs Wochen lang aushalten, das ist sicher. Ich habe die Nase gestrichen voll von dieser hoffnungslosen Arbeit. Im wahrsten Sinne des Wortes gestrichen voll, denn mein Hals ist von den Durchnässungen und dem Frieren so angeschwollen, dass mein Enthusiasmus in Bezug auf den Bongo rasch verfliegt.

Wenn das Wetter sich nicht so benehmen würde, als wäre es besessen, wenn nicht jedes einzelne meiner Besitztümer durch und durch nass wäre, wenn nicht meine schwarzen Diener einer nach dem anderen krank würden, könnte ich dem Bongo noch verzeihen. Denn das Land ist schön, gesund, und die Luft ist belebend. Es gibt keine unangenehmen Insekten, weder Moskitos, Tsetsefliegen noch Skorpione. Man wird nicht von Durst, ewigem Schwitzen und der Einnahme von Chinin geplagt. Es ist ein wunderbarer Ort. Ich habe die Nase gestrichen voll davon.

Jetzt, während ich schreibe, liege ich voll bekleidet, mitsamt Mantel, auf meinem Bett und kann wegen der Kälte und des Knirschens der windgepeitschten Bambusstämme nicht einschlafen; stattdessen nehme ich eine Schale heißes Wasser aus dem auf dem Feuer sprudelnden Eimer, verfeinere es mit etwas Whisky und mache mit meinem Tagebuch weiter.

Ein paar Worte zu diesem Bambuswald, der das Lager des Bongos ist. Dunkelgrüne Stämme, so dick wie Telegrafenmasten und so hoch wie ein zweistöckiges Haus und so dicht beieinander wie ein Weizenbündel, bilden ihn. Man kann sich nur entlang der Elefantenpfade bewegen – es gibt hier in der Gegend reichlich Elefanten –, denn inmitten der Bambusse käme eine Schnecke schneller voran als ein Mensch. Das Unterholz besteht aus Brennnesseln, so hoch wie ein Mann und feuriger als unsere Brennnesseln zu Hause – so feurig, dass sie durch zwei Hosenbeine, die ineinander stecken, hindurchbrennen. Hoch oben tragen die Bambusstämme blassgrüne, fiedrige Blätter, ein dichtes, ineinander verwobenes Blätterdach, das den gesamten Wald darunter verdunkelt. Selbst tagsüber herrscht im Bambuswald Dämmerlicht.



Tanganyika Frontier

H.M. Customs Office, Tanganyika

Die dreißig bis vierzig Fuß hohen Bambusstämme sind voll von kristallklarem Wasser, jeder von ihnen eine grün gestrichene Wasserleitung; wenn wir durstig werden, schlagen wir mit einem Beil in irgendeinen Stamm, das Rohr birst, und heraus sprudelt feinstes Trinkwasser. Oh, wenn es doch unten in der stickigen Hitze des Kitui-Elefantenwaldes nur ein paar solcher Wasserleitungsbäume gäbe. Hier, in dieser Kälte, zapfen wir sie natürlicherweise nicht allzu häufig an.

Es scheint, dass es im Bambuswald niemals still ist. Selbst die kleinste Brise lässt die Bambusstangen knarren und stöhnen, und wenn der Wind nur ihre Wipfel kräuselt,

knirscht und klagt der ganze Wald, als würden schwer beladene Wagen mit ungefetteten Achsen holprig hindurchgezogen.

Die Luft ist – wie ich sagte – ausgezeichnet. Frisch, kräftigend, kühl, nur infolge der großen Höhe ziemlich dünn, sodass man eher keuchend atmet und schnell außer Atem gerät. Inmitten der Bambusse ist es noch schlimmer, da das gewaltige Unterholz einen großen Teil des Sauerstoffs verbraucht. Die Fortbewegung ist auch nicht einfach. Man klettert ständig entweder bergauf oder bergab. Die ganze Region besteht aus Bergen, Tälern und Abgründen.

Dies ist die Heimat des Bongos. Hier kann man ihn schießen, wenn man kann. Ich bin ganz bescheiden geworden. Ich wage nicht einmal davon zu träumen, einen Bongo zu schießen, und wäre zufrieden, wenn ich nur für einen Moment dieses legendäre Tier erblicken könnte; nicht einmal das schaffe ich.

Wenn er doch nur hin und wieder aus diesen verzweifelten Bambussen herauskäme, aus dieser verfluchten Wildnis von Brennnesseln. Denn hier und da finden sich kleine Lichtungen, sumpfige, farnbedeckte Grasflächen. Aber dort, wo man ihn eventuell sehen könnte, wagt sich der Bongo niemals hin, denn ich habe nicht ein einziges Mal seine Fährten dort gefunden.

Normalerweise ruhe ich mich auf den Lichtungen aus. Man atmet tief auf vor Erleichterung, wenn man aus der Düsternis und Beklemmung der Bambusse herauskommt. Prächtige Farne, höher als ein Mann, und Büsche, die mit Blumen wie bunten Kornblumen bedeckt sind, überziehen die Lichtungen. Und hier und da fristet ein gemarterter, sturmgebeugter Baum sein Dasein inmitten der üppigen Unkrautmasse. Kleine gelbe Blumen ranken an ihm empor, und lange blassgrüne Moose hängen von seinen Ästen wie lauter windgepeitschte Weihnachtsmann-Bärte. Als wären die Bäume über und über mit Flachsfetzen und trockenem Seetang behängt. Aber all das interessiert den Bongo offensichtlich nicht; er bleibt lieber drinnen inmitten der Bambusse.

Ich habe ein paar Führer unter den Wandorobo-Eingeborenen gesammelt, die an den unteren Hängen des Berges siedeln. Diese Eingeborenen kennen jeden Kniff der Bongojagd, und ohne ihre Hilfe würde kein weißer Mann jemals einen Bongo schießen. Sie sind bemerkenswert geschickte Fährtenleser, erfahrene Jäger, zähe, harte Männer, die die Launen dieses Wetters in erstaunlichem Maße ertragen. Ihre Kleidung besteht aus nichts weiter als ein paar luftigen Fellfetzen, und aus diesem Grund macht ihnen der kalte Regen, der seit Tagen ununterbrochen niedergeht, überhaupt nichts aus. Sie sind nicht wie die Träger, die ich ...die aus Nairobi mitgebracht worden waren: mein Koch und mein persönlicher Diener, die trotz all der warmen Kleidung, die ich ihnen gegeben hatte, einer nach dem anderen krank geworden sind. Sie liegen nun mit einer tödlichen Erkältung in ihren Zelten und sind mittlerweile völlig nutzlos.

Elephant Country

Die Wandorobos jagen den Bongo seit unvordenklichen Zeiten, und zwar mit Hunden. Im Morgengrauen suchen sie die Ufer der Gebirgsbäche ab, die die Schluchten des Bambuswaldes hinabstürzen; denn dort geht der Bongo nachts zum Trinken, und dort finden sie vielleicht frische Fährten, denen sie mit ihrem unheimlichen Geschick durch das furchtbare Brennnesseldickicht des Waldes folgen. Stundenlang, manchmal den ganzen Tag, geht die mühsame Spurensuche weiter, oft mit nur einem gebrochenen Blatt, einem kaum sichtbar zerkratzten Bambusstamm oder einer zurückgebogenen Brennnessel als Orientierungspunkten. Wenn sie schließlich das Krachen des Tieres hören, das bei ihrer Annäherung aufspringt, lassen sie ihre Hunde los, denen es ganz gelegentlich gelingt, das Wild einzuholen und zu stellen. Während die Hunde es in Schach halten, geben die Wandorobos ihm mit ihren Pfeilen den Rest.

Auch ich setzte all mein Vertrauen in diese Wandorobo-Hunde; diese, so sagte ich mir, müssen einen Bongo für mich finden und stellen.

Ich habe ihnen zu viel Ehre erwiesen. Bisher hätte ich ganz gut ohne irgendwelche Wandorobo-Hunde auskommen können. Sechs dieser berühmten Bestien treiben hier in meinem Lager ihr Unwesen. Sie fangen alles Mögliche, außer Bongos. Sie fangen mein Frühstück, während es zubereitet wird, meine Stiefel, die am Feuer trocknen, meinen Mantel; und sie legen eine außerordentliche Vorliebe dafür an den Tag, in meinem Bett zu schlafen.

Es mögen gute Hunde sein, aber sie sind kein schöner Anblick. Sie sehen überhaupt keiner Hunderasse ähnlich. Sie sind sich – wie ich zu ihrer Schande gestehen muss – nicht einmal untereinander ähnlich. Jeder ist eine Rasse für sich. Ihr einziges gemeinsames Merkmal ist ihr Bellen. Sie sind ein Rudel von mischlinghaften, schielenden, unfreundlichen Zigeunerkötern. „Vollblütige Bongohunde.“ Aber ihre Herren halten ungeheuer viel von ihnen.

In den letzten zehn Tagen hatten unsere Bongohunde zweimal die Gelegenheit zu zeigen, dass sie ihres Namens nicht unwürdig sind. Bei keiner dieser Gelegenheiten machten sie etwas daraus. Zweimal gelang es uns, einen Bongo so nah zu verfolgen, dass wir deutlich

das Krachen und Rasseln hörten, als er davonstürmte. Die Wandorobos lösten sofort ihre Hunde von den Leinen aus Grasschnüren und begannen, sie mit eigenartigen und komischen Kriegsschreien anzustacheln. Die Meute stürzte sich mit unharmonischem Kläffen hinter dem Bongo her, und für ein paar Augenblicke schien es, als ob die Jagd wirklich im Gange wäre, aber dann wurden sie plötzlich ruhig, müde von der Verfolgungsjagd, und kamen zurück, liebenswürdig lächelnd wie jemand, der gute Arbeit geleistet hat, und warteten schwanzwedelnd auf ihre Belohnung.

Das Geschrei dieses ansehnlichen Sextetts hatte natürlich nicht nur den Bongo erschreckt, den sie aufgespürt hatten, sondern jeden anderen Bongo im Umkreis von fünf oder sechs Meilen. Aber die Wandorobos zeigten nicht das geringste Anzeichen von Verstimmung: „Dieser Bongo war schneller als unsere Hunde“, bemerkten sie mit unwiderlegbarer Logik und priesen weiter ihre nutzlosen Köter.

A Kill in Sight

Nachts schläft das Rudel um das ständig brennende Lagerfeuer aus Bambusstämmen. Bambus, der ins Feuer geworfen wird, heizt sich, da er voller Wasser ist, bald auf und platzt mit einem Knall wie ein Gewehrschuss und verbrüht alles in der Nachbarschaft. Bei jedem dieser Knalle stiebt das Rudel jaulend auseinander und lässt sich dann wieder nieder. Mittlerweile sind sie überall von den Heißwasserstrahlen und den fliegenden Funken verbrüht und versengt, aber das scheint ihnen nichts auszumachen. Feuerfeste Bestien.

Ich verstehe die Sprache meiner Wandorobos nicht, aber es gibt einen unter ihnen, der während des Krieges Soldat war und stolzer Besitzer einiger englischer Wörter ist. Alle Verhandlungen werden mit seiner Hilfe geführt. Dieser kriegerische Linguist ist eine große Persönlichkeit und ein großer Quell der Heiterkeit. Heute hat er aus Paraffin, Gewehröl und Asche eine „Dava“ (Medizin) gegen meine Halsschmerzen zubereitet. Damit soll ich mir den Hals einreiben. Er war voll des Lobes darüber.

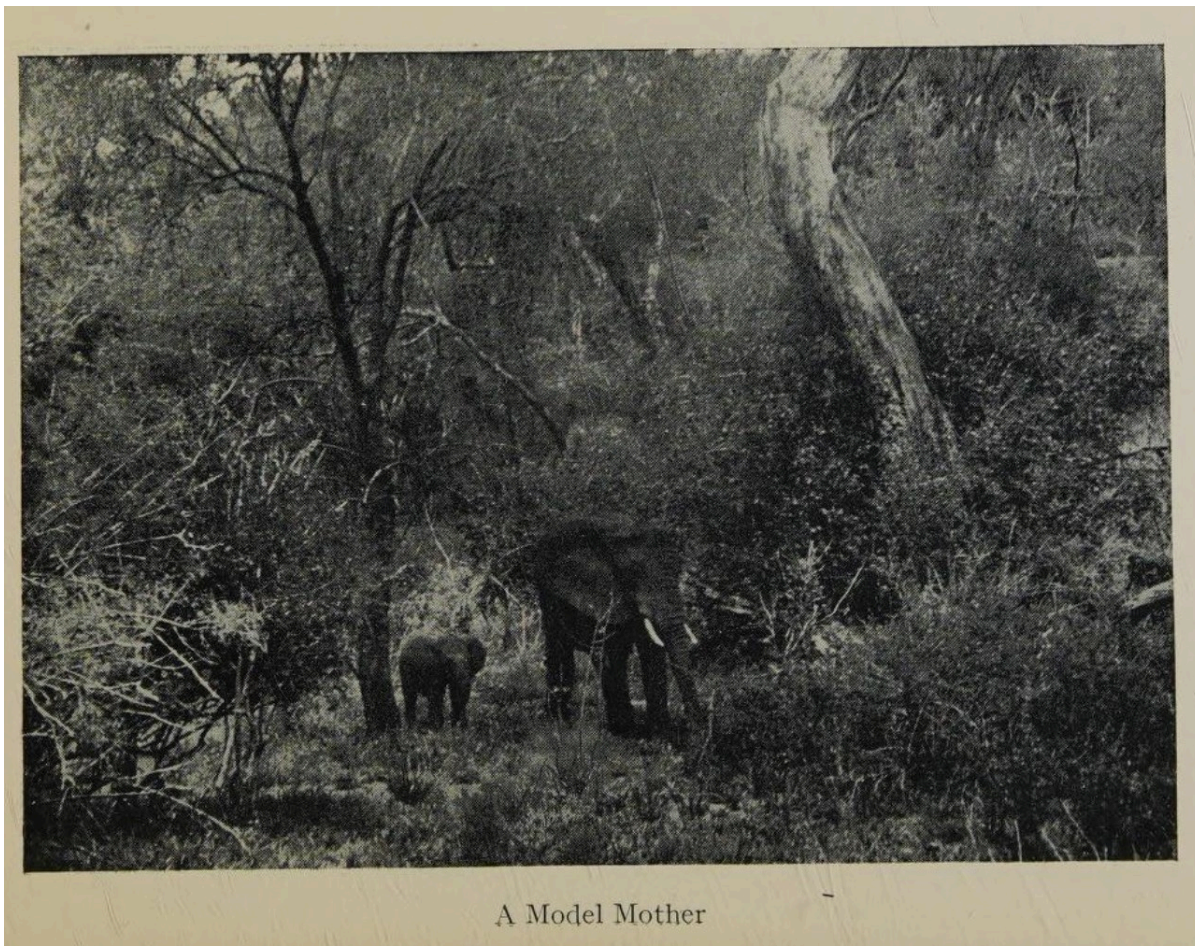
„This dava good to much. You take, bad cold he go finish.“ (Diese Dava sehr gut. Du nehmen, schlimme Erkältung weg.)

Fast immer begrüßt er mich, egal ob morgens, mittags oder abends, statt mit dem Swahili „Yambo“ mit dem englischen „Bye-bye“ und macht kichernd flatternde Gesten mit den Händen, wie er es bei den englischen Frauen in Nairobi gesehen hat.

Außer dem Bongo und ein paar Buschböcken (der kleinen Waldantilope) bewohnen nur Elefanten die Bambuswildnis. Es gibt hier in der Gegend reichlich Elefanten, aber all die großen Stoßzahnträger wurden schon vor langer Zeit geschossen, noch vor der Zeit der Jagdgesetze. Heutzutage findet man so selten ein ordentliches Paar Stoßzähne bei diesen Tieren, dass niemand sie jagt. So haben sie jeglichen Respekt verloren und trampeln nachts unaufhörlich um das Lager herum. Zweimal haben sie mich mit ihrem Trompeten und dem Rasseln des Bambus um mein Zelt aus meinen Decken aufschrecken lassen. Deshalb lasse ich die ganze Nacht ein großes, prasselndes Freudenfeuer lodern.

Ich bin ihnen auch am Tag begegnet. Schon am allerersten Nachmittag, als ich auf einer sumpfigen Lichtung nach Bongofährten Ausschau hielt, rasselte plötzlich der Bambus und brachte einen Elefanten hervor. Ich stand unter dem Wind, also hockte ich mich hin und beobachtete. Der Elefant, ein junger Zwanzig- bis Fünfundzwanzigpfünder*, trottete keine zwanzig Meter entfernt umher, schlug mit den Ohren, knickte Zweige ab, ließ den Magen rumpeln und machte sich allgemein eine gute Viertelstunde lang bei mir beliebt. Er erlaubte mir sogar, ihn zu fotografieren.

Auf derselben Lichtung überraschte ich gestern eine ganze Herde – vierundzwanzig Stück. Ich wollte sie auch fotografieren, aber sie entdeckten mich und stürmten in den Bambus. Dem Anblick und Geräusch dieses Sprints könnte nur ein Super-Tonfilm gerecht werden! Ein Bambusstamm knickt vor einem Elefanten um, als wäre er ein Streichholz. Es gab ein Krachen und Knallen wie von einer Batterie Maschinengewehre. Man könnte meinen, der ganze Wald sei verwüstet worden, aber nachdem die Elefanten weg sind, steht er da so dicht wie eh und je. Nur im Inneren ist es etwas unordentlicher als gewöhnlich.



A Model Mother

Der Sturm wird immer schlimmer. Er reißt links und rechts Bambusstämme um, und morgen werden wir eine schöne Arbeit haben, über sie hinwegzuklettern. Den Wandorobos zufolge verscheucht das Krachen der brechenden Stämme den Bongo, und

so ziehen sie hinunter zu den geschützten Seiten des Berges; aber ich kann ihnen im Moment nicht folgen, da ich nur wenige Träger habe, und die sind krank. . . .

Ich saß einmal an der oben erwähnten Bartheke in Nairobi. Ein alter und berühmter Jäger trank mit mir, einer, der den Bambuswald gut kennt und dort Bongos geschossen hat.

„Ich sage dir eines, junger Mann", sagte er. „Wer einmal dort oben seinen Bongo geschossen hat, will nie wieder zurück." Er war als notorischer Aufschneider bekannt, aber da glaube ich ihm. Er hätte den Ort nicht besser charakterisieren können.

Vier Tage später.

Es hat keinen Zweck. Der Regen und der Nebel halten an. Das Gewehröl hilft nichts; mein Hals ist völlig zugeschwollen. Der Koch ist ebenfalls krank, und es wird nicht mehr gekocht. Ich habe genug. Jemand anderes kann dem Bongo nachjagen.

Lager abbrechen.

KAPITEL V

KRANK

An den Ufern des nördlichen Guaso-Nyiro-Flusses. Januar 1933.

Fühle mich nicht ganz auf der Höhe. Kaum entferne ich mich ein paar Schritte vom Lager, bin ich todmüde und muss wieder umkehren. Ein wenig Fieber, kann keinen Bissen essen; der Teufel weiß, was mit mir los ist.

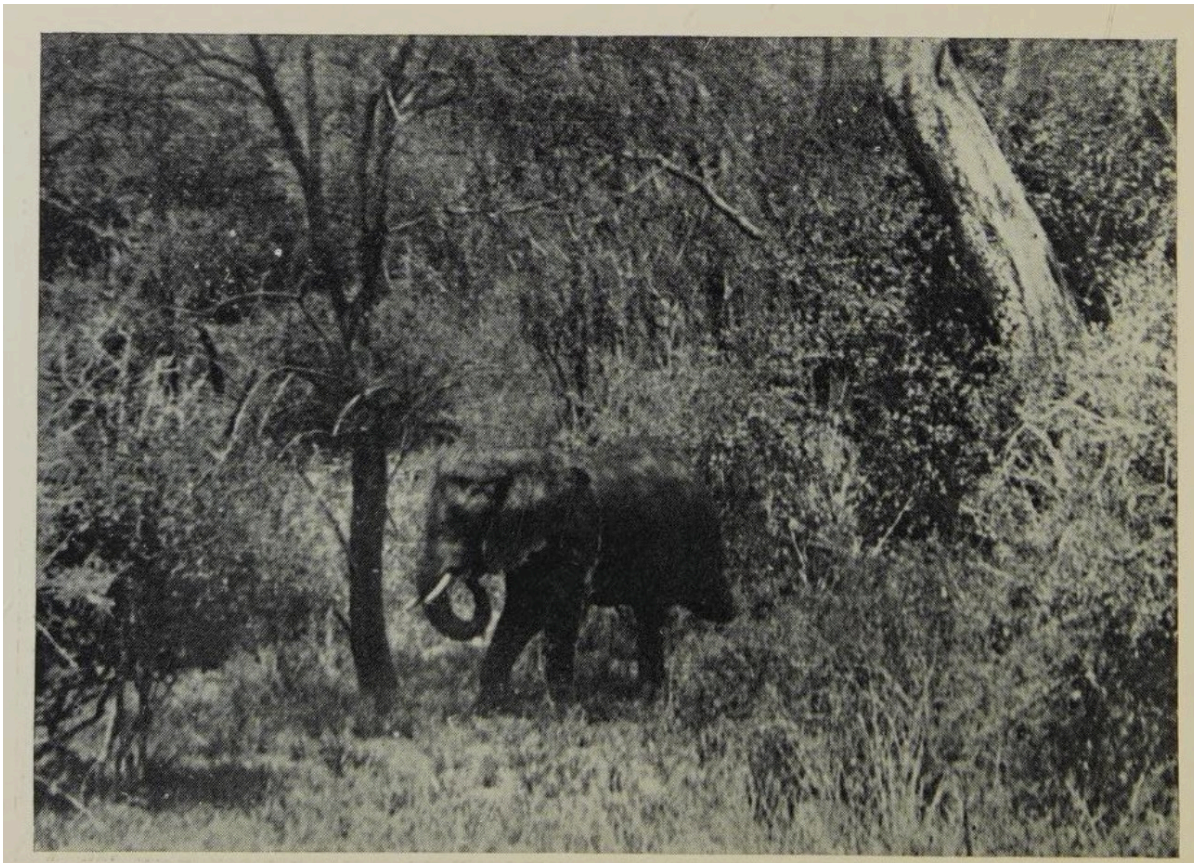
Vielleicht hat es etwas mit einem griesgrämigen alten Nashorn zu tun, das mich fast überwältigt hätte. Ich wollte ihm nichts Böses. Ich wollte es nur fotografieren – ohne seine Erlaubnis, ich gebe es zu.

Als ich es bemerkte, lungerte es auf einer Lichtung herum. Ich schlich mich vorsichtig gegen den Wind heran, versteckte mich hinter einem günstigen Busch und machte mich an die Arbeit. Ich baute meine Kamera auf, gab dem Jungen hinter mir mein Gewehr und fotografierte es dann ungestört, erst aus zwanzig Metern, dann aus fünfzehn. Es kam die ganze Zeit arglos grasend näher, aber als ich die dritte Belichtung auslöste – mittlerweile aus zwölf Metern –, hörte es das Klicken und kam ohne die geringste Warnung direkt auf mich zu.

Ich riss dem Jungen mein Gewehr aus der Hand und sprang gleichzeitig zur Seite, aber mein Fuß verfing sich in einer Wurzel und ich fiel der Länge nach hin, mitsamt dem Gewehr. Das Nashorn konnte seinen Angriff nicht stoppen, schleuderte meine Kamera in die Luft, stapfte mitten über mich weg, oder vielmehr über meine Beine, und schoss direkt in den Dschungel. Und das war das Letzte, was man von ihm sah. Meine Schwarzen waren blitzschnell auf einen Baum geklettert und starrten nun von ihrer Höhe zu mir herab, und ich saß auf dem Boden und starrte zu ihnen hinauf. Zum ersten Mal konnten wir unsere Sinne so weit sammeln, um wirklich Angst zu haben. Bis dahin hatten wir keine Zeit dazu gehabt.

Abgesehen von dem Schrecken war kein Schaden entstanden, nicht einmal an der Kamera, die auf etwas Weiches gefallen war.

Trotzdem hatte ich die Lust auf weiteres Fotografieren verloren, zudem fühlte ich mich elend und wandte mich daher Richtung Heimat.



A Young Bull

Meine Nerven waren immer noch ein bisschen in Aufruhr – es war ja kaum zehn Minuten her seit dem Angriff des Nashorns –, als es eine neue Aufregung gab: Einer meiner Männer blickte hinunter in das Bachbett und sprang schreiend zurück: „Chui!"*

Im nächsten Augenblick war ich an seiner Seite, konnte aber nichts sehen. Ich rannte am Bach entlang voraus zu einer übersichtlicheren Stelle am Ufer, und dann sah ich den Leoparden, wie er völlig arglos zwischen den Büschen am Flussufer entlangschlich.

Ich gab ihm eine Kugel, traf aber nur seinen Vorderlauf unterhalb der Schulter. Er wirbelte herum, sah mich und kam direkt die steile Böschung herauf auf mich zu. Ich sprang zurück hinter einen Busch, und als ich mein Gewehr hob, war der Kopf des Leoparden fünf Meter von mir entfernt. Wegen des Busches konnte er mich nicht sehen und drehte seinen fletschenden Kopf nach links und rechts, während er seinen gebrochenen, blutenden Vorderlauf vom Boden hochhielt. Mehr konnte ich von ihm nicht sehen. . . .

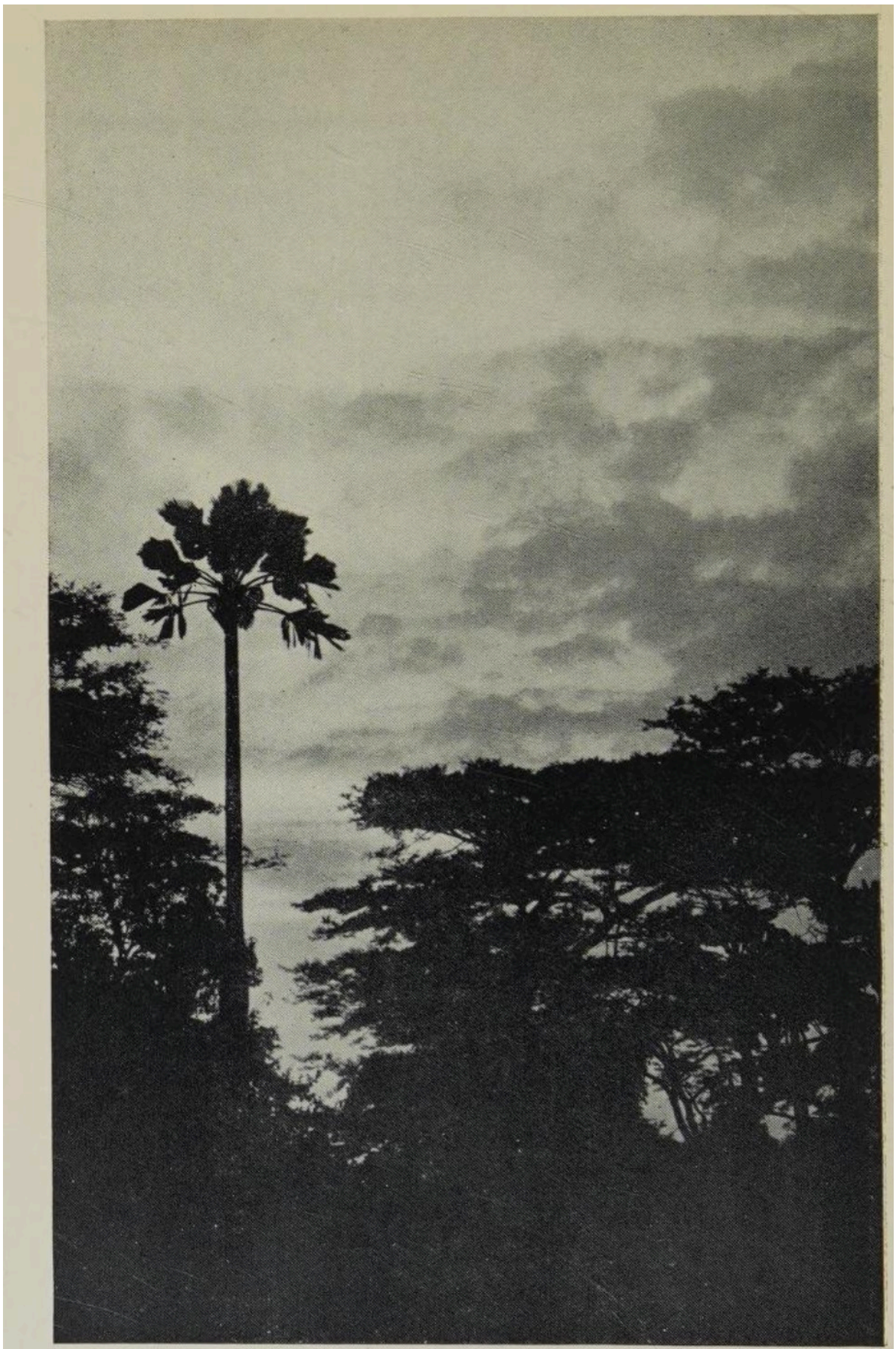
Durch eine Lücke in den Zweigen meines Busches schoss ich ihm in die Brust: Er kippte nach hinten um und wand sich wieder hinunter zum Bachbett. Ich sprang an den Rand der Böschung, sah den Leoparden sich unten wieder aufrappeln und mit einem gedämpften Grollen beginnen, am Fluss entlangzuschleichen; von den zwei Kugeln, die ich ihm hinterherschickte, erwischte ihn eine hinter dem Ohr, er schlug drei Purzelbäume und war tot.

Zu diesem Zeitpunkt war ich ganz in der Nähe des Lagers, und meine Schüsse waren dort gehört worden. Als ich zurückkam, ging ich erschöpft sofort zu Bett.

Abend: Fühle mich schlechter und schlechter, und offensichtlich werde ich aufgeben müssen. Den Symptomen nach ist es Ruhr. Mein werter Koch hat den ganzen Tag damit verbracht, aus den trüben Wassern des Guaso-Nyiro die zwei kleinen Fische zu fischen, die er mir als Überraschung zum Abendessen präsentiert hat. Sie haben mehr Gräten als ein altmodisches Korsett. Aber ich bekomme jetzt sowieso kein Essen hinunter, also macht es nichts.

Etwa einhundertachtzig Meilen von hier, am Fuße des Mount Kenya, liegt eine kleine Siedlung namens Meru. Dort kann ich, wenn ich ihn erwische, den nächsten weißen Arzt finden. Es gibt dort nur ein improvisiertes Krankenhaus für Eingeborene mit einem indischen Pfleger als „Hauschirurg", aber gelegentlich ist der weiße Visitationsarzt dort anzutreffen. Wenn es mir bis morgen nicht besser geht – und da besteht wenig Hoffnung –, werde ich packen und nach Meru aufbrechen. Wenn der Arzt da ist, wird er wenigstens jemanden haben, an dem er zeigen kann, was er kann. Aber ich denke mit einigem Unbehagen an die einhundertachtzig mehr oder weniger weglosen Meilen der Lastwagenfahrt nach Meru. Selbst für einen gesunden Mann ist das keine Vergnügungstour.

Nächster Abend: Hier bin ich in Meru, in einer Holzhütte wie eine Badekabine. Die Privatstation des Krankenhauses. Glücklicherweise habe ich den weißen Arzt hier erwischt. Er hat mich untersucht, diagnostiziert – was ich nicht bezweifelt hatte –, dass ich Ruhr habe, mir rechtzeitig eine Spritze verpasst, mir etwas Milch zum Abendessen geschickt und mir befohlen zu schlafen.



A Storm on the Way

Das lässt sich leicht befehlen, aber schwer ausführen. Alle vier oder fünf Minuten bekomme ich furchtbare Krämpfe, und mein Fieber ist schlimmer. Über die heutige Reise

will ich den Mantel des Schweigens hüllen. Sie war nicht angenehm. Obwohl ich unterwegs unter anderem einen Eid ablegen musste; aber ich will das alles nicht erklären, ich bin nicht in der Stimmung für Tagebuchschreiben.

Nächster Tag: Es lohnt sich auch nicht, viel über die letzte Nacht zu erzählen. Habe kein Auge zugetan. Die meiste Zeit war ich in Bewegung. Heute Morgen fühle ich mich ein bisschen besser.

Ich würde gerne weiter nach Nairobi, wo es ein gutes Krankenhaus gibt, wo man gut versorgt und tatsächlich geheilt wird. Nur liegt Nairobi einhundertdreißig Meilen von hier entfernt, und die Straße dorthin ist sehr schlecht, so dass der Arzt mich nicht lässt; er „will die Verantwortung nicht übernehmen" usw.

Aber heute Nachmittag kommt er herein, um mir mitzuteilen, dass er nun doch einen Läufer zur nächsten Telegrafenstation (fünfzig Meilen) geschickt hat und dass er von dort aus – falls die Leitung repariert wurde, denn der letzte Sturm hat sie unterbrochen – ein Telegramm nach Nairobi für ein Flugzeug schicken lassen wird. So will er mich transportieren lassen. In Nairobi steht immer eine Maschine bereit, um einer liegengebliebenen Safari zu Hilfe zu kommen. Eine sehr gute Einrichtung. Wenn das Ding nur jetzt käme.

Mein einziger Wunsch ist ein sauberes Bett und ein intelligenter Arzt. Und ein heißes Bad. Aber das sind drei Wünsche. Ich weiß, dass dieser Arzt sein Bestes tut, aber er hat nicht die notwendigen Medikamente.

Jetzt werde ich zurückgehen und euch erzählen, wie ich gestern mitten auf meiner Reise dazu gebracht wurde, einen Eid abzulegen.

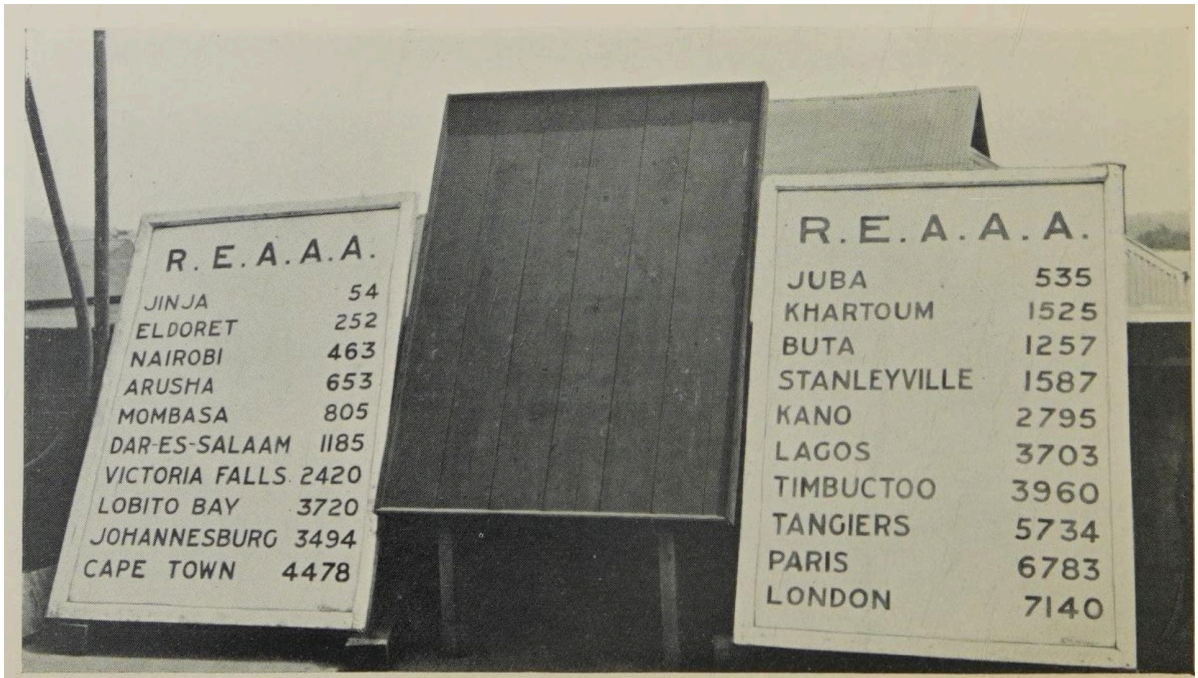
Die Sache geht auf den November letzten Jahres zurück, als ich in der Kitui-Region auf Elefantenjagd war. Man kann zwei Elefantenlizenzen erwerben; ich hatte aber nur eine genommen. Das macht jeder so. Die zweite nimmt man erst später, wenn man seinen ersten Elefanten geschossen hat. Das tut man deshalb, weil die Regierung einem das Geld nicht zurückgibt, wenn man keinen Erfolg beim Schießen hat.

Als ich also meinen ersten Elefanten schoss, telegrafierte ich nach Nairobi für eine neue Lizenz. Ich schickte ein Telegramm durch zwei eingeborene Läufer zum nächsten Bahnhof und gab ihnen das Geld, um es zu bezahlen.

Als ich zwei Wochen später nach dem Schießen meines zweiten Elefanten nach Nairobi zurückkam, war die Überraschung groß, mich im Besitz eines zweiten Paares Stoßzähne zu sehen. „Was ist das?", sagten sie. „Sie haben nur eine Erlaubnis erworben."

Es stellte sich heraus, dass mein Telegramm nie angekommen war. Die Läufer hatten das Geld gestohlen und waren nie am Bahnhof aufgetaucht.

Ich meldete mich also sofort bei den Jagdbehörden und erklärte, was passiert war. Sie antworteten, dass es in Ordnung sei, wir glauben Ihnen, aber wir können die Dinge nicht so stehen lassen; wir müssen Sie bitten, in Anwesenheit von zwei Zeugen einen Eid zu leisten. Was so viel bedeutete wie: Sie glaubten mir nicht.



The Forest Sign-post

Und als ich mich gestern auf meiner Reise an einem kleinen Ort namens Isiolo ausruhte, begrüßte mich der dort ansässige englische Beamte fröhlich mit den Worten:

„Ich habe schon lange nach Ihnen Ausschau gehalten. Auf meinem Schreibtisch liegt ein Befehl aus dem Hauptquartier, der mich anweist, Sie in Anwesenheit von zwei Zeugen einen Eid über irgendeine Elefantengeschichte schwören zu lassen."

„Aber hören Sie mal", antwortete ich, „ich kann kaum auf meinen Beinen stehen und bin auf dem Weg zum Arzt. Sie wollen mich doch jetzt nicht Eide schwören lassen, oder?"

„Es nimmt keine Zeit in Anspruch", argumentierte der Engländer, „und es tut nicht weh. Kommen Sie nur kurz mit mir ins Büro, und wir bringen es hinter uns."

Es wäre eine Übertreibung zu sagen, dass ich ins Büro „gehüpft" bin. Es genügt zu sagen, dass der Engländer mich so inständig anflehte, als hinge sein ganzes Dasein von diesem speziellen Eid ab, dass mir nichts anderes übrig blieb, als mich zu der zuckerhutförmigen Schilfhütte zu schleppen, die mit dem Namen „Büro" geehrt wurde. Als Zeugen bot ich meinen Gewehrträger und meinen Koch auf. Zwei ehrenwerte Neger, die dabei gewesen waren, als ich das Telegramm abgeschickt hatte.

Der Beamte war ein angenehmer Jüngling mit einem Mädchengesicht, der aussah, als hätte er erst gestern die sauberen, grünen Spielfelder von Cambridge verlassen. Er war tatsächlich erst vor einem Monat herausgekommen, und die Malaria hatte noch keine Zeit gehabt, sein Bild gelb zu färben. Ein altes, schmuddeliges Buch graute auf seinem Schreibtisch vor sich hin. „Legen Sie Ihre Hand auf die Bibel", sagte er, und dann las er den Eid vor, und ich sprach ihm mit zwei Fingern auf der Bibel nach. Es dauerte wirklich nicht lange. Danach legten meine beiden Männer den Eid ebenfalls ab, auf Swahili; aber da sie Mohammedaner waren, legten sie ihre Hände auf einen großen Koran mit zerfetztem Einband, anstatt auf die Bibel.

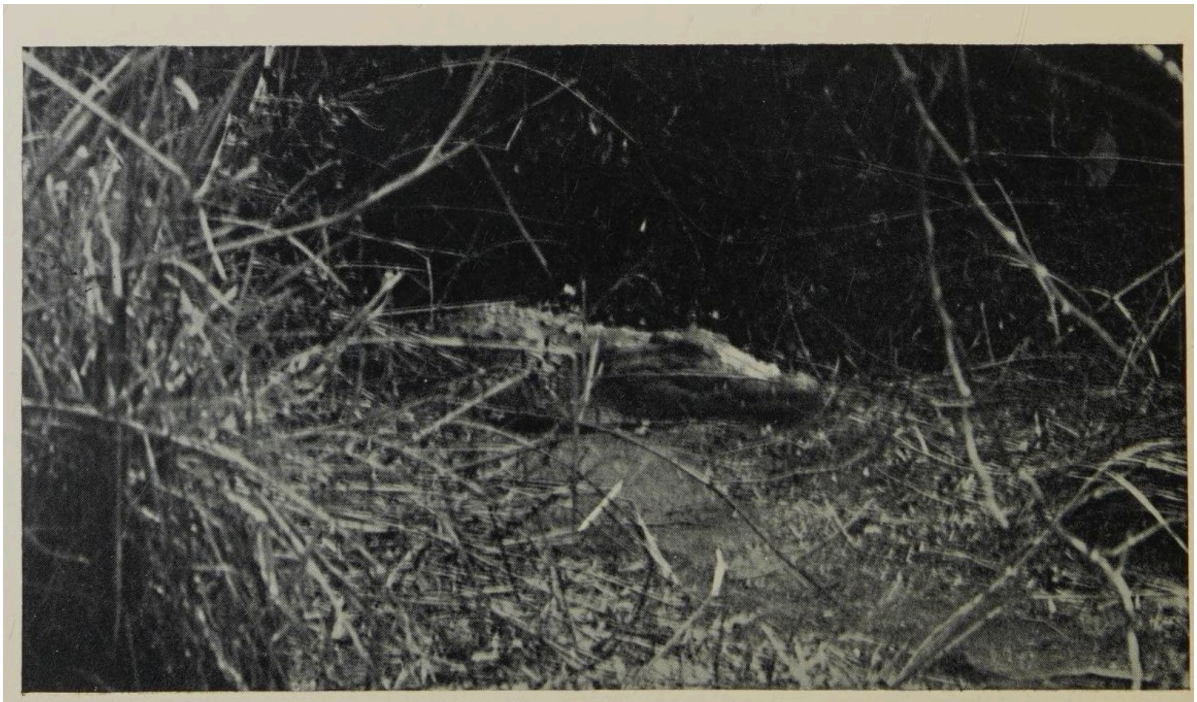
Dann mussten wir den getippten Text des Eides unterschreiben. Meine beiden Neger konnten weder lesen noch schreiben, also mussten sie ihre Daumen in Tinte tauchen und auf der gepunkteten Linie mit ihren Daumenabdrücken unterschreiben.

Ich fragte den Beamten, was er im Falle von nicht-mohammedanischen Eingeborenen täte, die natürlich weder auf die Bibel noch auf den Koran schwören könnten.

„Oh, wir sagen ihm einfach, dass wir die Geister gebeten haben, ihn auf der Stelle zu töten, wenn er nicht die Wahrheit sagt."

Das soll anscheinend für den abergläubischen schwarzen Mann ausreichen. Er hat solche Angst vor der Strafe durch die Geister, dass er es nicht wagt, einen falschen Eid zu leisten.

Als wir das Büro betraten, hatte der Engländer seinen Hut auf und seine Pfeife im Mund. Ich auch. Als wir mit dem Eid begannen, versuchte ich aufzustehen, aber der Engländer sagte mir, ich solle sitzen bleiben, da wir ganz unter uns seien. Bis dahin hatte ich gedacht, es sei üblich, den offiziellen Eid nur im Stehen, mit entblößtem Haupt und jedenfalls ohne Pfeife im Mund abzulegen. Hier herrscht offensichtlich eine andere Mode. Andere Länder, andere Sitten.



A Basking Crocodile, Fumwe

Das Magistrat von Isiolo ist entschieden ein gemütlicher Ort.

Wenn ich nur nicht diese furchtbaren Krämpfe gehabt hätte.

Der nächste Tag: Wenn ich nur ganz still liege, sind die Schmerzen gerade noch erträglich. Aber jede Bewegung und jedes Aufstehen tut umso mehr weh. Und ach, wie oft muss ich aufstehen!

Unter der Aufsicht des Arztes haben etwa fünfzehn Neger einen Flugplatz in der Nähe meiner Hütte vorbereitet. Sie ebnen und glätten das hügelige Feld, und hier soll das Flugzeug, das mich abholt, landen, wenn es kann und wenn unser Telegramm Nairobi erreicht hat. Mitten auf das Feld hat der Arzt in sechs Fuß hohen Buchstaben gemalt: „Falls Landung unmöglich, nach Nanyuki fliegen", falls der Flugplatz hier also nicht zufriedenstellend sein sollte, wird die Maschine in Nanyuki landen, das etwa fünfzig Meilen entfernt ist. Dort gibt es reichlich große Felder, auf denen die Maschine leicht landen kann.

Meru ist ein schöner Ort; ich meine, er wäre es ohne Ruhr. Er liegt hoch oben, am Fuße des bewaldeten, schneegekrönten Mount Kenya. Die Luft ist ausgezeichnet, und von dort, wo ich im Bett liege, kann ich ein schönes Schachbrettmuster aus Blumen und eine Schau von Schmetterlingen sehen. Krieger mit Speeren, Elfenbeinohrringen und Federn im Haar gehen vor der offenen Tür meiner Hütte ein und aus; und schlanke, nackte Mädchen, die mit zahllosen Kupferreifen klimpern. Sie bleiben stehen und starren herein.

„Bwana mkondjo", sagen sie. („Kranker Herr.")

Ich kann sie von dort aus fotografieren, wo ich liege. Und sie müssen ganz sicher nicht für die Mühe des Ausziehens vor dem Fotografieren bezahlt werden, wie es die Bewohner in der Nähe von Nairobi tun, die sich beim bloßen Anblick einer Kamera hastig in irgendeine Decke hüllen, nur damit sie dann gegen ein ansehnliches Trinkgeld (das für Bananenschnaps ausgegeben wird) dazu bewogen werden können, sich von ihrem Gewand zu trennen, begleitet von falschem Quietschen falscher Bescheidenheit. Rund um Nairobi sind dank der Flut von Touristen-Fotografen selbst die ältesten Weiber so bescheiden geworden, dass sie bei der Annäherung eines weißen Mannes ihre schrumpeligen Leiber bis zum Hals verhüllen und die Augen niederschlagen, in der Hoffnung, dass selbst sie sich gegen Geld ausziehen dürfen. Das Entkleiden vor den Kameras der Touristen ist eine weit verbreitete Form des Geldverdienens unter den eingeborenen Frauen.

Zwei Tage später: Keine Besserung. Mittlerweile lebe ich nur noch von Medikamenten. Jede Stunde irgendein widerliches, glyzerinhaltiges Zeug.

Heute Mittag herrschte große Aufregung. Das Flugzeug kam für mich; das heißt, es versuchte zu kommen, konnte aber nicht landen. Zweimal kreiste es um den für es vorbereiteten Landeplatz, dann warf es eine Nachricht ab, in der stand, dass ihm der Anblick des Ortes nicht gefalle und es zurück nach Nanyuki fliege, und „Privatstation", Meru-Krankenhaus.

Der Mount Kenya von Nanyuki aus gesehen.

...dass wir dorthin gehen sollten. Daraufhin verschwand es hinter den Wolken. Ich blickte ihm bitterlich nach. Heute Nachmittag werden sie mich auf den Lastwagen packen und nach Nanyuki transportieren.

After the Kill

Derselbe Abend: Nanyuki. Habe die Lastwagenfahrt vergleichsweise gut überstanden, aber da wir erst bei Einbruch der Dunkelheit hier ankamen, musste der Flug auf morgen verschoben werden.

Hier hat man mich im „Hotel“ untergebracht. Ein solches Hotel in der Wildnis ist das Plusquamperfekt an Luxus. Jeder Gast hat ein eigenes Haus. Zwölf Erdhütten mit Schilfdächern, jede aus einem Raum bestehend, nebeneinander in einem Halbkreis angeordnet; das sind die Hotelzimmer. Sie sind ziemlich komfortabel ausgestattet und haben sogar elektrisches Licht. In der Mitte des Hüttenhalbkreises erhebt sich ein Bungalow mit Schilfdach, das „Hauptgebäude“, wesentlich geräumiger als die übrigen. Auf seiner offenen Veranda trinken einige durchreisende Jäger Tee, sitzend in fröhlichen, karierten Sesseln. Drinnen ist es ein einziger langer Raum, von dem die eine Hälfte das Esszimmer und die andere das Rauchzimmer ist, mit einem riesigen Kamin und einem darin prasselnden Feuer. Außen und innen an den Wänden hängen Trophäen, Büffelköpfe, Löwenfelle; am Kamin liegen einige Vorjahresnummern englischer illustrierter Zeitungen. Der Wirt ist ein pensionierter englischer Marineoffizier.

An einer der kleinen Hütten steht „Bar“ geschrieben. Neben Getränken verkauft der Marine-Wirt Tabak, Munition, Chinin, Taschenlampenbatterien und ähnliche Notwendigkeiten für die Jäger. Komische Jagdzeichnungen, Gedichte und Sprüche zieren die Wände der Bar. Auf dem Tresen ist eine rote Linie aufgemalt, die den „Äquator“ markiert. Jedes Kind in Kenia weiß, dass der Äquator mitten durch den Tresen der Kneipe von Nanyuki verläuft.

All dies kann ich natürlich nicht beobachten, da ich in meiner Hütte liege. Aber als ich das letzte Mal herauskam, verbrachte ich eine Nacht hier, und zwei Jahre davor war ich an diesem freundlichen Ort umgekehrt. Exzellentes Essen, frisches Gemüse, Obst, herrliche Butter und Sahne erwarten hier den Jäger, der von seinen üblichen Entbehrungen zurückkehrt. Aber meinetwegen könnten sie diesmal da sein oder nicht.

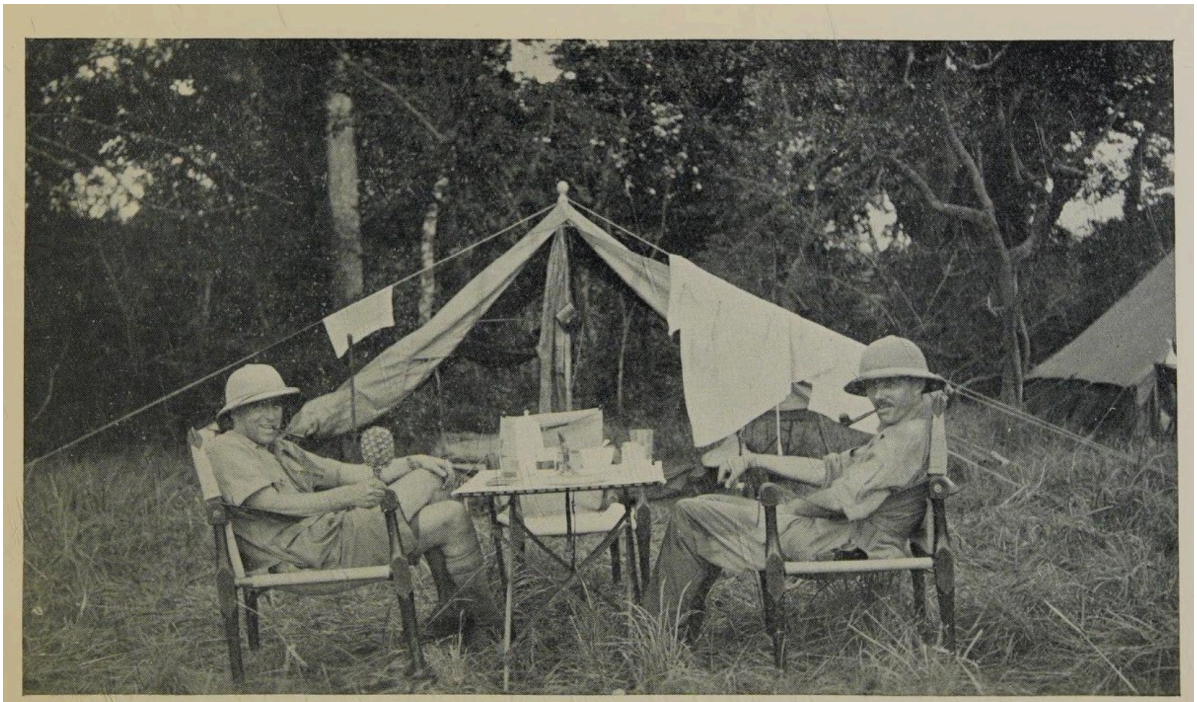
Wenn ich nur schon im Krankenhaus wäre.

Morgengrauen am nächsten Tag: Ich konnte nicht schlafen. Wir starten erst mittags, weil der Wind um den Gipfel des Mount Kenya jetzt wohl ziemlich steif weht und wir dort

hinüberfliegen müssen. Das Flugzeug, eine winzige, offene, zweisitzige, silberfarbene Moth, hockt dort unten am Ende des Feldes. Ich kann es von meinem Bett aus sehen. Ich bin normalerweise kein begeisterter Flieger, aber jetzt betrachte ich diesen kleinen Spielzeugvogel mit tiefstem Widerwillen. Und doch, wie sehnsüchtig habe ich ihn erwartet.

Was nützt es, ihn anzustarren? Ich drehe mich besser auf die andere Seite, wo der Gipfel des Mount Kenya, wie aus rosa Zucker gemacht, zum Fenster hineinschaut. Unter dem Gipfel treiben zerfetzte Wolken und ziehen ihren Schleier über die obere Hälfte des Berges, sodass nur die dunkelgrünen unteren Hänge zu sehen sind und darüber, über den Wolken, der leuchtend rosa Gipfel.

Der Duft von taufrischen Blumen im Morgengrauen flutet in mein Zimmer. Meine Hütte steht inmitten eines förmlichen Blumenmeeres: Ich kann aus dem prächtigen tropischen Gewirr vertraute Verbenen, Fuchsien und Buschgeranien ausmachen. Winzige Vögel mit weißen und dunkelblauen Schwänzen und türkisfarbene Schmetterlinge flattern und stürzen sich zwischen die Blumen und tragen zum Farbenwirbel bei. Schön, sehr schön, aber die Ruhr trägt nicht gerade zu den Schönheiten der Natur bei.



Home. Left: Széchenyi. Right: G. R. Runton.

Derselbe Abend: Krankenhaus von Nairobi. Jetzt ist alles gut. Jetzt würde ich nicht tauschen gegen... gegen – jedenfalls würde ich mit niemandem tauschen. Sie haben mir ein richtiges Bad gegeben, sie haben mich ins Bett gesteckt, und ich bin in einem sauberen, komfortablen kleinen eigenen Zimmer, in einem bequemen Bett, und eine freundliche alte Krankenschwester wuselt um mich herum. Der Arzt ist ein alter Freund von mir; er hat mich untersucht und mir gesagt, dass ich neben der Ruhr auch Malaria habe, und so kann ich jetzt zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. In zwei Wochen werden sie mich wieder fit haben, und ich kann wieder zur Jagd aufbrechen. Anscheinend bekomme ich auch hier nichts zu essen, außer etwa alle zwei Stunden Rhabarberpulver, und meine Schmerzen sind immer noch so schlimm wie eh und je, aber das alles ist jetzt zur Bedeutungslosigkeit verblasst. Zufriedenheit ist – dank Einstein – auch ein relativer Begriff. Das Krankenhaus von Nairobi ist im Vergleich zu den letzten zehn Tagen die Rettung selbst.

Nur ein paar Worte zum heutigen Flug, und es ist schade um sie. Bevor wir aufbrachen, jagten sie mir eine Dosis Morphium ein, leider keine ausreichend große, banden mich in die Maschine, und in drei Stunden war ich hier. Wir flogen dicht am Kenia-Gipfel vorbei und tasteten uns blind durch ein dichtes Nebelmeer, das den Berg umgab. Als die Welt um uns herum wieder rein und klar wurde, begann der Pilot mir sorgfältig das Land zu erklären, das unter uns vorbeizog, ermutigte mich hinauszuschauen, damit ich nach unten sehen könne, und zeigte mir sogar Wildherden. Aber die Aussicht interessierte mich nicht. Wenn der größte Elefant Afrikas unter uns spaziert wäre, ich glaube nicht, dass ich hinausgeschaut hätte. Und hiermit streiche ich diesen Flug aus meinen Erinnerungen.

Heute ist es eine Woche her, seit sie mich hierhergebracht haben. Es geht mir besser, aber weiß Gott langsam genug. Obwohl ich ausgezeichnet gepflegt werde, gut versorgt bin und es mir an nichts fehlt.

Es gibt fünf Krankenschwestern. Sie sind weder jung noch hübsch, aber sehr freundlich und kümmern sich rührend um uns. Sie kommen alle mit ihren eigenen Autos zum Krankenhaus, und in ihrer Freizeit steuern sie schnurstracks auf die Tennisplätze oder den Golfplatz zu. Ich habe noch nie so leidenschaftlich sportliche Krankenschwestern gesehen. Zu sehr, meint der Arzt, denn sie denken mitten in Operationen daran, Bälle zu schlagen und dergleichen.

Das Krankenhaus ist ein recht hübsches, gut gepflegtes Gebäude. Zwölf Patienten können gleichzeitig aufgenommen werden, jeder in einem separaten Zimmer.

Momentan gibt es außer mir noch sieben weitere Patienten: zwei abgestürzte Fliegerinnen – englische Mädchen, neunzehn oder zwanzig Jahre alt, die einfach in ihrer kleinen zweisitzigen Maschine von London aus starteten, direkt Kurs auf Südafrika. Eine von ihnen musste sich heimlich davonstehlen, weil es ihr sonst nicht erlaubt worden wäre. Sie kamen bis Kenia, aber vierzig Meilen vor Nairobi hatten sie Pech. Sie wurden von Dunkelheit und einem Sturm überrascht und stürzten ab. Die eine brach sich das Bein, die andere das Schlüsselbein, und die Maschine wurde in Stücke geschlagen. Sie verbrachten die Nacht in der unbewohnten Wildnis unter ihrer Maschine, ohne Essen und ohne Trinken, und pflegten ihre gebrochenen Gliedmaßen. Glücklicherweise fanden die Löwen kein Gefallen an ihnen, obwohl dort reichlich davon herumstreunen. Sie hatten keine Waffen; nicht einmal einen Bleistift. Denn am nächsten Abend trafen zwei eingeborene Läufer in Nairobi ein und brachten die Nachricht von dem Unfall: ein S.O.S., mit Lippenstift auf einen Seidenlappen geschrieben! Den hatten sie dabei. Aber keine Waffen und kein Essen. Erst am Morgengrauen des Tages darauf fand sie die Rettungsmaschine aus Nairobi. Gerade noch rechtzeitig. Sie waren fast verdurstet. Aber jetzt spielen sie fröhlich Grammophon draußen auf der Terrasse und beschäftigen sich nur mit der Frage, wie sie, wenn sie nach London zurückkehren, wieder in den Besitz eines anderen Flugzeugs kommen können. Damit, so sagen sie, hätten sie noch mehr Spaß.

The Harbour, Fumwę

Dann ist da der Großwildjäger, Captain C. Lang, der hier schon seit einem Monat im Bett liegt. Ein verwundeter Büffel hat ihn auf die Hörner genommen, ihn völlig zugerichtet, ihm das Becken, mehrere Rippen, ein Bein und beide Arme gebrochen. Es gab nicht viele Knochen an ihm, die nicht gebrochen waren. Die Ärzte halten ihn für ein Wunder, denn er überlebte gegen alle Regeln der Kunst. Jetzt pfeift er auch schon wieder fröhlich, schlurft sogar auf Krücken umher und kann es kaum erwarten, wieder auf die Büffel losgelassen zu werden.

Und da ist das Ehepaar, das von Bienen gestochen wurde. Sie wurden erst vor kurzem eingeliefert; Farmer aus dem Landesinneren, die in ihrem Auto Richtung Nairobi unterwegs waren, hielten an, um zu frühstücken, als ein Schwarm wilder Bienen sie angriff. Sie flohen vergeblich, die Bienen waren gnadenlos und stachen sie so heftig, dass dem Mann die Augen zuschwollen, er direkt gegen einen Baum fuhr, das Auto umkippte und der Frau der Arm brach. Ihre Gesichter und Hände sind alle einbandagiert und durch die unzähligen giftigen Stiche bis zur Unkenntlichkeit angeschwollen.

Schließlich gibt es noch einen Missionar, der an Schlafkrankheit leidet, und einen Jäger mit Schwarzwasserfieber. So ungern ich es gestehe: Ich bin der am wenigsten interessante Patient. Kann mich über nichts Besseres als Bauchschmerzen beklagen. Aber die habe ich dafür gründlich.

Zehn weitere Tage sind vergangen. Trotz der guten Pflege, des Komforts und der heiteren Gesellschaft habe ich dieses Krankenhaus gründlich satt. Ich möchte unbedingt weg. Wenn ich nur zu Kräften käme. Aber ich werde immer noch mit Schleimsuppe hingehalten, und das ist keine Nahrung für einen Jäger. Ich mache jetzt kleine Spaziergänge um das Haus, aber immer noch auf sehr wackeligen Beinen.

Wenn der Arzt mich gehen lässt – und er verspricht mir das für nächste Woche –, möchte ich hinauf in den Bambuswald gehen, wo ich im letzten Dezember meine erfolglose Bongojagd abgebrochen habe. Ich höre, dass das Wetter dort oben jetzt nicht mehr so furchtbar ist und es weniger regnet. Vielleicht diesmal...

Nairobi-Krankenhaus.

Ein Nairobi-Dandy.

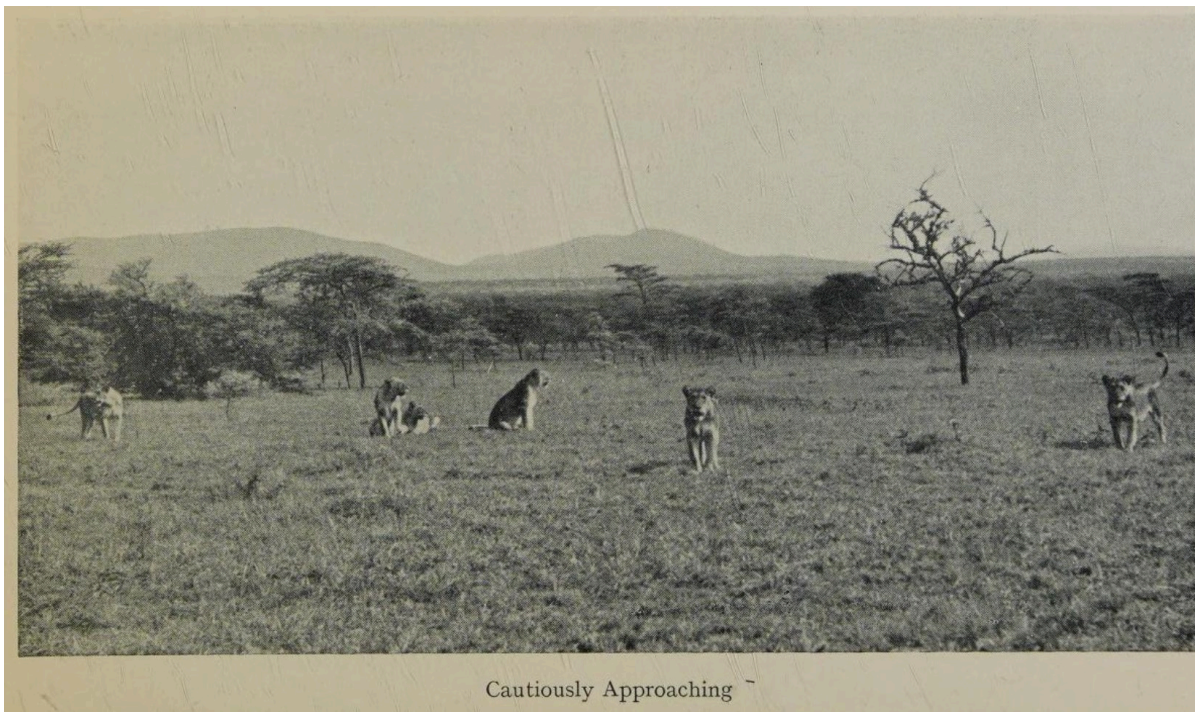
KAPITEL VI

WIEDER BONGO

Der Bambuswald. Februar 1933.

Ich bin zurückgekommen. Ich habe das Krankenhaus von Nairobi verlassen, wo ich drei Wochen lang das Bett hütete. Hier bin ich wieder im Lager, 10.000 Fuß über dem Meeresspiegel im Bambusdschungel, wo warme Kleidung, bleierner Himmel, nasse und neblige Tage und betäubend kalte Nächte die Tropen lügen strafen; wo der durchnässte und fröstelnde Jäger nach einem Tag mühsamer Kletterei seine Knochen kaum wärmen kann, selbst an einem prasselnden Feuer aus Bambusstämmen; wo es praktisch unbekannt ist, trocken zu sein, und wo die Vegetation in unaufhörlicher, zügelloser Üppigkeit wächst, ungeachtet der Jahreszeit, obwohl die Welt an jedem Morgen mit Raureif gezuckert ist; wo die Mücke vor Kälte stirbt und es folglich keine Malaria gibt. Die Heimat des Bongos.

Ich bin vor kurzem angekommen, im Morgengrauen, und jetzt sind wir gerade dabei, unser Lager fertig aufzuschlagen. Ich habe mich auf derselben kleinen Lichtung wie beim letzten Mal niedergelassen. Meine Wandorobo-Begleiter sind ebenfalls dieselben, nur der kriegerische Linguist fehlt, da ich ihn nicht finden konnte; so erlahmt das Gespräch mit ihnen nun. Jetzt hocken sie alle hier neben mir um das Feuer, wobei nur das Weiße ihrer Augen aus den Ziegenfellmänteln hervorleuchtet, in die sie gehüllt sind. Wir schweigen alle und schauen ins Feuer. Und es gibt wirklich keinen Grund, warum wir uns mit gestikulierenden Erklärungen ermüden sollten, denn wir wissen alle, was wir wollen, und wir wissen alle, was vor uns liegt.



Cautiously Approaching

Ein blasser, schwach leuchtender Mond schleicht hinter drachenförmigen Wolkenmassen umher. Ein nieselnder Regennebel trübt die Luft, und eine eisige Brise lässt die schlanken Bambusstängel gegeneinander rasseln und klicken.

Darüber hinaus ist nur das prasselnde Feuer zu hören und gelegentlich die eulenartigen Schreie eines klagenden Klippschliefers. (Dies sind Krallentiere, etwa so groß wie ein Iltis,

die in den belaubten Wipfeln der Bambusse hocken und die ganze Nacht lang jammern und stöhnen.)

Plötzlich bricht aus dem nahen Tal ein gewaltiges Krachen hervor. . . .

Dann durchbricht eine Art schrilles Trompeten die Monotonie der Nacht: Elefanten, die zum Bach hinunterziehen, weil sie durstig sind.

Wir sind wieder unter den Elefanten. Und nach einem Moment kommt von hier und dort ihr Brummen und Trompeten und Krachen. Der Bambus bricht mit lautem Knall vor ihnen, er birst wie trockene Zweige unter dem Fuß eines Menschen.

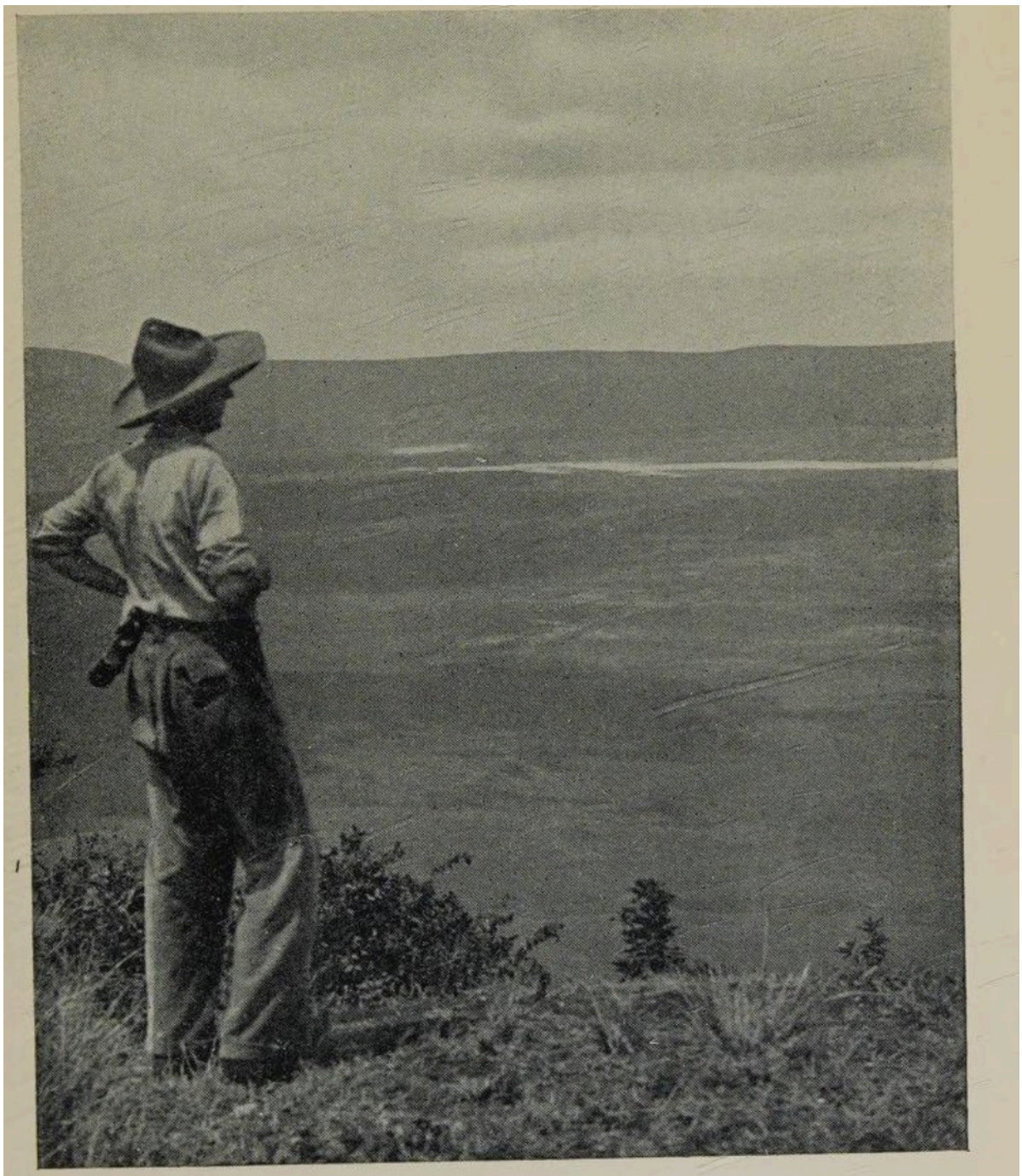
Ich bin schon halb eingeschlafen, aber der Lärm der Elefanten geht weiter; und ich fürchte, sie müssen meine scheuen, geräuschempfindlichen Bongos vertreiben – falls es so etwas wie einen Bongo irgendwo in der Nähe gibt. Eine Elefantenherde in der Nacht ist eine vulgäre, lärmende Gesellschaft. Besonders hier, wo niemand sie belästigt. Und ich lasse mehr Holz ins Feuer legen, um sie zum Abdrehen zu bewegen.

Die Bambusstängel sind weiß von Raureif und der Morgen ist neblig und kühl, als ich mein Lager verlasse. Allzu bald bin ich die wenige Wärme los, die mir das Lagerfeuer vor meinem Aufbruch gespendet hatte. Zu Hause würden wir solchem Wetter keine Beachtung schenken, aber hier am Äquator bringt es einen zum Zittern. Und außerdem bin ich immer noch nicht in Form, denn meine vier Wochen Krankheit haben meine Kräfte erheblich geschmälert.

Der Morgen erwacht fahl, farblos, schläfrig und unwillig. Er schleicht fast unbemerkt in die Welt, schlurfend wie ein müder grauer Bettler. Die Sonne ist nicht zu sehen und hätte genauso gut nicht aufgehen können. Man kann nur am Kompass erkennen, wo Osten ist, denn der Himmel ist dort nicht heller als anderswo.

Inmitten des Bambus ist es noch so dunkel, dass ich kaum meine eigenen Füße sehen kann, geschweige denn die Fährten des Bongos. Wir kommen auf eine sumpfige Lichtung heraus, setzen uns, und ich rauche eine Zigarette und warte darauf, dass es hell wird. Und plötzlich, als täte er es zu meinem besonderen Vorteil, beginnt der Nebel sich zu lichten. Der Morgen fasst sich plötzlich ein Herz, befreit seine Stirn von den düsteren Wolken und lächelt in die Welt hinaus. Dieser plötzliche Strahl fegt die Dunstbänke weg, streut einen goldenen Staub in den dünner werdenden Nebel, entzündet in jedem Tautropfen ein helles Juwel. An den Moosgirlanden, die von den Bäumen mit rauer Rinde hängen, glitzert der Reif wie die funkelnde Watte eines Weihnachtsbaums. Die Sonne!

Das Licht wird stärker, die Wolken gleiten zu den Tälern hinunter, der Raureif verwandelt sich in Tau, die Moosbärte in tropfende Girlanden, der Himmel wird blau, und ein so klares Blau, dass der Mount Kenya, zweihundert Meilen entfernt, weiß davor steht. Ich habe den Bambuswald noch nie in so verschwenderischer Lichtpracht geschmückt gesehen.



Serengeti Plains

Aber eine so glänzende Schau dauert nicht lange. Die Sonne wird wieder ernst und zieht einen Wolkenschleier vor ihr Gesicht; und die Millionen Lichtblumen verblassen, und bleierne Grauheit legt sich wieder über das Land.

Wir stiegen hinunter zum Talgrund neben dem Bach. Dort unten sah der Bambus aus wie ein Kornfeld nach einem Hagelsturm, so zertrampelt und zerschlagen und zerquetscht von den Elefanten. Gebrochene Stämme lagen kreuz und quer übereinander, sodass es eine regelrechte gymnastische Leistung war, hindurch und darüber hinweg zu klettern. Auf den Höhen der gegenüberliegenden Seite krachten sogar jetzt noch die Ungeheuer des Waldes umher, und ich konnte sehen, wie sie die Wipfel des Bambus schüttelten, und beobachten, wie hin und wieder eine Baumkrone verschwand, wenn die Elefanten auf ihrem Durchgang den unteren Stamm bogen und brachen.

Sie hatten im Bachlauf genau so eine wütende Verwirrung angerichtet und so viele Bambusstämme über den Bach gebrochen, dass wir nur mühsam vorankamen. Wir folgten dem Wasserlauf; hier, im Schlamm des Ufers, hofften wir, Fährten des Bongos zu finden.

Wir spähten und suchten und spähten, aber vergeblich. Ich war so erschöpft von dem ständigen Klettern, dass ich mich setzen und ausruhen musste, und ich schickte die Wandorobos voraus, damit sie weiter suchen und mich holen sollten, falls sie frische Fährten fänden.

Ich setzte mich am Ufer des Bachs zwischen die nassen Brennnesseln und hoffte inständig, dass meine Männer keine Fährten finden würden, denn ich fühlte mich unfähig, noch einmal diesen steilen Berghang anzugehen. Ich war immer noch sehr stark in der Krankenhausphase.

Der Bambus über mir raschelte, und ein alter blaugrauer Affe hockte über meinem Kopf. Er hatte mich nicht bemerkt und dachte immer noch, er sei allein in seinem Wald. Er war in der Nacht sehr nass geworden. Ihm war sehr kalt und er wartete vergeblich auf den trocknenden Sonnenschein. Ein kläglicherer Anblick als dieser sehr feuchte alte Affe wäre schwer vorstellbar. All die Verzweiflung der Welt war in seinem bitteren, runzligen Antlitz konzentriert. Es gab nie einen Affen, dem der Gedanke an Affenstreiche ferner lag.

Ich betrachtete den alten Kerl mit Interesse. Ich hätte gerne ein Gespräch mit ihm angefangen. Wenn ich all seinen Klagen geduldig zugehört und sein Vertrauen gewonnen hätte, hätte er mir von Wundern und Geheimnissen des Waldes erzählt, wie wir sie uns niemals vorstellen. Er schien ein sehr weiser alter Affe zu sein. Er hätte mir vielleicht sogar sagen können, wie man einen Bongo schießt. Er müsste es wissen, wenn es überhaupt jemand wusste.

Aber meine Wandorobos kamen zurück und verscheuchten den Affen, bevor ich Zeit hatte, ihn anzusprechen. Sie brachten schlechte Nachrichten. Es gab frische Bongofährten ganz in der Nähe. Wir mussten wieder an diesen höllisch großen Berg ran.

Im Schlamm des Bachs konnte sogar ich deutlich die Hufabdrücke meines Geheimnistieres erkennen, aber als ich meinen Männern in die Brennnesseldickichte und die gewaltige Verwirrung des bambusbedeckten Berghangs folgte, konnte ich für meinen Teil nicht das geringste Zeichen vom Vorbeigang des Bongos sehen. Aber wir waren auf seiner Fährte, und tatsächlich drängten die Führer so schnell vor mir her, dass ich kaum mithalten konnte. Nichts als hier und da eine gebrochene Brennnessel, ein frisch gebogener Zweig, ein auf ein Blatt gespritzter Schlammtropfen waren die Zeichen, denen sie folgten, aber sie gingen so stetig vorwärts, als würden sie im Neuschnee spüren.

The Bird-hunter and his Friend

Fünf Stunden lang rutschten und kletterten und schoben wir uns durch diese höllische Verwirrung aus Bambus und Brennnesseln – alles vergeblich. Schließlich gaben meine Beine auf und ich musste mich hinplumpsen lassen und ausruhen. Als ich eine halbe Stunde später wieder auf die Beine taumelte, informierten mich meine Wandorobos, dass wir inzwischen sehr weit vom Lager entfernt seien und wir eine Menge Ärger haben würden, wieder zurückzukommen; lasst uns also der Fährte des Bongos folgen, solange das Tageslicht reicht, und dann dort an Ort und Stelle schlafen, damit wir die Fährte bei Tagesanbruch wieder aufnehmen können.

„Um Himmels Willen, nein“, sagte ich. „Nicht für alle Bongos in Kenia! Das ist der Gipfel! Von mir zu erwarten, dass ich hier in einer dieser betäubend kalten Nächte schlafe, ohne Essen und ohne eine einzige Decke, mitten unter den Brennnesseln. Ich werde heute mein Abendessen im Lager einnehmen, selbst wenn ich nie erfahre, wie ein Bongo aussieht. Selbst wenn ihr mich auf euren Rücken nach Hause tragen müsst. Vorwärts. Pronto!“

So kehrten wir um, begleitet von höhnischem Gemurmel seitens der Fährtenleser, die meine Sorgen bezüglich der nächtlichen Unterkunft niemals verstehen konnten.

Los ging’s, wir stapften dahin, oder vielmehr hätten wir es getan, wenn wir gekonnt hätten. Wir tasteten uns vor und rutschten zurück und quetschten uns Schluchten hinauf und krochen durch undurchdringlich aussehende Dickichte. Es war eine Reise voller Wechselfälle. Ich verfluchte alles bis hin zum Entdecker dieses verdammten Bongos.

Schließlich verirrten wir sich in einen steilwandigen, fallenartigen Krater, wo selbst die Eingeborenen ratlos waren. Sie sagten, ich solle ein wenig warten, und sie würden nach oben klettern und sich umsehen, welches der beste Weg nach draußen sei. Geht nur, dachte ich, ich kann mich derweil wenigstens ausruhen.

Aber an Ausruhen war nicht zu denken. Denn kaum waren meine Führer verschwunden, als plötzlich aus ihrer Richtung ein gewaltiges Getöse kam. . . .

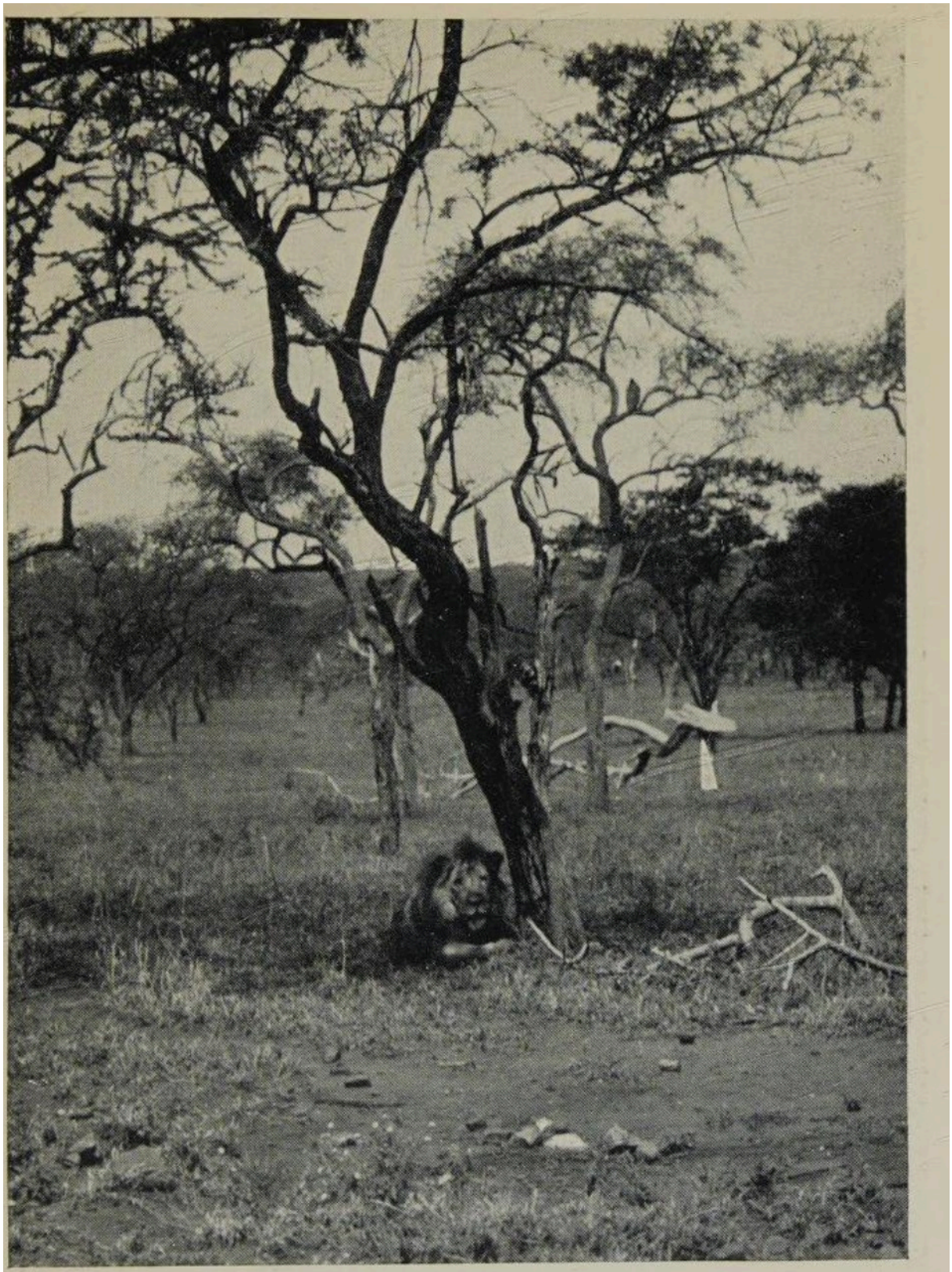
Der Bambus krachte wie Maschinengewehre. Der Lärm hielt direkt auf mich zu, und die Männer begannen zu schreien: „Bongo, Bongo. . .!“

Ich hatte gerade noch Zeit, auf die Füße zu springen, und das Krachen und Zerschmettern war direkt vor mir . . . aber ich konnte nichts sehen . . . man braucht Röntgenaugen für diesen seelenlosen Dschungel. . . .

Dann ein rotes Aufblitzen, kaum vier Schritte von mir entfernt – und hinein ließ ich eilig krachen. Eine Sekunde – gerade noch Zeit, eine weitere Patrone in den Verschluss zu schieben – und wieder warf sich ein roter Schein hinter dem anderen her. Und wieder hielt ich voll hinein.

Ich schoss völlig blind. Mitten in das Krachen und die Verwirrung. Es hätte alles sein können, soweit ich wusste, denn ich will verdammt sein, wenn ich wusste, worauf ich schoss.

Aber es war ein Bongo. Ein echter, waschechter, im Dschungel gezüchteter Bongo. Keine hundert Schritte entfernt lagen sie beide tot da. Zwar war eines von ihnen eine Kuh und das andere ein junger Bulle, aber beides Bongos, allesamt. Es passierte alles so schnell, dass ich nicht wusste, wohin ich mich wenden sollte.



Dreaming of his Bachelor Days

So kann Jägerglück sein. Es war ein reiner Zufall, dass das legendäre Tier genau dort war, wo meine Fährtenleser herumstolperten und nach einem Ausweg aus unserem Krater suchten.

Die Bongos, die sich vor dem Lärm wegstürzten, hielten direkt auf mich zu. Wenn sie nur ein paar Meter weiter weg vorbeigekommen wären, hätte ich nie eine Chance zum Schießen gehabt.

Es war Nacht, als ich mich wieder an mein Lagerfeuer setzte. Wir hatten uns auf dem Heimweg wieder verirrt. Wir waren von Elefanten gejagt worden, und ich hatte meinen Mantel verloren. Es genüge zu sagen, dass wir mit den beiden Bongoköpfen ins Lager taumelten. Ein Abendessen war nicht nötig. Nur das Bett.

Aber übermorgen Abend werde auch ich an der Bar in Nairobi darüber reden, wie einfach es ist, auf Bongojagd zu gehen. Ein Kinderspiel! Was, an einem Tag habe ich zwei geschossen!

KAPITEL VII

SORGEN EINES AFRIKANISCHEN BAHNHOFSVORSTEHERS

November 1933.

Vom wichtigsten Hafen der Ostküste, Mombasa, führt eine Eisenbahn in das Innere des schwarzen Kontinents. Die Kenia-Uganda-Eisenbahn.

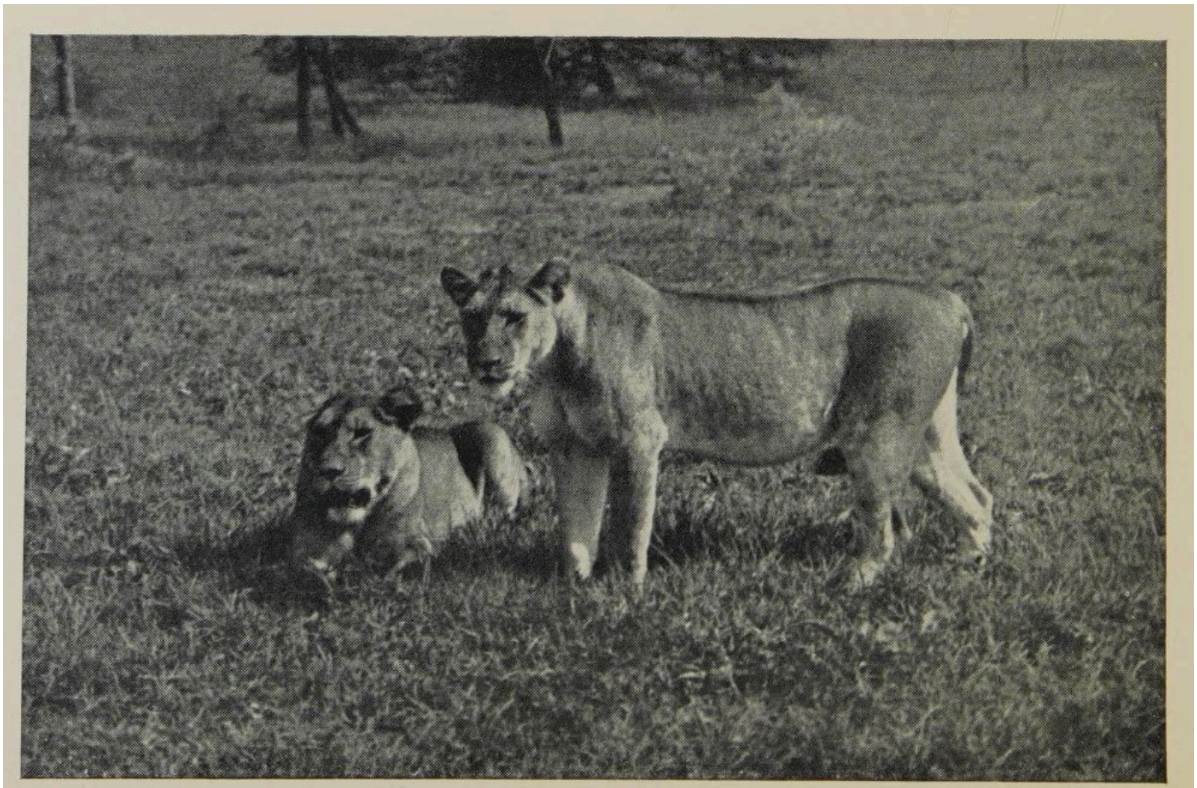
Diese Eisenbahn wurde zwischen 1898 und 1900 gebaut, mit einer Unterbrechung von einem Monat, als die Verheerungen durch zwei menschenfressende Löwen die weiteren Arbeiten komplett zum Erliegen brachten. Von der Kolonne der importierten indischen Kuli-Arbeiter, mehrere hundert Mann stark, fielen im Laufe eines Monats nicht weniger als neunundzwanzig den beiden Tieren zum Opfer, bis es schließlich dem englischen Oberst J. H. Patterson gelang, die furchtbaren Bestien zur Strecke zu bringen. In Pattersons berühmtem Buch „Die Menschenfresser von Tsavo“ gibt er einen detaillierten Bericht über die monatelange Schreckensherrschaft, die alle Arbeiten am Eisenbahnbau stoppte.

Diese beiden Löwen erreichten eine bemerkenswerte Berühmtheit. Sie sind die einzigen Löwen, die die Aufmerksamkeit des britischen Oberhauses beschäftigt haben. Nachdem sie getötet worden waren, widmete der Premierminister, damals Lord Salisbury, den Taten der Menschenfresser von Tsavo und Pattersons mutiger Jagd eine recht lange Rede.

Auch ich bin den Menschenfressern von Tsavo begegnet, allerdings nur ausgestopft. (Das heißt, sie waren ausgestopft.) Ich sah sie im Chicago Field Museum in einer Vitrine. Hässliche, mähnenlose, schiefzahnige, räudige alte Bestien. Niemand würde sich beim Anblick vorstellen, dass sie im Laufe eines Monats neunundzwanzig Inder gefressen haben.

Es ist zweiunddreißig Jahre her, seit die Menschenfresser von Tsavo getötet wurden, aber entlang der Strecke der Uganda-Eisenbahn haben die Verheerungen durch Löwen seitdem nicht ganz aufgehört. Immer wieder tauchen selbst jetzt noch die Nachkommen der knurrenden, lückenzahnigen Bestien aus der Vitrine in Chicago auf und terrorisieren auch heutzutage die Bewohner der einsamen Bahnstationen.

Im Hauptquartier der Eisenbahn in Nairobi bewahren sie allerlei interessante Erinnerungsstücke an die Geschichte der achthundert Meilen langen Strecke auf, die auch heute noch zum größten Teil durch unberührte Wildnis verlegt ist. Unter anderem zeigt man dort zwei Telegramme. Eines davon wurde vom Bahnhofsvorsteher des Wüstenhaltepunktes namens Simba (Löwe) an das Hauptquartier in Nairobi geschickt. (Die Beamten der Uganda-Eisenbahn sind zu neunzig Prozent Inder.) Es lautet ungefähr so:



Lionesses

„Löwe auf Bahnsteig letzte drei Nächte versucht Tür Büro zu öffnen bitte schicken erster Zug scharfe Patronen Selbstverteidigung letzte Sendung Platzpatronen taugen nichts."

Anscheinend hatte man im Hauptquartier in Erwägung gezogen, dass die Jagdlust den Bahnhofsvorsteher von seinen offiziellen Pflichten ablenken könnte, und hatte dem unglücklichen Mann deshalb Platzpatronen geschickt.

Das andere Telegramm stammte ebenfalls von einer weit entfernten Station und war vom indischen Telegrafisten verfasst worden, in etwa so:

„Bahnhofsvorsteher von Löwen auf Bahnsteig gefressen. Bin im Büro, Versand von Kaffeeladung derzeit unmöglich. Erbitte Anweisungen per Funk."

Ich habe erfahren, dass es den Bahnhofsvorstehern vor kurzem gestattet wurde, Waffen zu tragen. Entlang der gesamten Bahnlinie hört man nun das Knallen von Gewehren. Doch nur sehr selten wird tatsächlich ein Löwe zur Strecke gebracht.

Afrikanische Bahnhofsvorsteher haben eben solche kleinen Sorgen. Der heimischen Sorte geht es besser, selbst wenn man sie im entlegensten „Tümpel-im-Moor" einquartiert. Dort zerrt ihn kein Löwe aus seinem Büro.

KAPITEL VIII

DER GROSSE KUDU

Gegen Mittag des 20. Dezembers 1933 standen zwei klapprige Lastwagen friedlich im Schlamm der „Straße" am Fuße des Mount Kenya.

Die beiden Fahrzeuge hatten eine lange Reise angetreten. Sie waren auf dem Weg nach Norden zum etwa fünfhundert Meilen entfernten Rudolfsee. Ihr Ziel war der 9.000 Fuß

hohe Berg Khulal, der an der Südspitze des Sees aufragt. Wenn sie jedoch in diesem Tempo weitermachten, würden sie nächstes Jahr um diese Zeit noch nicht dort sein. Seit dem Morgen peitschte der Regen auf genau dieselbe Stelle herab, und sie steckten bis zu den Achsen in genau demselben schwarzen, bodenlosen Morast. Dies war der dritte Tag seit ihrem Aufbruch in Nairobi, und sie hatten insgesamt weniger als hundert Meilen zurückgelegt.

In dieser Zeit hätte ich es auch zu Fuß so weit geschafft. Ja, ich war der Reisende in diesen beiden Lastwagen, oder vielmehr nur in einem von ihnen; im anderen befanden sich zwei Maultiere, mit denen ich mein Hab und Gut auf den Gipfel des Mount Khulal zu transportieren gedachte – falls ich jemals dort ankommen sollte. Im Moment gab es nichts als den stetigen, dichten Tropenregen, einen wallenden Nebel, der das Land einhüllte, eine nasse und triefende Welt ringsum und kein Anzeichen dafür, dass der bleierne Himmel aufklaren würde.

Es wurde dunkel, aber der Regen scherte sich nicht darum, und wir verließen die Lastwagen nicht. Es wäre Wahnsinn gewesen, in einem solchen Wolkenbruch ein Zelt aufzuschlagen und ein Feuer zu machen. Alles würde zu Brei zerfallen, sobald wir es aus den Wagen nähmen. Ich wollte nicht einmal meine zitternden, halbnackten Jungs aufscheuchen, die sich hinter mir auf der Ladefläche des Lastwagens zwischen dem Gepäck und der regenfesten Plane zusammendrängten. Etwa zwölf von ihnen, die sich gegenseitig wärmten.

Um es kurz zu machen: Wir schliefen dort in den Lastwagen, so wie wir saßen. Aus dem Boden eines Rucksacks wurde eine Art Abendessen hervorgezaubert, danach rauchten mein Freund und ich noch ein, zwei Pfeifen nebeneinander sitzend, und dann sagten wir neben dem Lenkrad „Gute Nacht“.

Lioness

Es half nichts: Es war keine gute Nacht. Doch als der Morgen graute, hatte der Regen aufgehört. Wir konnten nicht sehen, ob die Sonne aufgegangen war oder nicht, und der graue Nebel hing immer noch in ungebrochener Gleichförmigkeit um uns herum. Wir konnten die Straße kaum ausmachen: Die Fahrrinnen hatten sich in parallele Bäche verwandelt, ein Wirrwarr aus spritzendem, schmutzig-braunem Schlamm.

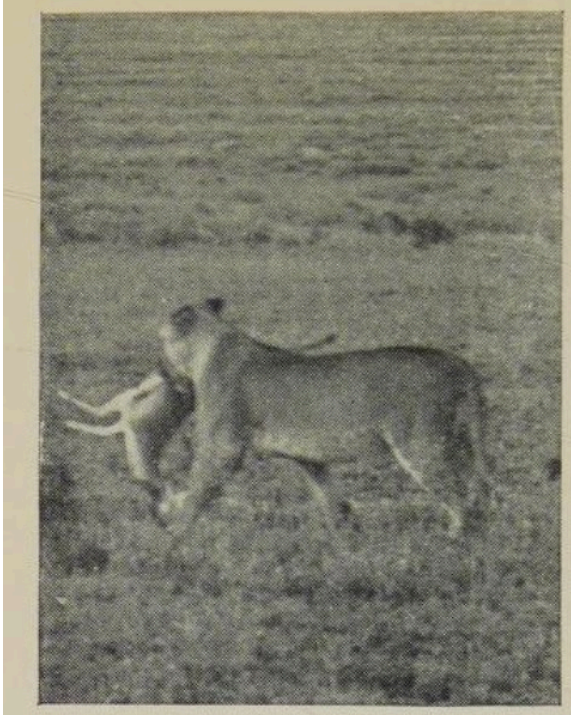
Aber der Regen hatte tatsächlich aufgehört. Erschöpft. Zumindest dachten wir das. Und wir machten uns daran, die Lastwagen zu befreien. Wir gruben die Räder einzeln aus, bockten sie auf, füllten den Abgrund darunter mit Steinen, Holzstämmen und Unkrautbündeln; dann, unter den vereinten Anstrengungen des Motors und der gesamten Arbeitertruppe, ruckte das erste Fahrzeug aus seiner Ruhestätte, nur um sich tiefer denn je im schwarzen und klebrigen Schlamm zu vergraben. Als es uns nach langen Mühen schließlich gelang, ihn zu bewegen, schleppten wir mit seiner Hilfe und einem Seil den anderen Lastwagen heraus. So schleppten wir uns ein paar hundert Meter vorwärts, bis es wieder nicht mehr weiterging. So etwas ist außerordentlich unterhaltsam. Gut für die Nerven. Und das nennen sie Autofahren.

Wir unterhielten uns auf diese Weise bis zum Abend; und am Tag darauf, nur für den Fall, dass wir ein wenig zu zuversichtlich werden sollten; und am Tag darauf begleitete dasselbe Glück unser Fortkommen. Unterschiedliches Glück, um genau zu sein, denn manchmal benutzten wir den einen Lastwagen, um den anderen herauszuziehen, und manchmal benutzten wir den anderen, um den einen herauszuziehen – nicht gerechnet natürlich die Male, in denen beide gleichzeitig stecken blieben. Dann kehrten wir zum Ausgraben zurück, Rad für Rad.

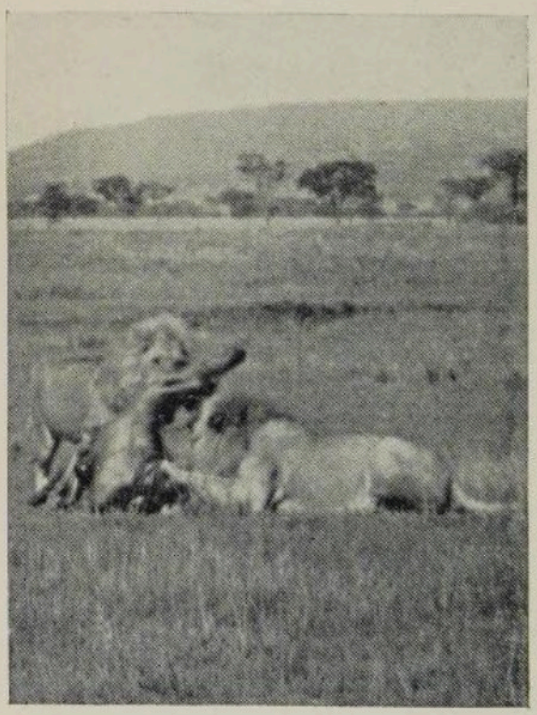
Und der Regen – er dachte verdammt noch mal nicht daran, wegzubleiben. Sobald er sich ein wenig ausgeruht hatte, machte er sich wieder an die Arbeit und nahm seine Straßenbauarbeiten mit mehr Eifer denn je auf. Afrikanischer Regen ist kein normaler Regen, wie wir ihn kennen, der sich in den Grenzen des Anstands hält. Dieser hier zeigt dir, wenn er nach einer Ruhepause wieder einsetzt, wie es wirklich regnen kann. Es ist ihm völlig egal, ob sich der verschlammte Jäger am Fuße des Mount Kenya die Haare rauft. Er kennt keine Gnade.

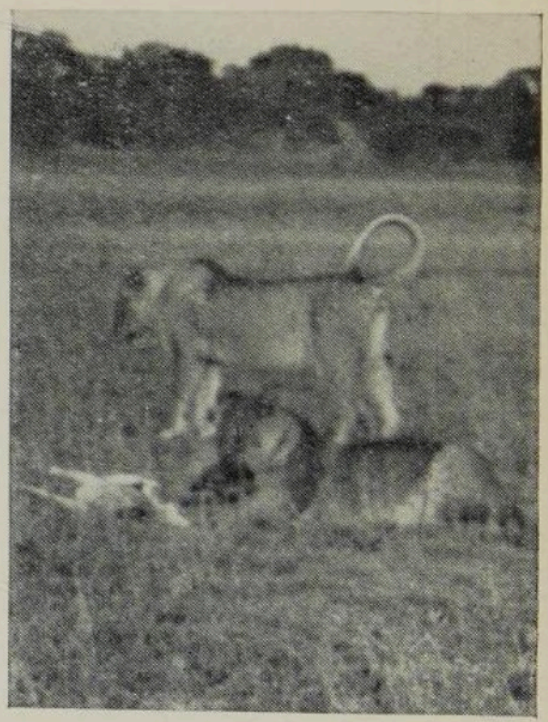
Dies ist ein Land der Siedler mit einer blühenden Schafzucht. Große Schafherden grasen Seite an Seite mit Zebraherden und Antilopen. Ich erwähne diese Herden nur wegen ihrer Hirten, denn solch moderne Hirten sind selbst auf den zivilisiertesten europäischen Weiden nicht zu finden. Zwar sind sie mehr oder weniger nackt, tragen Ringe in den Nasen und einen Speer in der einen Hand. Aber in der anderen Hand – was glauben Sie, was sie in der anderen halten?

Was sollte ein guter Hirte an einem Regentag in der anderen Hand halten? Was anderes als einen Regenschirm! Ja, einen Regenschirm! Und damit Sie es umso leichter glauben, gibt es hier das Foto, das ich an Ort und Stelle gemacht habe. Ein feiner, seidenbespannter, europäischer Regenschirm. Im Herzen Afrikas.



It first drags the kill to a less exposed place





Over the Kill

Anscheinend ist der Regenschirm in den Hirtenkreisen Kenias sehr in Mode, denn alle Hirten, die wir an jenem Tag trafen, hockten unter ihren Schirmen. Und von dort aus lachten sie uns aus. Ihre Vorstellungskraft reichte nicht aus, um daran zu denken, uns beim Schieben der Lastwagen zu helfen.

Am Tag darauf geschah ein Wunder. Die Sonne kam heraus. Die Geduld verlierend, brach sie hervor, und das war das Ende des Regens. Sie fegte die Nebel beiseite und riss sogar die Dunstfetzen weg, die am Mount Kenya hingen; das weiße, 20.000 Fuß hohe Schneemonster leuchtete aus den Wolken hervor, als wäre es aus Alabaster gehauen.

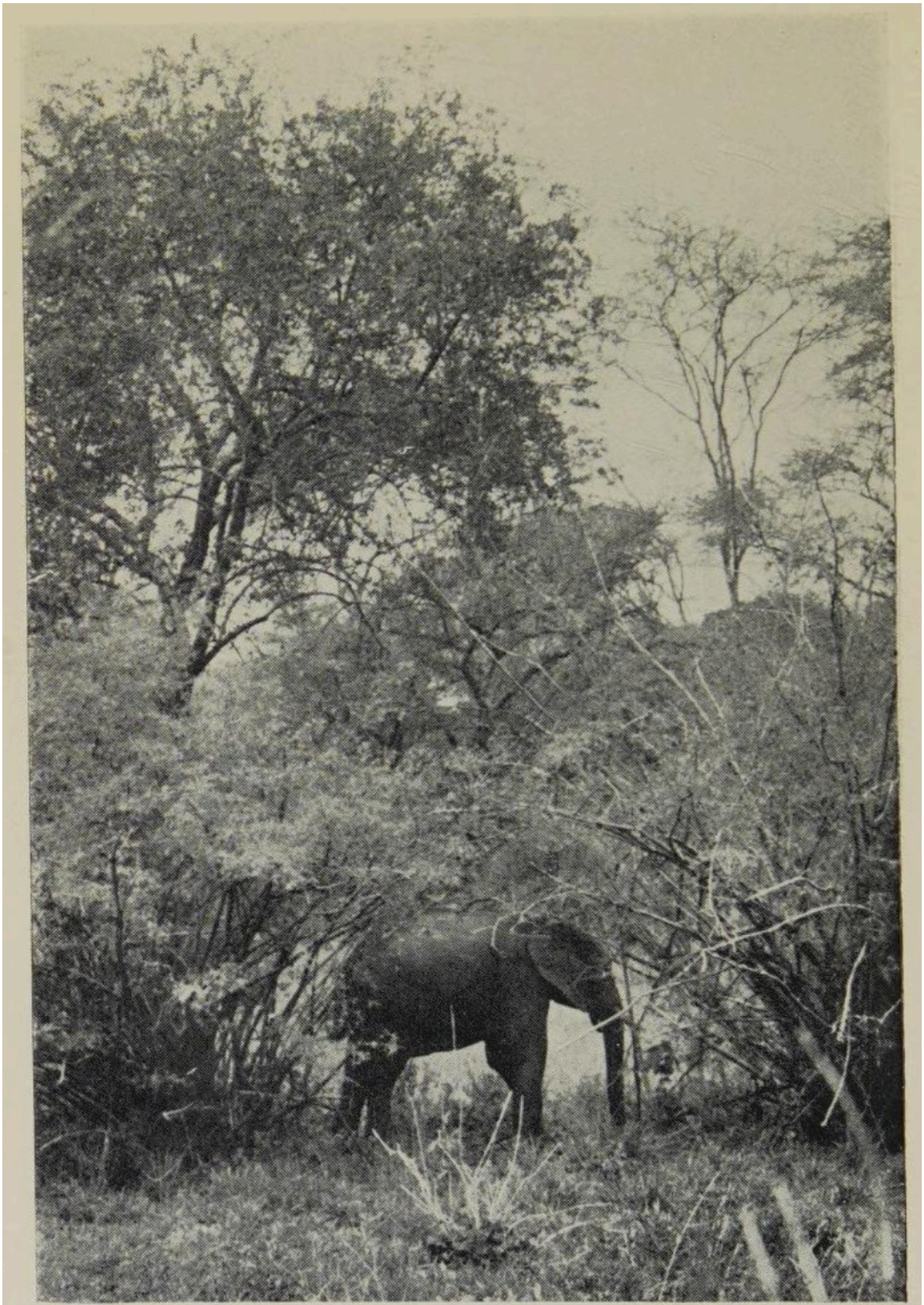
All dies änderte im Moment nicht viel am Zustand der Straße, oder vielmehr der Erde, denn von der Straße war nur noch die Lage übrig geblieben. Aber zumindest wurde es nicht schlimmer. Die äquatoriale Sonne muss nichts mehr über Trocknungsprozesse lernen. Sie trocknete die Erde so schnell, dass wir bis zum Abend in recht gutem Tempo vorankamen und bei der Dämmerung unser Lager am Ufer des nördlichen Guaso-Nyiro-Flusses aufschlugen.

Beim Anblick des Flusses erlebten wir eine Überraschung. Er hatte seinen gewöhnlich diskret gurgelnden, zwanzig Fuß breiten Charakter völlig abgelegt und war zu einer breiten, reißenden, bösartig brüllenden Flut angeschwollen. Seine trübe, wirbelnde Strömung hatte Bäume aus seinen Ufern gerissen, und er schäumte und tobte durch sein verengtes Bett. Wir mussten die Überquerung auf den nächsten Tag verschieben, in der Hoffnung, dass der Fluss bis zum Morgen gesunken sein würde, da der Regen aufgehört hatte.

Nach unserer langen Durchnässung war es gut, einen Abend unter klarem Sternenhimmel zu verbringen und unsere zu Brei gewordenen Habseligkeiten vor dem lodernden Lagerfeuer zu trocknen. Doch nach dem Regen sind die Moskitos zahllos. Und sie trieben uns schnell unter unsere Moskitonetze. Von dort aus lauschten wir dem zornigen Rauschen des angeschwollenen Flusses und in weiter Ferne dem gelegentlichen, fernen, abgebrochenen Grollen eines Paares jagender Löwen.

Bei Tagesanbruch hatte sich der Guaso-Nyiro, wie erwartet, beruhigt und war beträchtlich gesunken. Wir überquerten ihn ohne größere Zwischenfälle, Lastwagen, Maultiere und alles andere. Und nachdem wir jedes Gefäß, das wir hatten, mit dem kaffeebraunen Flusswasser gefüllt hatten, machten wir uns auf die schlimmste Etappe unserer Reise: die wasserlose und wegelose Khaisut-Wüste.

Zu Beginn war es einfach genug; im Sand der Wüste sind mit dort herumliegenden Lavasteinen zwei schnurgerade, parallele Linien markiert, und dazwischen befindet sich die „Straße“. Die beiden Steinlinien laufen wie eine Eisenbahnlinie kerzengerade in das ferne Unbekannte. Solange die Steine reichen, könnte ein Blinder ihnen folgen, aber nach einer halben Tagesreise hören sie plötzlich auf. Die Zivilisation ist nicht weiter gekommen, hat aufgegeben und ist in der Wüste erloschen. Es fühlte sich an, als wären wir plötzlich aus dem Lauf eines Kanals auf das offene Meer hinausgefahren, wo es keine Landmarken mehr gibt und der Kompass alles ist, was einem bleibt. Mit dessen Hilfe folgten wir genau der Richtung, die diese Steinlinien vorgegeben hatten, und am Abend des dritten Tages, nach einer Reihe kleinerer Hindernisse, tauchten wir glücklich aus der Wüste auf.



A Young Elephant

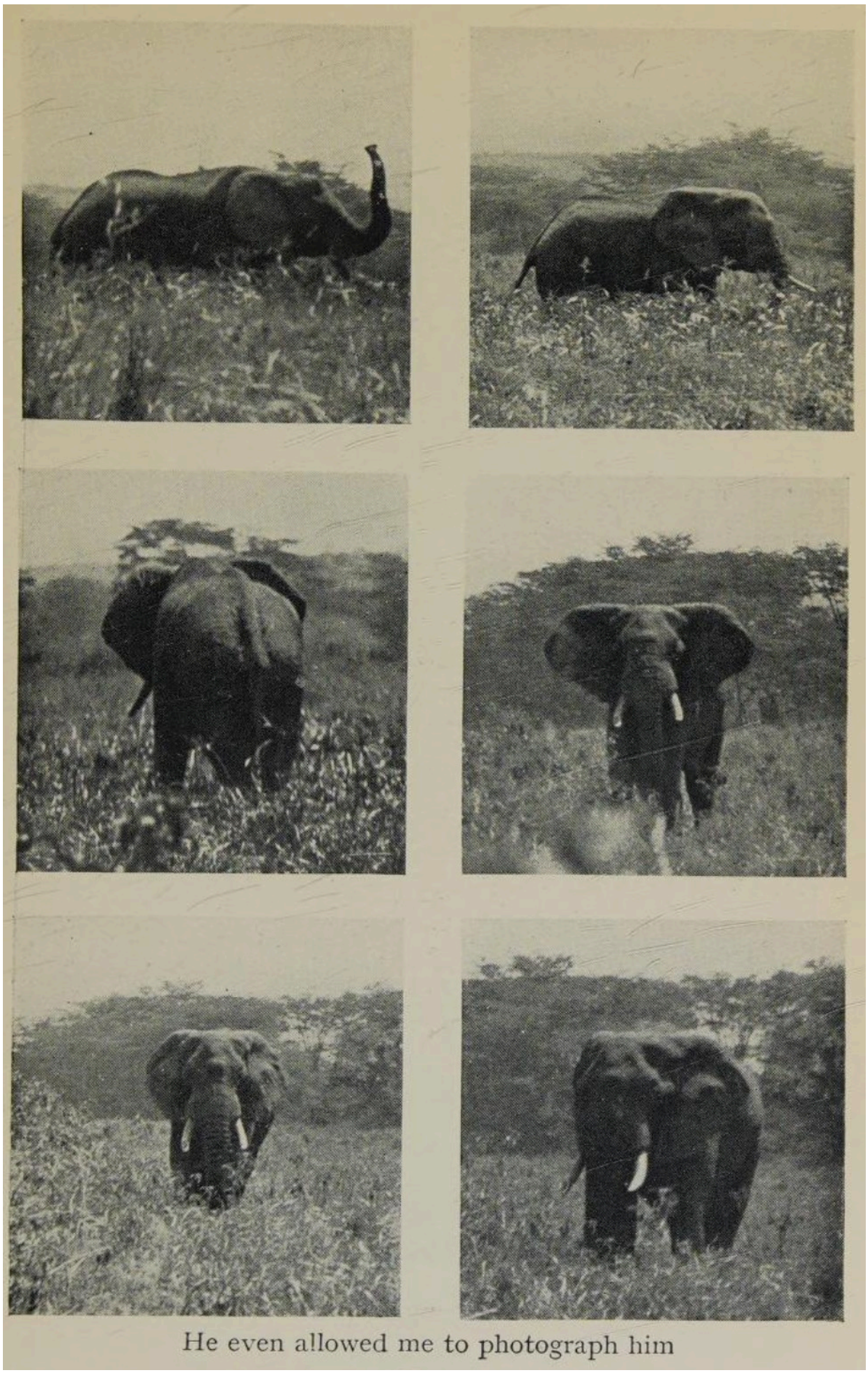
Die Sonne sank bereits, als einige gelbliche Tiere, auf den ersten Blick unbekannter Herkunft, am Horizont auftauchten. Sie entpuppten sich schnell als große Kamelherden. Wir wussten von dem, was wir gehört hatten, dass es die Kamele eines Nomadenstammes namens Boran sein mussten. Bei der Annäherung unserer lärmenden Fahrzeuge flohen sie panikartig, mitsamt ihren langbeinigen Hirten. Erst nach langem Gestikulieren und dem

Schreien der wenigen Boran-Worte unseres Dolmetschers hielten sie an und traten in Verhandlungen mit uns. Diese Boran können zuvor noch nie ein Auto gesehen haben und vielleicht nicht einmal einen weißen Mann. Und einige Zeit lang beobachteten sie uns sehr misstrauisch, zögerten und schienen sich zu beraten. Aber dann stießen sie ihre Speere in den Boden – so verkündet der Wilde seine friedlichen Absichten – und streckten uns aus einer Entfernung von zweihundert Metern ihre Hände entgegen. So kamen sie näher, mit langen, federnden Schritten, ihre Zähne blitzten in einem willkommenheißenden Grinsen, Straußenfedern steckten in ihrem Haar, die rechten Hände uns entgegengestreckt.

Ich war überrascht über die ruhige, bescheidene Art dieser angenehmen, schlanken Männer zu sprechen. Sie sprachen nie mehr als einer zur Zeit – worüber, konnten wir nicht verstehen –, langsam und ernst. Sie unterbrachen einander nie. Auf die Fragen unseres Dolmetschers antworteten sie immer erst nach einer kurzen Pause, nachdem sie die Antwort gründlich überlegt hatten. Sie bildeten einen angenehmen Kontrast zu unseren Swahilis, die die ganze Zeit wie eine Horde Affen dazwischenplapperten. Als wir sie fragten, wo das Ziel unserer Reise, der Berg Khulal, liege, deuteten sie mit gespitzten Lippen auf den Weg oder vielmehr auf den Berg selbst, denn dort, ganz blassblau im Dunst der Ferne, war gerade noch die schwache Gestalt des Hochlandes zu erkennen.

Nachdem wir im Laufe des Gesprächs mit einiger Genugtuung erfahren hatten, dass wir am Fuße des Berges weitere Boran finden würden, die – oder vielmehr deren Kamele – unser Gepäck den Berg hinauf transportieren könnten, beendeten wir das „Sauri“ (Gespräch) und schlugen auf der Stelle unser Lager auf. Die Boran schenkten uns Lederflaschen mit frisch gemolkener Kamelmilch – und oh, wie schrecklich sie war, obwohl sie mit so viel gutem Willen gegeben wurde –; dann, auf ihre Speere gestützt und auf einem Bein stehend, sahen sie uns beim Aufbau des Lagers zu, während sie mit stiller Würde den Kautabak kauten, den wir ihnen als Gegenleistung für die Kamelmilch gegeben hatten.

Wir erwachten zu einem prächtigen Morgengrauen, und dort am Horizont stand der Mount Khulal, deutlich und einsam. Aber wir reisten den ganzen Tag ohne Pause weiter, bevor wir seinen Fuß erreichten. Wir hatten volle zehn Tage gebraucht, um die fünfhundert Meilen von Nairobi aus zurückzulegen; das macht bei zehn Stunden Fahrzeit pro Tag eine Durchschnittsgeschwindigkeit von fünf Meilen pro Stunde, was man kaum als schwindelerregendes Tempo bezeichnen kann.



He even allowed me to photograph him

An jenem Abend wagten sich ein paar Boran-Kameltreiber in den Schein unseres Lagerfeuers. Und wir kamen prompt zu einer Einigung mit ihnen, dass sie im

Morgengrauen fünf Lastkamele für uns bringen sollten; die Miete sollte in Tabak, Salz und dem Fleisch des Wildes bezahlt werden, das wir schießen würden.

Als es hell wurde, lagen dort, ganz nah, die unteren Hänge des dicht bewaldeten Berges. Im Moment war sein Haupt in eine weiße Wolkenkappe gehüllt. Wir wussten, dass er 8.000 Fuß hoch war, also sollten wir bis zum Abend oben sein, wenn...

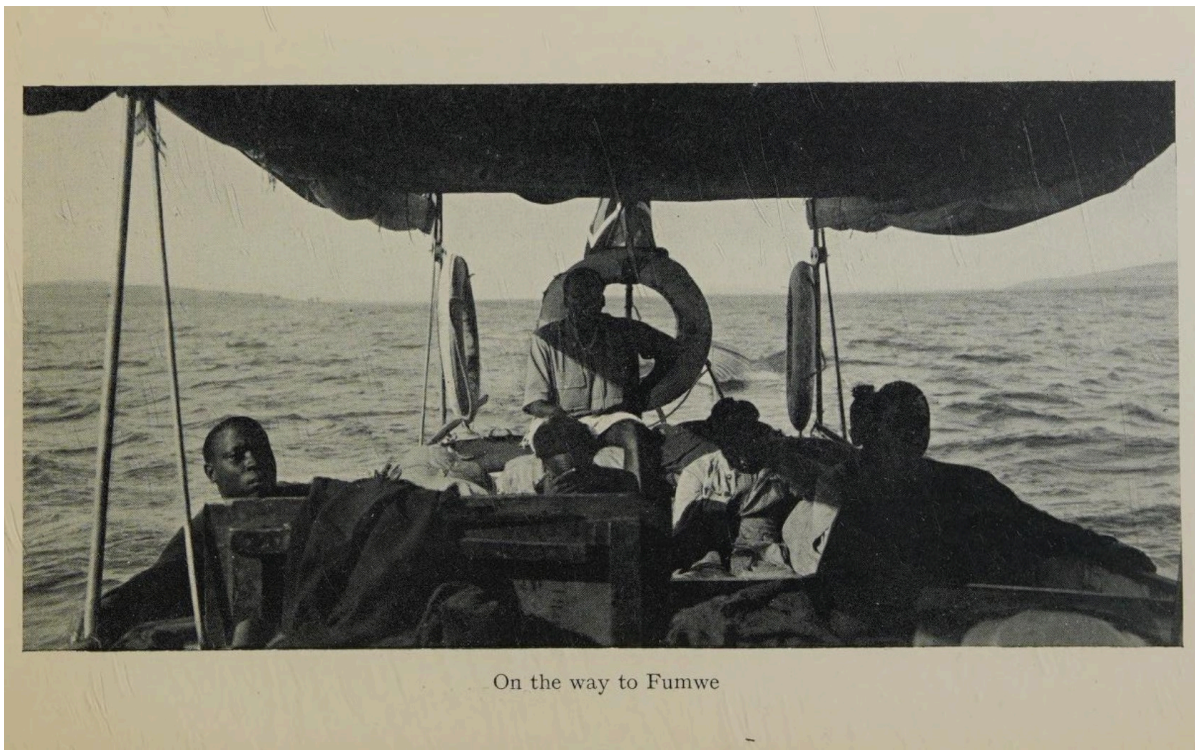
Aber in Afrika, das müssen Sie wissen, gibt es so viele „Wenns" wie Löcher in einem Sieb.

Es dauerte anderthalb Stunden, unser gesamtes Gepäck auf die fünf Kamele zu laden.

Ich weiß aus Erfahrung, dass es so etwas wie gute Kamele gibt. Aber sie sind eindeutig nicht bei den Boran zu finden. Das Boran-Kamel ist ein dickköpfiges, schlecht gelauntes, schnappendes Biest, das es als persönliche Beleidigung ansieht, wenn ihm eine Last auf den Rücken gelegt wird, und jedes Paket, das festgebunden wird, mit verächtlichem Grunzen und einem wütenden Blick quittiert. Das Boran-Kamel ist, wie sich gleich zeigen wird, ein dunkler Fleck auf dem Wappen der Kamele. Der Abschaum der Kamelgesellschaft.

Es ist bekannt, dass ein Kamel nur im Liegen beladen werden kann, wenn man keine Leiter dazu nimmt. Unsere Kamele begannen damit, dass sie sich einfach weigerten aufzustehen, als sie die Last auf ihrem Rücken spürten. Mit einem unmissverständlichen Ausdruck unendlichen Abscheus zischten sie uns wie so viele wütende Schlangen an und schenkten den Ermutigungen ihrer Treiber nicht die geringste Beachtung. Und an Treibern mangelte es wahrlich nicht! Sie versuchten alles auf der Welt, was die menschliche Vorstellungskraft hervorbringen kann, um störrische Kamele zu bewegen. Sie versuchten es mit Schmeichelei, sie versuchten es mit Drohungen, sie versuchten es mit listiger Verlockung, sie versuchten es mit der schrecklichsten Sprache. Sie versuchten sie zu ziehen, zu schieben, zu schlagen und mit ihren Speeren zu stechen. Die Kamele lachten nur. Sie legten eine Schlinge um die Nase des Kamels und zogen daran, während sie ihm in das eine Ohr Beschimpfungen und in das andere Schmeicheleien flüsterten; sie spuckten den Tieren gekaute Tabakblätter ins Gesicht, sie reichten sich die Hände und tanzten um sie herum in ihrem Bemühen, sie zur Tat zu hypnotisieren. Aber nicht einmal Magie half bei diesen Kamelen. Die armen Boran wandten sich hilflos an uns wegen eines Heilmittels. Aber woher sollte ich wissen, wie man ein Boran-Kamel bewegt?

Während wir uns gegenseitig so ansahen, kam es zum Höhepunkt der ganzen Kamelgeschichte. Einer der Boran-Kamelbesitzer – ein findiger Jüngling – mit Mordlust im Blick, stieß einen Schrei aus, stürzte sich auf sein unerbittliches Kamel, hockte sich dahinter und biss ihm in den Schwanz. Biss richtig fest zu. Das muss etwas Neues für das Kamel gewesen sein, denn so wie es da lag, versetzte es diesem fleischfressenden Boran einen solchen seitlichen Tritt, dass es dem armen Kerl jede Lust auf weitere Kamelzähmung raubte. Der Vorfall wurde mit unbeschreiblicher Heiterkeit aufgenommen, alle krümmten sich vor Lachen. Der Held des Vorfalls war natürlich das beleidigte Kamel wegen seines Volltreffers beim ersten Versuch. Die anderen Kamele freuten sich diebisch über die Angelegenheit, grinsten boshaft und rückten jeden Gedanken an das Aufstehen in noch weitere Ferne.



On the way to Fumwe

Wir mussten alles wieder von ihnen abpacken, woraufhin sie alle ohne jeden Befehl aufstanden und begannen, sich genüsslich zu strecken. Also machten wir uns mit anderen Methoden an die Arbeit. Wir ließen die Kamele sich wieder hinlegen, aber nachdem wir jedes einzelne Paket auf sie geladen hatten, ließen wir sie wieder aufstehen und dann wieder hinlegen. Das war die einzige Möglichkeit, die Tiere zu übertölpeln, denn sie konnten nicht merken, wann die vollständige Last auf ihrem Rücken war.

In Einerreihe machten wir uns auf den Weg zum Berg. Zuerst die fünf Kamele, jedes unter der Bewachung von zwei Boran, von denen einer an einem Seil zog und der andere das Tier mit seinem Speer in das Hinterteil stieß. Nur das letzte Kamel hatte niemanden hinter sich, da sein Begleiter am Fuße des Berges geblieben war, seine Rippen befühlte und kein weiteres Interesse am Fortkommen seines Tieres zeigte.

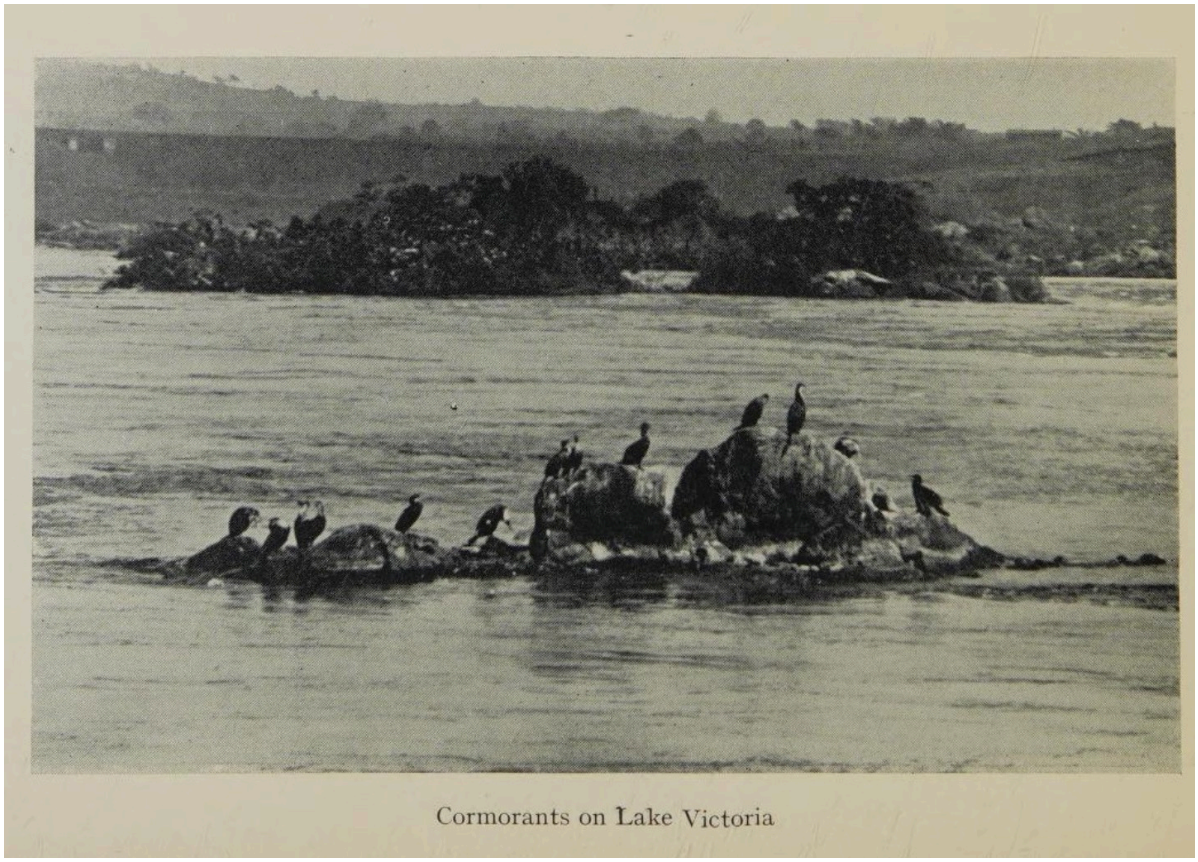
Das war ein mühsamer Aufstieg. Nicht die Schuld des Berges. Ausschließlich die der Kamele. Wenn sie des Kletterns müde wurden – und sie wurden es alle halbe Stunde –, legten sie sich einfach hin und blieben dort so lange, wie sie wollten. Wenn sich das erste hinlegte, folgten die hinter ihm sofort seinem Beispiel. Und die ganze Zeit schauten sie sich um, damit sie wüssten, was zu tun ist, falls sich jemand weiter hinten hinlegen sollte.

Wer glaubt, wir hätten die armen Tiere überladen, bis sie gegen das Gewicht protestierten, der irrt. Ich versichere Ihnen, sie trugen nicht den Wert eines halben Kamels. Im Sudan und in Ägypten tragen die hinfälligsten und ältesten und elendesten Kamele doppelt so viel wie diese hier. Sie waren einfach von der ganzen Sache angewidert und ließen uns das unmissverständlich wissen. Spürbar und nachdrücklich. Ich habe Kamele gesehen, die treten konnten, aber Kamele, die mit dem Bein treten konnten, das gerade am besten zur Situation passte, und die in alle Richtungen gleichzeitig treten konnten – solche hatte ich noch nie gesehen. Jedes unserer fünf Kamele war zu solcher Akrobatik fähig. Sie waren Altmeister im Treten. Dennoch schienen sie bei ihrem Vorankommen so besorgt um ihre Beine zu sein und hoben sie eines nach dem anderen so mühsam an, als wäre jeder Schritt eine Qual. Das waren unangenehme Kamele.

Wir selbst ließen die schurkische Brut jedoch hinter uns. Unsere robusten kleinen Reitmaultiere waren so froh, sich nach zehn Tagen in den Lastwagen beim Klettern

wiederzufinden, und kletterten und kraxelten so flink, dass wir den Gipfel erreichten, bevor das Tageslicht schwand. Von unseren Habseligkeiten war natürlich keine Spur zu sehen. Sie waren irgendwo weiter unten am Hang des Berges bei diesen schrecklichen Kamelen.

Wir waren oben. Während wir kletterten, war die Luft schnell kühler geworden, aber hier oben wehte ein regelrecht betäubender Wind. In dicke Mäntel gehüllt, bewunderten wir die wunderbare Szenerie, die sich vor uns ausbreitete. Wir blickten schwindelerregende Abhänge hinunter in lange Schluchten, die an nordamerikanische Canyons erinnerten, und in der Ferne, wo die Schluchten schrumpften und zur Ebene abfielen, glänzte eine weitreichende, silberne Spiegelfläche: der Rudolfsee.



Cormorants on Lake Victoria

Dies war der Rudolfsee, den unser Landsmann Graf Samuel Teleki entdeckte. Er und ein deutscher Begleiter fügten diesen riesigen See im Jahr 1888 der Landkarte Afrikas hinzu. Die zweihundert Meilen lange Wasserfläche reicht bis an die Grenzen des Sudan und Abessiniens; das Ostufer wird von Kenia verwaltet und das Westufer von Uganda.

Ich starrte lange hinaus über dieses große Gebiet, das auch heute noch praktisch unberührt ist, das nur wenige weiße Männer gesehen haben, das von nur sehr wenigen Eingeborenen bewohnt wird, wo die letzte Expedition vor einem Jahr stattfand, sodass mein Eindringen eine volle ein Jahr alte natürliche Ruhe störte. Wir dachten mit Bewunderung an Graf Samuel Teleki, der vor fünfundvierzig Jahren am Ostufer aufbrach und zu Fuß dort ankam, wo wir waren, nachdem er fast ein Jahr damit verbracht hatte, seinen Weg durch das Land zu erkunden. Ich vermute, dass die Jäger, die in naher Zukunft nach einem halbtägigen Flug hier ankommen, ihrerseits mit einigem Mitleid, wenn nicht gar mit Staunen an unseren zehntägigen Autotrip denken werden. Und ich hoffe, dass für sie das Boran-Kamel außerhalb eines Museums nicht existieren wird.

Wir zogen uns vor dem beißenden Wind in den Schutz eines großen Felsens zurück. Und dort verfluchten wir alle Kamele, die es je gegeben hat. Wir hatten weder Zelt noch

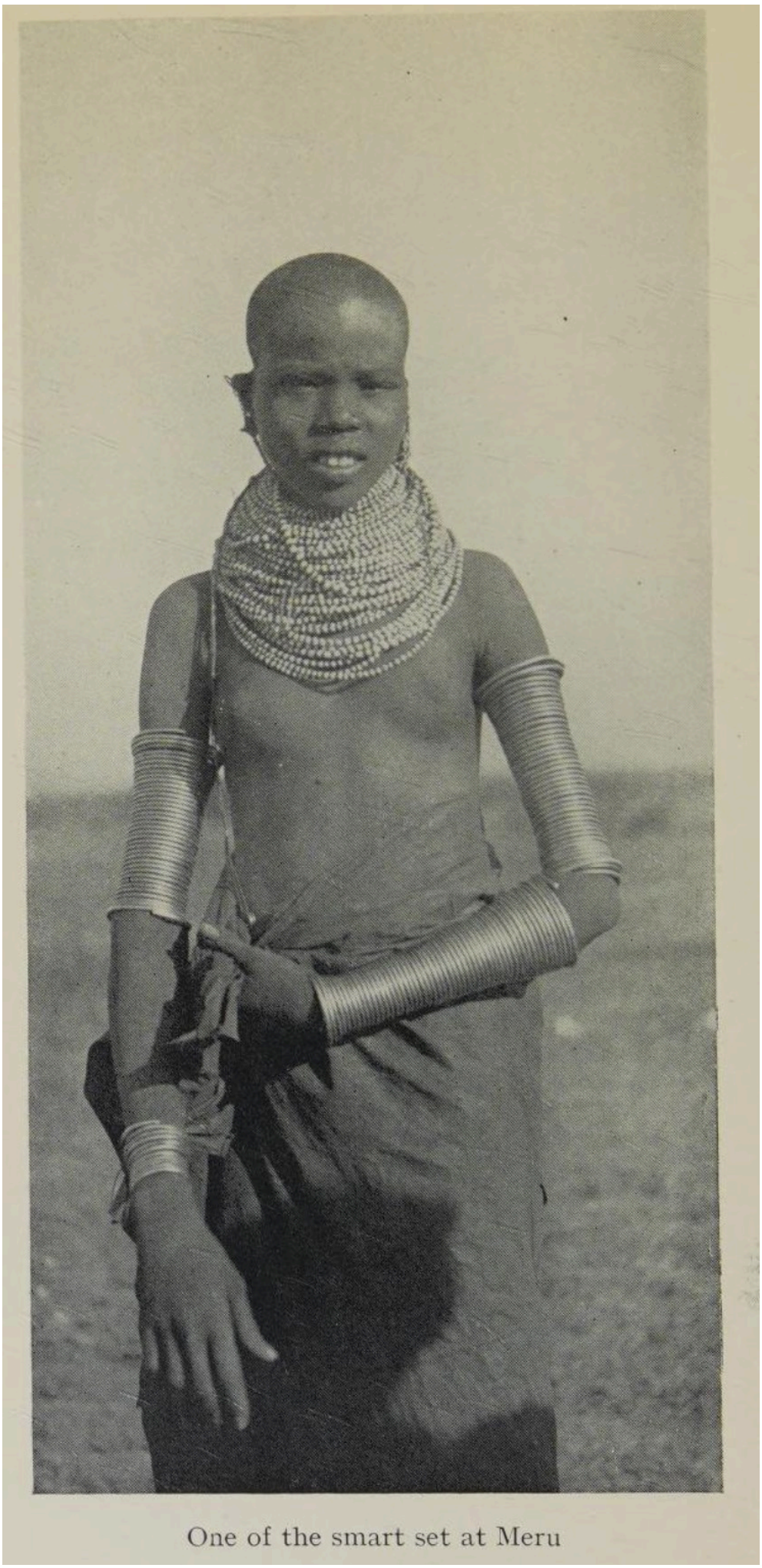
Essen, und bereits war die sinkende Sonne zur Hälfte im Rudolfsee versunken, und der Wind trieb tintenschwarze Wolkenmonster aus dem Osten auf uns zu.

Wir waren völlig durchnässt. Es wurde dunkel. Wir zitterten und verfluchten die Kamele. Wir gaben den Versuch auf, ein Feuer zu machen. In der Dunkelheit konnten wir nicht viel finden, woraus wir es machen konnten, und das, was wir finden konnten, wollte nicht brennen. Unser einziger Trost war, dass wir in Afrika waren, wo Stimmungen immer zwischen Extremen schwanken. Auf den Sturm folgt schnell die Stille. Und genau das geschah.

Denn als gegen Mitternacht aus der Hoffnungslosigkeit der nassen Finsternis das widerliche Poltern unserer Kamele und das „Ah-Ah-Ah" ihrer Treiber auftauchte, stieg unsere Stimmung plötzlich an. Und später, als der Regen aufgehört hatte und wir in frischen Kleidern beim Abendessen an der wohligen Wärme eines prasselnden Lagerfeuers saßen, hatten wir keinen Fluch mehr in uns. Wir empfanden sogar eine Zuneigung zu unseren Kamelen.

Unsere Nachtruhe war kurz und schrecklich kalt. Obwohl wir an jedem Ende des Zeltes ein Feuer brennen hatten, war es eine echte „Drei-Decken-Nacht". Wir pflegten die Temperatur der Nächte immer an der Notwendigkeit von Decken zu messen. Bei dieser Gelegenheit hätten wir eigentlich mehr als drei gebraucht, aber wir hatten sie nicht. Als es tagte, kam der Regen wieder herab, und der Gipfel des Berges hüllte sich in eine solche Mischung aus dichtem Nebel und tief hängenden Wolken, dass im Moment an Jagen nicht zu denken war.

Aber es fällt mir ein, dass ich noch gar nicht erwähnt habe, warum wir hierher gekommen sind. Denn es war nicht der Anblick des Rudolfsees, der uns zu dieser mühsamen Reise bewogen hat. Auch nicht der Wunsch nach einem genaueren Studium des Boran-Kamels. Sondern – der Große Kudu.



One of the smart set at Meru

Der Große Kudu, die feinste und edelste Antilope Afrikas, die in ganz Kenia nur hier auf dem Gipfel des Mount Khulal zu finden ist, ist ein Tier mit großen, korkenzieherartigen Hörnern, das damals in meiner Trophäensammlung noch nicht vertreten war. Vom Körper her ist der Große Kudu etwa so groß wie unsere heimischen Hirsche. Sein braungraues Fell weist schräge weiße Streifen auf; der alte Bulle trägt schwere Hörner von über einem Meter Länge und hat einen schönen, herabhängenden schwarzen Bart am Kinn. Es war dieses seltene Tier, von dem die kenianischen Jagdgesetze erlauben, nur ein Exemplar zu schießen, das uns auf diesen fernen Berggipfel lockte.

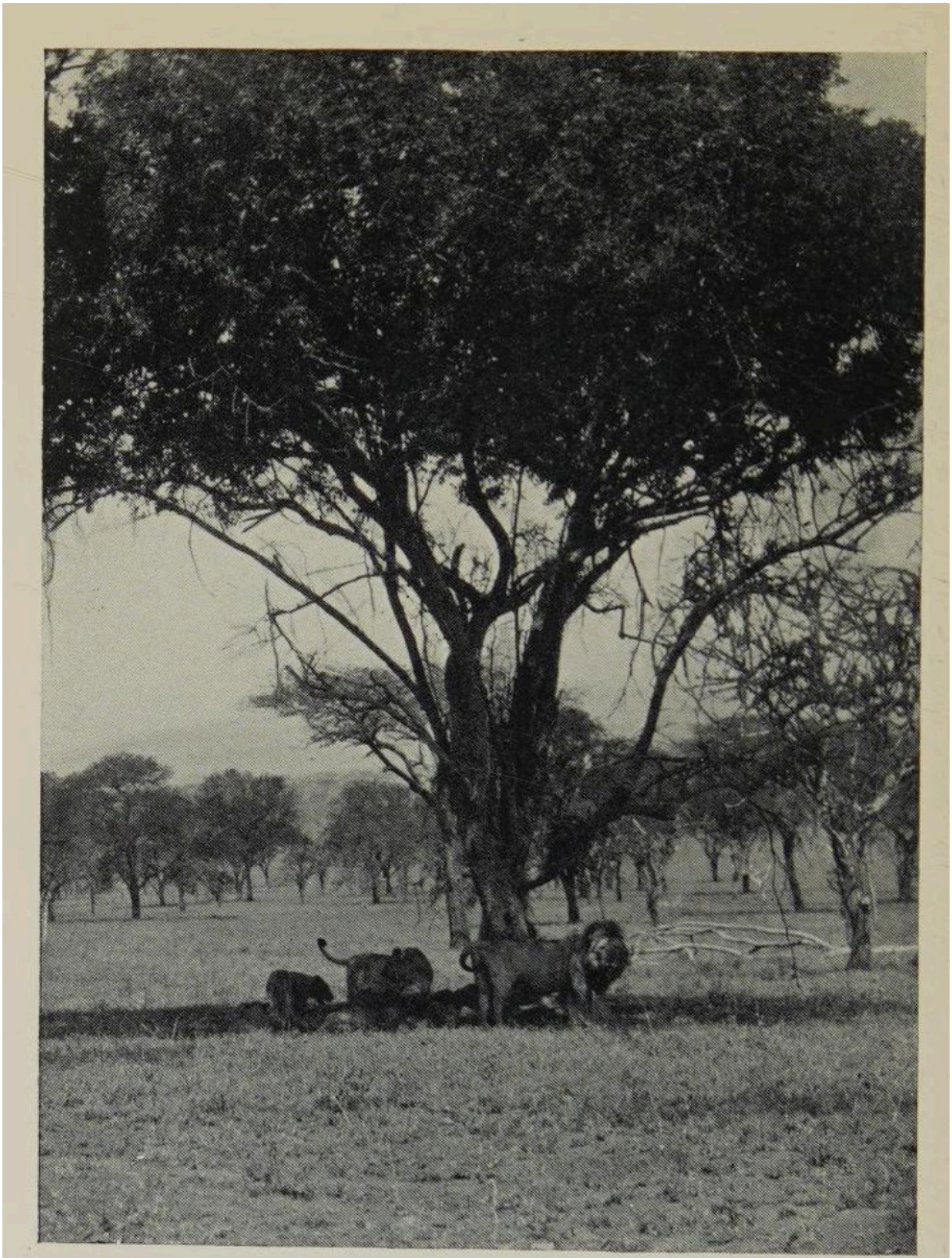
Trotz des unaufhörlichen Regens und des dichten Nebels machten wir uns auf den Weg, um uns umzusehen. Wir hätten ohnehin nicht im Zelt bleiben können, denn sie bauten es ab, um es von der kalten, windgepeitschten Bergspitze in den Schutz einer nahegelegenen Schlucht zu verlegen. Wir wären also sowieso klitschnass geworden.

Unsere beiden Maultiere kamen mit uns, und wann immer der Boden es zuließ, machten wir uns sie zunutze; und wir kehrten erst am Abend zurück.

Es ist ein prächtiger Ort; ich bin froh, dass ich hierher gekommen bin. Kudu oder kein Kudu, es wäre die Besteigung dieses Berges wert. Schon allein wegen der Luft. Man wird nach der Hitze dort unten förmlich wiedergeboren.

Und die Vegetation. Leuchtend grüne „Alpweiden“ – die allerdings noch nie Schnee gesehen haben – wechseln sich mit dunklen, undurchdrungenen Dschungeln ab. Alles ist eine mutwillige Verwirrung an Üppigkeit. Und die Bäume – zerrissene, knorrige Veteranen manchen Sturms – sind alle in ein warmes Gewand aus Moos gehüllt. Jeder einzelne Baumstamm, Ast und dünnste Zweig ist in eine dunkelgrüne Mooshülle eingewickelt. Als hätten sorgsame Hände sie alle in grüne Watte gepackt. Und an den samtigen Zweigen hängen blassgrüne Moosbärte, wie Flachsfasern zum Trocknen aufgehängt, zerfetzte, windgepeitschte Banner zahlloser Luftschlachten. Ein solcher moosverhangener Wald ist ein seltsamer Anblick. Ich frage mich, ob die Mooshülle den Baum schützt oder sein Blut saugt?

Aber wir sind nicht wegen des Mooses hierher gekommen. Schon bald, nachdem wir kaum eine Stunde gesucht hatten, stießen wir auf die erste Kuduherde. Sie lagen an einem steilen Hang bei einem großen weißen Felsblock, fünf Kühe und ein junger Bock, der es nicht wert war, geschossen zu werden. Danach sahen wir den ganzen Tag lang nicht mehr als zwei alte Kühe. Es stimmt zwar, dass der Regen immer wieder einsetzte und etwa fünf separate Stürme über uns hinwegfegten, wobei die einhüllenden Wolken alles in eine solche Dunkelheit tauchten, dass wir keinen Steinwurf weit sehen konnten. So hatten wir von den beiden gerade erwähnten Kudukühen nur einen flüchtigen Blick erhascht; sie waren durch eine weite, bodenlose Schlucht von uns getrennt, und kaum hatten wir sie entdeckt, schob sich eine riesige Wolke zwischen uns und verbarg sie unseren Blicken. Wir sahen in dieser Richtung nichts mehr, obwohl ein Bulle bei ihnen hätte sein können.



A Bait

Wir fanden eine ungeheure Menge an Büffelspuren. Den Anzeichen nach kommen die Büffel jedoch nur nachts auf die offenen Weiden und halten sich tagsüber tief im Dschungel auf.

Als wir einige Zeit nach Sonnenuntergang, durchnässt und bis auf die Knochen durchfroren, in Richtung Heimat rumpelten und endlich das glühwürmchenartige Glimmen unseres Lagerfeuers am Boden seiner geschützten Schlucht erblickten, waren wir von Herzen froh. Ich kann Ihnen nicht sagen, was dieses schäbige kleine

Segeltuchzelt, das knisternde Feuer und der Teller mit heißer Suppe für einen müden Jäger bedeuten. Alles. Höchster Luxus. Vollkommene Zufriedenheit. Die Verbannung aller Mühsal in dieser endlosen Wildnis und blinden, hoffnungslosen Finsternis. Das ideale Zuhause!

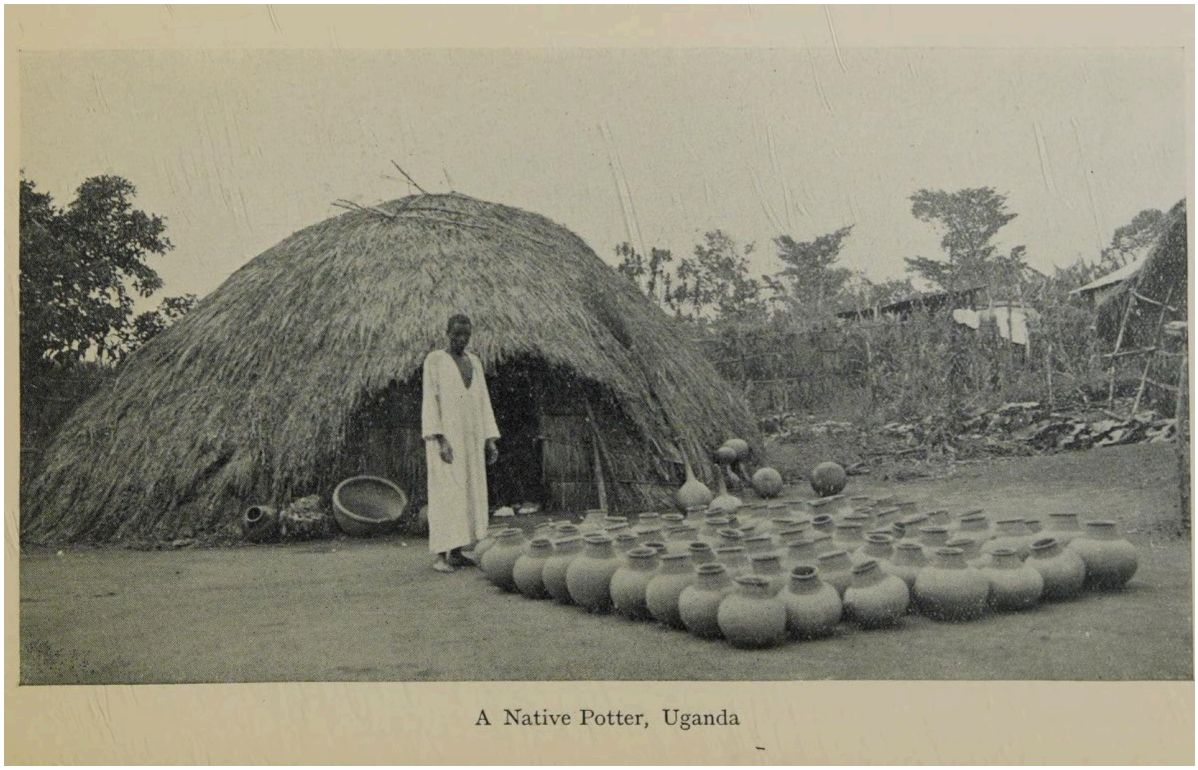
Am nächsten Tag erwachten wir in einem eiskalten, aber klaren Morgengrauen, und als die aufgehende Sonne ihren ersten vergoldeten Strahl auf den Berggipfel schickte, saßen wir bereits dort oben, bereit, die Berghänge und Gipfel mit unseren Feldstechern abzusuchen. Und nach langem Suchen gelang es uns, einen großen, einsamen Kudubullen mit einem prächtigen Haupt zu entdecken – nur stand er auf dem Gipfel des am weitesten von uns entfernten Berges, mindestens eine Meile Luftlinie entfernt. Von unserem Standpunkt aus sah er nicht größer aus als ein Käfer, aber dennoch konnten wir die korkenzieherförmigen Hörner ausmachen, die bis über die Mitte seines Körpers nach hinten schwangen – ein Anblick, der uns das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ. Wir hatten ihn kaum länger als eine Minute beobachtet, als er sich in Bewegung setzte und im Wald verschwand.

Da nichts Näheres zu sehen war, machten wir uns auf den Weg zu dem Gipfel, der der Rückzugsort dieses Kudus war. Solch bergiges Gelände täuscht einen leicht. Wir hätten zum Beispiel schwören können, dass nur zwei Gipfel zwischen uns und dem Kudu lägen. Tatsächlich waren es vier. Ich bin kein Wanderer und würde nie ohne Gewehr auf einen Berg steigen, daher ist es verständlich, dass ich die unerwartete Notwendigkeit, den dritten und vierten Gipfel hinaufzukraxeln, nicht mit sonderlicher Begeisterung aufnahm. Ich jodelte nicht gerade vor Freude. Tatsächlich schwor ich am vierten Berg, dass ich nicht für alle krummhörnigen Kudus der Welt noch einen weiteren erklimmen würde. Aber ein Eid unter solchen Umständen darf nicht als bindend betrachtet werden.

Jedenfalls erreichten wir die Stelle, an der der Kudu fünf Stunden zuvor in den Wald gelaufen war. Wir fanden seine Fährte und hefteten uns an seine Fersen. Schon bald verwandelte sich die Spur in einen gut ausgetretenen Büffelpfad, und wir folgten ihm entlang eines langen, bewaldeten Rückens.

Wir waren der Spur vielleicht eine halbe Stunde gefolgt, als der Fährtenleser vor mir plötzlich „einfror“. Er stand auf einem Bein, und das andere, das er gerade nach vorne bewegte, verharrte mitten in der Luft, wie bei einem Vorstehhund. ...

In den Tiefen des Büffelpfades, der in den dunklen Dschungel führte, stand eine Kudukuh und sah uns direkt an! Sie streckte den Hals und stellte ihre langen Eselsohren auf, sehr erstaunt. Wir wagten nicht, einen Finger zu rühren, geschweige denn beiseite zu treten, für den Fall, dass ein Bulle hinter ihr stehen sollte. Sie bewegte sich nicht, sondern stand da und starrte uns mit diesem eigentümlichen hypnotischen Blick an, mit dem eine plötzlich in unseren heimischen Wäldern auftauchende Hirschkuh uns den Atem stocken lassen kann.



A Native Potter, Uganda

Minutenlang sahen wir uns an. Vor mir stand der schwarze Fährtenleser auf seinem einen Streichholzbein so ruhig, als hätte er nie ein zweites besessen.

Dann geschah etwas Unerwartetes. Auf einer Seite knackten leise Zweige, und dann schob sich praktisch geräuschlos zwischen mich und den Kudu – der mächtige schwarze Kopf eines großen Büffelbullen! Er sah weder mich noch den Kudu an, und er bewegte sich auch nicht weiter vorwärts; doch der große, grobe Kopf füllte den schmalen Pfad vollständig aus. ...

Ich hätte gerne geschossen, aber da ich auf Kudu vorbereitet war, hielt ich ein leichteres Gewehr in der Hand, das für Büffel nicht viel taugte, und meine schwere Waffe war bei einem der Männer weiter hinten. Ich wagte nicht, mich umzudrehen, und obwohl ich mit einem Finger nach hinten winkte, war es zu spät, als mir mein schweres Gewehr gereicht wurde. Der Büffelkopf zog sich ebenso geisterhaft wieder in den Dschungel zurück, wie er gekommen war. Und als die Luft sozusagen wieder rein war, stand da die Kudukuh, immer noch mit ihrem Argusauge auf mich fixiert. ...

Dann verriet uns der Wind. Mit einem gewaltigen Krachen preschten sie beide davon, Büffel und Kudukuh zusammen, und wir erfuhren nie, ob ein Kudubulle irgendwo in der Nähe gewesen war oder nicht.

Da mir in diesem Moment einfiel, dass vier ausgewachsene Berge zwischen mir und meinem Lager lagen, ergriff ich meinen Wanderstock und machte mich mit einem Seufzer auf den Heimweg.

Bei Tagesanbruch am nächsten Tag suchten wir die Gegend erneut vom höchsten nahegelegenen Gipfel aus ab. Auch diesmal erfassten unsere Gläser einen prächtigen Kudubullen in weiter Ferne, genau wie gestern, an einem steilen, felsigen Hang. Diesmal war kein Wald in seiner Nähe. Er starrte regungslos hinab in den Abgrund des opalfarbenen Sees, den die aufgehende Sonne gerade zu berühren und zu färben begann.

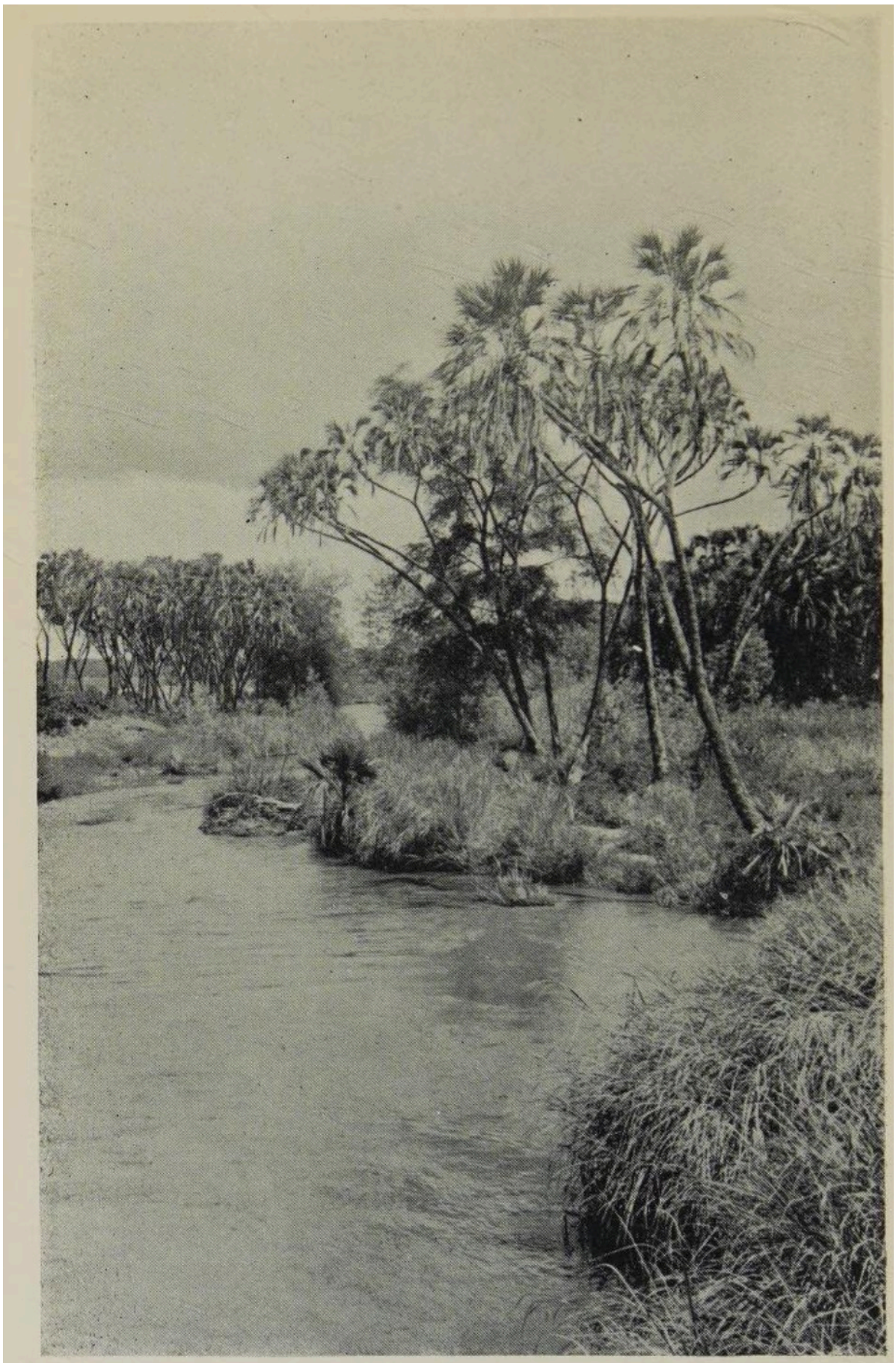
Nach einer alpinen Anstrengung, die nur geringfügig weniger anstrengend war als die gestrige, erreichten wir die Stelle, von der aus der Kudu an jenem Morgen auf den

Rudolfsee geblickt hatte, aber zu diesem Zeitpunkt blickte er natürlich nicht mehr. Wir fanden nicht einmal seine Spuren. Und wir überlegten, ob wir schon den Heimweg antreten sollten; wir waren vier Stunden vom Lager entfernt und die Sonne hatte ihren Zenit längst überschritten. Aber dann entschieden wir uns, diesen Teil des Berges doch noch ein wenig länger abzusuchen; die andere Seite in Augenschein zu nehmen, da wir schon so weit gekommen waren.

Und als ich nach langem Herumkraxeln von Fels zu Fels hinter einem großen silbergrauen Felsblock hervorsah – da stand der Kudubulle vor mir, keine achtzig Meter entfernt!

Ich hatte keine Zeit, die Situation zu genießen, denn wir sahen uns praktisch gleichzeitig. Sein Kopf flog zurück, die langen, gewundenen Hörner flach auf den Rücken gelegt, und er jagte talwärts.

Mein Erblicken des Tieres, seine ersten Sätze und das Krachen meines Gewehrs geschah alles innerhalb von Sekunden, schneller als ich es beschreiben kann. Bei meinem Schuss machte der Bulle einen gewaltigen Satz, stürmte dann noch ein Stück weiter, schlug einen Purzelbaum und stürzte mit einer so ungeheuren Wucht in die Schlucht, dass mir die Haare zu Berge standen: „Verdammt ... er wird sich diese wunderbaren Hörner zerschmettern."



The Guaso-Nyiro

Mit dem Herz in der Hose kletterte ich zu ihm hinunter. Als ich sah, wo er lag, hielt ich inne, um durch mein Fernglas zu schauen; ich hatte solche Angst, dass den Hörnern etwas

zugestoßen sein könnte. Gott sei Dank waren sie unversehrt. Obwohl er mehrmals auf dem Kopf gestanden hatte, bevor er den Boden der Schlucht erreichte, war nur ein winziger Splitter von der äußersten Spitze des linken Horns abgeschlagen worden. Es war ein Wunder, dass sie nicht in Stücke gegangen waren.

Auf dem Heimweg wurde ich förmlich zum Wanderer. Ich erklomm diese schrecklichen Berge und pfiff fröhlich dabei. Alle Ermutigung, die ich brauchte, war das Kuduhaupt, das der Träger vor mir trug – meine prächtige Trophäe vom König der Antilopen.

Derselbe Abend hielt noch ein weiteres denkwürdiges Ereignis für mich bereit. Das Erlegen des Kudus war noch nicht das Ende des Tages.

Wir hatten viel Zeit damit vertrödelt, das Kuduhaupt abzutrennen, zu fotografieren und so weiter, und wir waren noch weit vom Lager entfernt, als die völlige Dunkelheit hereinbrach. Glücklicherweise war der Mond auf unserer Seite, sonst hätten wir uns leicht verirren können, denn selbst unsere Fährtenleser waren noch nie in dieser Gegend gewesen.

Es muss etwa acht Uhr gewesen sein, und wir traten gerade aus der Dunkelheit des Waldes auf eine mondbeschienene Lichtung, als mit einem tiefen Grunzen ein einsamer Büffelbulle vor uns aufsprang, davonstürmte, dann aber innehielt, sich umdrehte und uns wütend anschnaubte. Ich setzte mich hin und zielte, obwohl ich mein Korn unmöglich sehen konnte. Ich konnte die schwarze Gestalt des Büffels ausmachen, aber die Dunkelheit verschluckte das Ende meines Gewehrs vollständig. Doch dann packte mich die Tollkühnheit, Korn hin oder her, mein Finger krümmte sich und ich ließ fliegen. Die Kugel klatschte scharf in den Büffel, und nach einem kurzen Lauf brach er zusammen.

Das war pures Glück. Denn hätte ich ihn an der falschen Stelle getroffen, wäre nicht einmal ein Baum in der Nähe gewesen, zu dem ich hätte flüchten können. So blind auf gefährliches Großwild zu schießen, ohne sehen zu können, worauf man schießt, ist nutzlose Tollkühnheit, eines Jägers unwürdig. Krimineller Leichtsinn. Man trifft das Tier fast mit Sicherheit an der falschen Stelle, wenn man es überhaupt trifft. Die Folge: nutzlose Qual für das Tier oder, wie es meistens der Fall ist, die wohlverdiente Rache des verwundeten Bestie. Diesmal gelang es durch Zufall. Aber ein solches Ergebnis kann die Tat unter keinen Umständen rechtfertigen.

Ich wollte uns nicht noch mehr verspäten, indem ich darauf wartete, das Büffelhaupt abzutrennen; es war bereits fast zehn Uhr, als ich mich ans Lagerfeuer setzte, um zu Abend zu essen. Das Kuduhaupt, das an einem Ast hing, schien immer größer zu werden, während das flackernde Licht des Lagerfeuers darauf spielte, und unsere einzige Flasche Champagner, die zur Feier des Tages geöffnet wurde, ließ seine Proportionen noch gewaltiger erscheinen.

Bei Tagesanbruch, wieder im strömenden Regen, ging ich hinaus, um die Hörner des Büffels zu holen, den ich in der Nacht zuvor geschossen hatte. Die Hyänen hatten sein Haupt während der Nacht gründlich zugerichtet und den größten Teil davon zerfressen.

Mount Kenya from Nanyuki

Als ich zum Lager zurückkehrte, befanden sich alle meine Habseligkeiten bereits auf den Rücken der Kamele. Diesmal ließen sie das Beladen bereitwillig über sich ergehen, ohne ein Wort des Protests. Sie wussten, dass wir den Abstieg vom Berg zu ihren Gefährten begannen, die im Tal warteten. Ihre Knechtschaft war zu Ende. Das Kamel ist ein kluges Tier, aber trotz alledem, Gott weiß, ich hege keine Zuneigung zu ihm.

KAPITEL IX

EIN VERSÖHNUNGSFRÜHSTÜCK

Dezember 1933.

Mein einsames Lager ist im unwegsamen Dschungel der Ukamba-Region in Kenia aufgeschlagen. Heute habe ich mich von dem Freund getrennt, der bis jetzt mein Partner bei der Elefantenjagd war. Jeder von uns soll sein Glück auf eigene Faust versuchen. Jeder von uns ist ins Ungewisse eingetaucht, nachdem wir vereinbart hatten, uns in zwei Wochen am selben Ort zu treffen, an dem wir uns trennten – am Fuße eines steilen Hügels als Orientierungspunkt.

Noch vor der Dämmerung schlüpfte mein Elefanten-Fährtenleser, der auf den Namen Mukula hört, in mein Zelt. Ich war wach, aber ich tat so, als schliefe ich noch, und Mukula begann mich durch Flüstern zu wecken, und da ich keine Reaktion zeigte, wiederholte er es wohl zehnmal oder öfter, jedes Mal ein wenig lauter:

„Ondoka, Bwana!“ („Wach auf, Herr!“)

Er trug zwei oder drei dünne Stöcke bei sich, Ruten von etwa achtzehn Zoll Länge, die genauen Maße der Fußabdrücke der Elefantenbullen, deren Spuren wir gestern gefunden hatten – sichere Zeichen, dass große Stoßzahnträger hier in der Nähe waren. Spuren von weniger als anderthalb Fuß interessieren uns nicht; es lohnt sich nicht, sich mit ihnen abzugeben; ich wollte nichts mit Stoßzähnen unter jeweils fünfzig Pfund zu tun haben, und deren Besitzer haben beachtliche Ausmaße.

Aber es ist noch früh. Der Horizont färbt sich noch nicht grau, die Hyänen heulen noch; wozu diese Eile?

Ich hörte geduldig jedem Wort von Mukulas langer Erklärung zu, verstand aber keine Silbe davon. Der alte Mann spricht die Sprache der Wakamba, die für mich wie Chinesisch ist. An Dolmetschern mangelt es nicht, aber das Problem ist, dass sie alle gleichzeitig reden und Mukulas Rede alle unterschiedlich übersetzen. Sie streiten sich sogar darüber. Ich habe keine Vorliebe für solche Debatten im Morgengrauen. Geduldsproben sind nichts für einen leeren Magen. Schließlich kommen wir doch zu einer Einigung.

Letztes Jahr gab es ganz hier in der Nähe einen unglücklichen Unfall. Ein verwundeter Elefant tötete einen einheimischen Jäger, einen guten Freund von Mukula namens Pilipili, der Elefanten mit Bogen und vergifteten Pfeilen jagte.

„Wir haben ihn hier am Waldrand begraben“, erzählt er mir, „aber wenn du ihm etwas Frühstück bringst, werden wir durch ihn seinen Tod rächen können, und er wird uns helfen, den großen Elefanten zu töten.“

„Ich gebe ihm auch mein ganzes Abendessen“, erwiderte ich, „solange er sich wirklich auf unsere Seite stellt.“

„Pilipili braucht nicht viel“, sagt Mukula, „nur ein kleines bisschen von allem, sogar einen Schluck von deinem Tee, und heute darfst du nichts frühstücken, ohne Pilipili ein wenig davon abzugeben.“

The " Private Ward," Meru Hospital

Es ist immer ratsam, sich den Aberglauben der Eingeborenen zu fügen, auch wenn sie nicht ausnahmslos das erhoffte Glück bringen. Nichtbefolgung entfremdet die Gläubigen. Also hielt ich mich strikt an die Anweisungen des alten Zauberers.

Bei Tagesanbruch hockten wir alle um einen uralten Baum, an der Stelle, die mir als Grab des Elefantenjägers bezeichnet wurde. Mukula räumte sehr sorgfältig das trockene, versengte Gras und die angesammelten Zweige weg und „deckte" einen Tisch auf dem Grab nach seiner eigenen Fasson. Er pflückte zwei große, glänzende Blätter; das waren die Teller. Auf eines davon legte er die Reste seines eigenen Frühstücks: einen Mundvoll Getreidebrei und ein Stück getrocknetes Zebrafleisch; auf dem anderen breitete er meine Opfergabe aus: eine halbe Sardine, eine Prise Zucker, zerbrochene Kekse und goss über das Ganze den Tee, den wir in einer Tasse mitgebracht hatten.

Aber der selig verstorbene Pilipili möchte nach dem Frühstück rauchen. Also holte Mukula das Antilopenhorn hervor, das ihm als Schnupftabakdose diente, und krönte den Brei mit ein paar Krümeln Schnupftabak. Auf Mukulas Ermunterung hin legte ich meinerseits eine Zigarette und drei Streichhölzer auf das Grab. Die Schachtel ließ ich nicht dort, obwohl es Sicherheitszündhölzer waren. Ich fürchte, mein einstiger Kollege könnte ein wenig Schwierigkeiten beim Anzünden gehabt haben. Doch wer weiß? Vielleicht raucht er keine Zigaretten.

Schließlich holte Mukula einen vergifteten Pfeil aus seinem Köcher und steckte ihn neben dem Frühstück in den Boden.

Während der gesamten Prozedur redete er ununterbrochen mit dem Toten, obwohl es mir immer ein Geheimnis bleiben wird, worüber sie sprachen. Ich hoffe nur, dass sie mich nicht dafür verfluchten, dass ich mich in die Jagdgründe gewagt hatte, die sie seit Jahrtausenden besetzt hielten.

Dann machten wir uns, mit beruhigtem Gewissen und beseelt vom Beweis unseres eigenen guten Willens, auf die Jagd.

Und es scheint, dass die Sardine nicht ohne Wirkung blieb. Denn zwar nicht an jenem Tag, aber einige Tage später schoss ich tatsächlich einen großen Elefanten. Es mag die Zigarette gewesen sein. Es war eine gute Zigarette.

Oh, mein schwarzer Kollege, der du unter jenem Baum ruhst, meinen Dank für deine gütige Fürsprache!

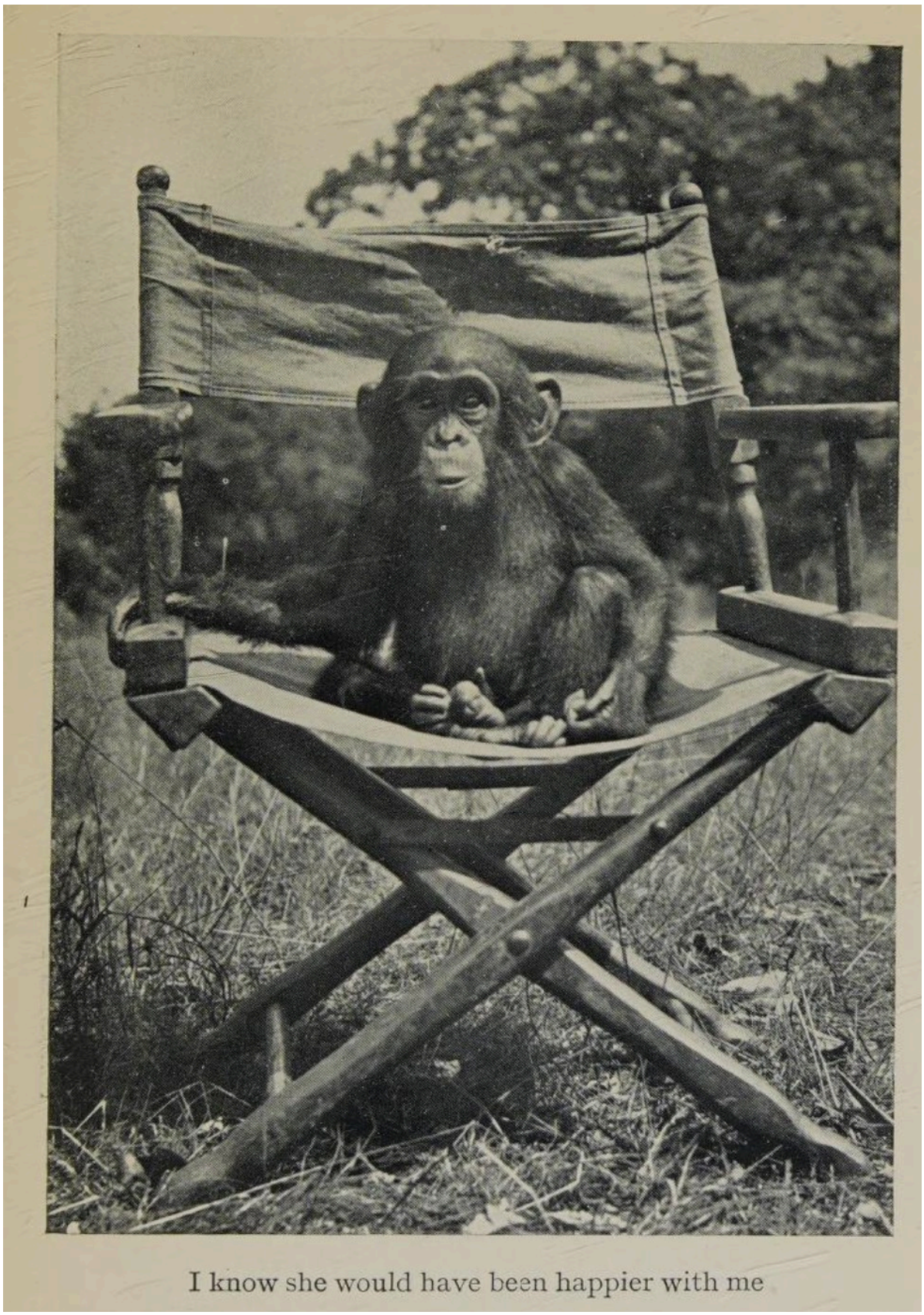
KAPITEL X

EINE WEIHNACHTS-ELEFANTENJAGD

Ukamba. 25. Dezember 1933.

Ein grauer Morgen mit einem dichten, wogenden Nebelmeer. Als ich aus meinem Zelt trat, knöpfte ich mich instinktiv bis zum Hals zu und wartete fast darauf, dass mir Schauer über den Rücken laufen würden. Oh, wenn sie es nur täten.

Der Nebel ist vergebens; es ist erschöpfend heißes, schwüles Wetter. Die dampfende Vegetation atmet einen ekelerregenden, widerlich süßlichen Duft aus. Der Schweiß bricht mir aus, während ich nur so dastehe, und vermischt sich mit dem warmen Nebel in meinem Gesicht. Die Luft ist wie in einem türkischen Bad. Hier kann man sich nicht kühl halten, indem man an den frostigen Kaukasus denkt. Dies ist Afrika, hier schwitzt der Mensch. Und aus geht es mit dem Mantel, in den ich mich eingekuschelt hatte.



I know she would have been happier with me

Wir folgen dem palmengesäumten Ufer des gewundenen, seichten Tiva-Flusses und suchen nach Spuren der Elefanten, die in der Nacht zum Trinken heruntergekommen sind.

Das Unterholz besteht aus scharfblättrigen Seggen, so hoch wie ein Mann, und die Elefantenpfade hindurch sind wie von Menschenhand geschaffene Fußwege. Wir eilen sie entlang, leise, in Einerreihe. Vorne die zwei Fährtenleser, hageren Gestalten, bewaffnet mit Pfeil und Bogen, die nach ranziger Butter und Schnupftabak riechen; dahinter meine

zwei Gewehrträger; und ganz zuletzt ein Träger, behängt wie ein Weihnachtsbaum mit Feldflaschen, Kameras, Äxten und Messern, der die ganze Zeit mit seinem Hab und Gut klappert und klimpert, obwohl ich ihm seit Wochen sage, er solle ein wenig zurückbleiben und nicht hier direkt an meiner Schulter daherrasseln und offensichtlich alles aus meinem Weg verscheuchen. Sooft ich ihn anweise, zurückzubleiben, arbeitet er sich allmählich wieder nach vorne. Er mag es nicht, allein zu sein.

Die nasse Segge peitscht mir ins Gesicht, und meine Kleider sind lauwarm durchweicht. Der Fluss plätschert und sprudelt leise neben uns, der Gemischtwarenladen, mit dem der Träger behängt ist, klappert aggressiv. Abgesehen davon und den schläfrigen Rufen einiger erwachender Vögel herrscht Stille. Die Stille der Wildnis.

Umso erschreckender war jener höllische Schrei, der plötzlich die Stille zerriss. Ein menschlich-tierisches Gebrüll vor Wut. ...

Wir hielten mit dem Herz in der Hose inne. Sogar der Weihnachtsbaum hörte auf zu rasseln.

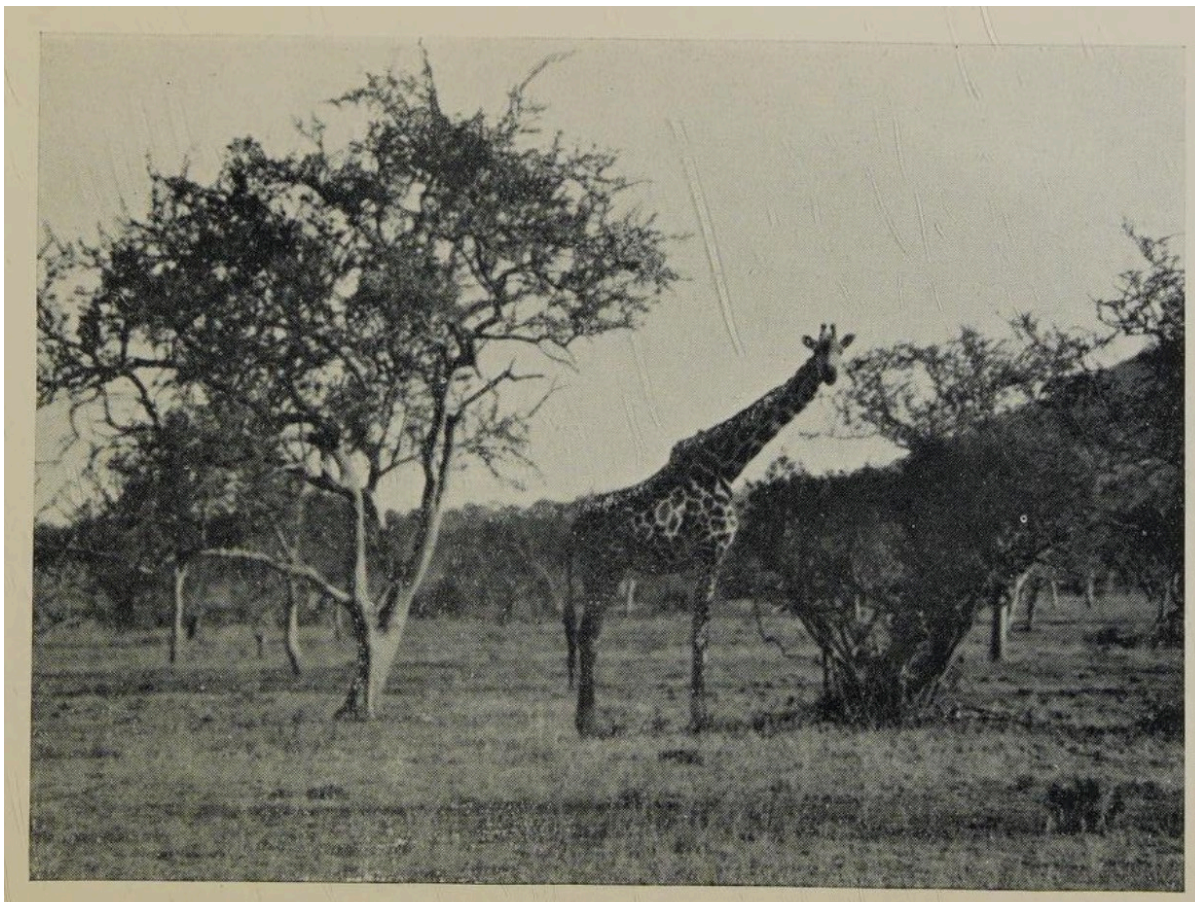
Dann ein scheußlicher Lärm aus Bellen und Jäulen und das Brechen von Ästen unter schweren Körpern: In diesem Nebel war nichts zu sehen, aber die Flüche einer Pavianfamilie, die bei ihrer Morgentoilette gestört wurde, sind unverkennbar. Dieser plötzliche Schrei war der Alarm des Wachpavians.

So ein alter, schlecht gelaunter Affe kann einen zu Tode erschrecken. Mir ist sogar die Pfeife ausgegangen. Eine Pfeife ist ein launisches Instrument. Vernachlässige sie eine Minute oder zwei, und sie geht aus.

Als es vollends hell war, stießen wir auf frische Elefantenspuren. Riesige Füße hatten eine regelrechte Rutschbahn den steilen, sandigen Hang hinunter gezogen; und unten am schlammigen Wasserrand hatten sie Löcher von der Größe einer Babybadewanne hineingetrampelt. Die Elefanten waren erst vor wenigen Stunden dort gewesen; der Schlamm, der an das Ufer gespritzt war, war noch feucht, und die zerrissenen, zertrampelten Blätter hatten noch nicht die Berührung der Sonne gespürt.

Aber leider waren dies alles Spuren von Elefantenkühen, vermischt mit ein paar Kälberfährten. Elefantenmütter waren in der Nacht hierher gekommen, um ihre Kinder zu baden, und der alte Bulle hält sich von ihrer lärmenden, bäumetrampelnden, trompetenden Gesellschaft fern. Es hatte also keinen Sinn, unter ihnen nach einem Stoßzahnträger zu suchen, wie wir ihn wollten.

Wir eilten am Fluss entlang weiter. Es muss gegen acht Uhr gewesen sein – wir haben keine Uhr, da sie den Dienst versagt hat, also rechnen wir nach der Sonne –, als wir auf Spuren stießen, wie wir sie suchten. Ein gewaltiger Fuß hatte Abdrücke von anderthalbfacher Breite in das Flussufer gestampft; ein großer Bulle hatte hier getrunken und, den Anzeichen nach, einer mit schwerem Elfenbein. Als er das steile Flussufer hinaufgeklettert war, hatte er seine Stoßzähne immer wieder in die Böschung gegraben, wie Paare von runden Löchern auf jeder Seite der Spur zeigten. „Schwere Stoßzähne“, sagen meine Männer.



Bull Giraffe

Die Fährte führte aus dem dichten Schilf am Flussufer hinaus in die düsteren Tiefen des Dschungels. Für einen Elefanten ist es einfach genug, durch das ungeheure Unterholz, die Brennnesseln, das uralte Gewirr aus umgestürzten Bäumen mit ihrer verfilzten Ansammlung von Schlingpflanzen zu brechen. Für den Jäger ist es weniger einfach. Nur sehr selten kann er aufrecht stehen. Er muss sich tief bücken, hierhin und dorthin ducken, mal auf allen Vieren kriechen, mal flach auf dem Bauch.

Wären da nicht die Dornen ...

Ich glaube, Gott muss bei der Schöpfung vergessen haben, an künftige Elefantenjäger zu denken. Sonst kann ich nicht glauben, dass er diese Orgie an Dornenhaftigkeit zugelassen hätte. Hier ist sogar das Gras dornig.

Es wäre mir egal, wenn es normale, gerade Dornen wären, denn dann würden sie, selbst wenn sie stächen – schließlich sind Dornen dafür da –, wenn sie fertig wären, zurückweichen und mich meines Weges ziehen lassen. Aber so funktioniert der afrikanische Dorn nicht. Denn man wird niemals, unter keinen Umständen, einen geraden Dorn unter ihnen finden. Ihre bevorzugten Formen sind der Stiefelknecht-Haken, die Häkelnadel, die Katzen- oder Löwenkralle, der Halbmond und die Sichel. Und da sie in riesigen Mengen an jedem Baum, jeder Blume und jedem Dickicht von einiger Proportion wachsen, stellen sie eine ständige Ablenkung für den Elefantenjäger dar. Eine Pflanze im Kitui-Dschungel, der es nicht danach stünde, eine Ernte von Haken-Dornen hervorzubringen, würde dort einfach nicht lange bleiben; die anderen würden sie vertreiben.

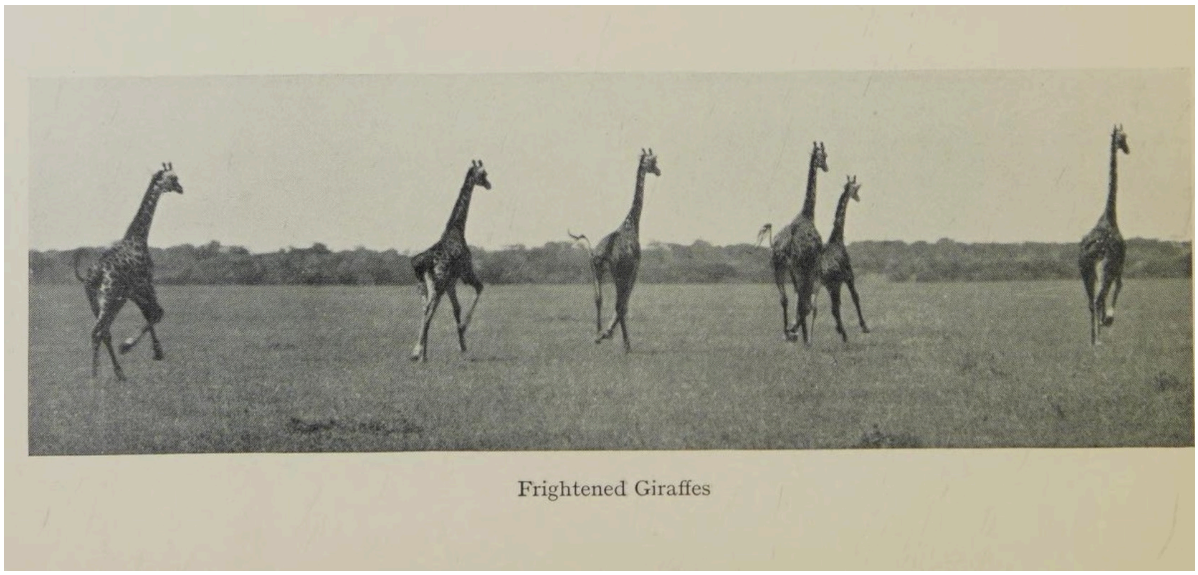
Diese Dornen sind fleischfressend. Sie liegen ständig auf der Lauer, erfüllt von perversen und bösen Gelüsten, um von der taktischen Basis ihrer Zweige aus nach dem Jäger zu

greifen, der sie passieren will, wobei jeder bestrebt ist, ein Stück seiner Haut oder zumindest ein kleines Souvenir von seiner Hose davonzutragen. Oh, ihr milden Akazien-, Wildrosen- und Brombeerdornen! Es ist gut, dass ihr das Beispiel dieser anderen nicht sehen könnt, sonst könntet ihr am Ende noch vor neidischer Nachahmung hakenförmig werden!

Soviel zu den Dornen. Aber ich war gezwungen, ihnen so viel Platz zu widmen, weil mir fünf lange Stunden lang nichts anderes passierte als Dornen-Griffe.

Hin und wieder wurde unser Herz jedoch durch den Fund gewisser natürlicher Beweise auf der Elefantenfährte erfreut, aus deren Maßen die Größe des Tieres abgeleitet werden kann. Die Fährtenleser halten dann inne, ziehen ihre Sandalen aus und stoßen ihre großen Zehen in den „Fund", wobei sie daraus, ob er kalt oder warm oder heiß ist, mit erstaunlicher Genauigkeit feststellen, vor wie langer Zeit der Elefant vorbeizog.

Wie gesagt, gewöhnlich benutzen sie ihre großen Zehen als Thermometer, aber es gibt einige unter ihnen, die besonders gewissenhaft sind – mein Fährtenleser ist ein solcher –, die kein übermäßiges Vertrauen in ihre Zehen haben und es zur Sicherheit auch noch mit dem Daumen versuchen. Ein pedantischer Fährtenleser versucht es mit beiden.



Frightened Giraffes

Wir waren vier volle Stunden lang von den Dornen zerrissen und zerkratzt worden, als die Temperatur schließlich zu steigen begann. „Moto" (heiß), erklärten die Seher, und begannen sogleich, sich auszuziehen, was ein sicheres Zeichen dafür ist, dass man dem Elefanten nahe kommt.

Dass sie sich auszogen, ist nicht wörtlich zu nehmen, denn sie haben nicht sehr viel abzulegen; es bedeutet nur, dass sie alles Oberflächliche loswerden. Sie legen ihre Sandalen, Bögen, Köcher und Ledertaschen mit ihrem Zauberzeug, ihre Schnupftabakbeutel und sogar ihr Essen ab; sie rollen ihre ledernen Lendentücher, die bis zu den Knien reichen, bis zur Mitte hoch – und schon sind sie bereit für den Kampf.

Selbst dieser unnötige Zeitverlust strapaziert die Geduld des Jägers, obwohl das Eigentliche erst noch folgt: das „Binden des Elefanten".

Nach Ansicht der Eingeborenen entscheidet dies über den Ausgang der Jagd. Die Kirongozi hocken sich neben der Fährte nieder, in ihren Händen das doppelte „Dava ya tembo" (Elefantenmagie). Sie bewahren die zwei Zaubermittel in kleinen Döschen aus Horn oder Elfenbein auf: in dem einen ein braunes und in dem anderen ein rotes Pulver.

Mit dem braunen, das aus der Rinde von sechs Baumarten und aus dem Sekret der Drüse hinter dem Ohr eines Elefanten hergestellt wird, salben sie jedem die Augenlider, meine eingeschlossen. Dies verbessert unsere Sehkraft so sehr, dass ganz sichergestellt ist, dass wir den Elefanten sehen, bevor er uns sieht!

Das rote Pulver wiederum reguliert den Lauf der Sonne. Sie pflücken einen Grashalm und, nachdem alle feierlich auf seine Spitze gespuckt haben, salben sie ihn mit dem roten Pulver. Dann recken sie den rotspitzigen Grashalm zum Himmel empor und weisen der Sonne damit eine Grenze zu. Sie darf nur bis zu dem angegebenen Punkt vorrücken und muss dort warten, bis wir den Elefanten getötet haben! Schließlich streuen sie ein wenig von jedem Pulver auf die Fährte und zeichnen mit den Zeigefingern sonderbare Schnörkel darum herum. Und die ganze Zeit über reden sie in einer unverständlichen Sprache, ihre Stimmen in einem weichen, kehligen Falsett. Wenn sie ihr Gebet beendet haben, legen sie einen Grasknoten auf den Pfad des Elefanten. Damit symbolisieren sie das „Binden“ des Elefanten. Jetzt kann er nicht mehr entkommen; er muss auf uns warten.

Diese langwierige Gaukelei gibt dem Elefanten natürlich nur die Gelegenheit, wieder weiter nach vorne zu kommen. Wenn wir fertig sind, befinden wir uns genau dort, wo wir eine Stunde zuvor waren. Wir müssen die Verfolgung erneut aufnehmen.

Wenn wir uns geduldig nach den Vorschriften gerichtet haben, können wir wieder aufbrechen. Der Elefant hat unterdessen gute Fortschritte gemacht. Wir sind offensichtlich kläglich zurückgeblieben, obwohl er „gebunden“ wurde.

Ich weiß nicht, wie lange wir hinter ihm her eilten; die Sonne hatte längst die Grenze des roten Pulvers überschritten, und ich verfluchte die Kirongozi lautstark dafür, dass sie den Elefanten so weggezaubert hatten. Ich verfluchte sie in meiner eigenen Sprache. Doch plötzlich stoppten sie die ansteigende Flut der Worte. Sie hatten verhofft. Wie vorstehende Hunde ...

My Camp on Fumwe

Sie konnten den Elefanten hören.

Sie gaben mir Zeichen und fragten, ob ich ihn auch hören könne. Aber meine Ohren können es nicht mit den ihren aufnehmen. Minuten vergingen, bis ich das Geräusch auffing. Ein fernes, leises Grollen. Das Grollen des Elefantenmagens.

Das ist der aufregendste Moment – wenn plötzlich die Entscheidung naht. In solchen Momenten ist es, als bliebe alles für eine Sekunde stehen. Sogar der Atem. Die Welt hört auf, sich zu drehen.

Dann packt mich das Jagdfieber. Es lässt sogar meine Zähne klappern. Später, wenn es zum Schuss kommt, ist diese Phase vorüber.

Das Grollen und Brummen, das immer noch von derselben Stelle kommt, zeigt, dass der Elefant für heute genug vom Umherziehen hat und in der Hitze träge geworden ist; er hat an einem schattigen Fleck zur Mittagsruhe angehalten. Um in Frieden zu verdauen.

Nur drei von uns gleiten näher an ihn heran. Zuerst einer der Kirongozi, dann ich selbst und schließlich mein Gewehrträger. Wir kriechen langsam näher, schieben vorsichtig jeden Ast und jeden trockenen Zweig beiseite, der unseren Weg kreuzt, während unsere Knie und Hände durch die Dornen zu Nadelkissen werden, obwohl wir für so etwas kein Gefühl haben.

Der Kirongozi vor mir hebt seine Hand und lässt ein wenig Staub herausrieseln, um den Wind zu prüfen. Dieser neigt am Nachmittag oft zum Drehen. Sollte er unsere Witterung zum Elefanten tragen, könnten wir ebenso gut nach Hause umkehren, denn er wäre auf und davon. Das heißt, falls er nicht direkt auf uns zu käme, was ebenfalls nicht zu wünschen ist.

Ich bin so nah, dass ich deutlich jeden einzelnen zischenden Atemzug hören kann. Es sind höchstens zehn Schritte zwischen mir und diesem monströsen Koloss, und doch kann ich nicht einen Quadratzoll davon sehen, so dicht ist dieses verfluchte Unterholz.

Der Kirongozi geht nicht näher heran. Das überrascht mich nicht. Nackt und unbewaffnet hätte ich mich nicht einmal so weit gewagt, mit welcher Magie auch immer ich das Tier „gebunden“ hätte. Lautlos, geschmeidig, wie eine schwarze Schlange, gleitet der Kirongozi an mir vorbei zurück, während er mit gespitzten Lippen andeutet, dass dort, weiter vorn, der Elefant ist.

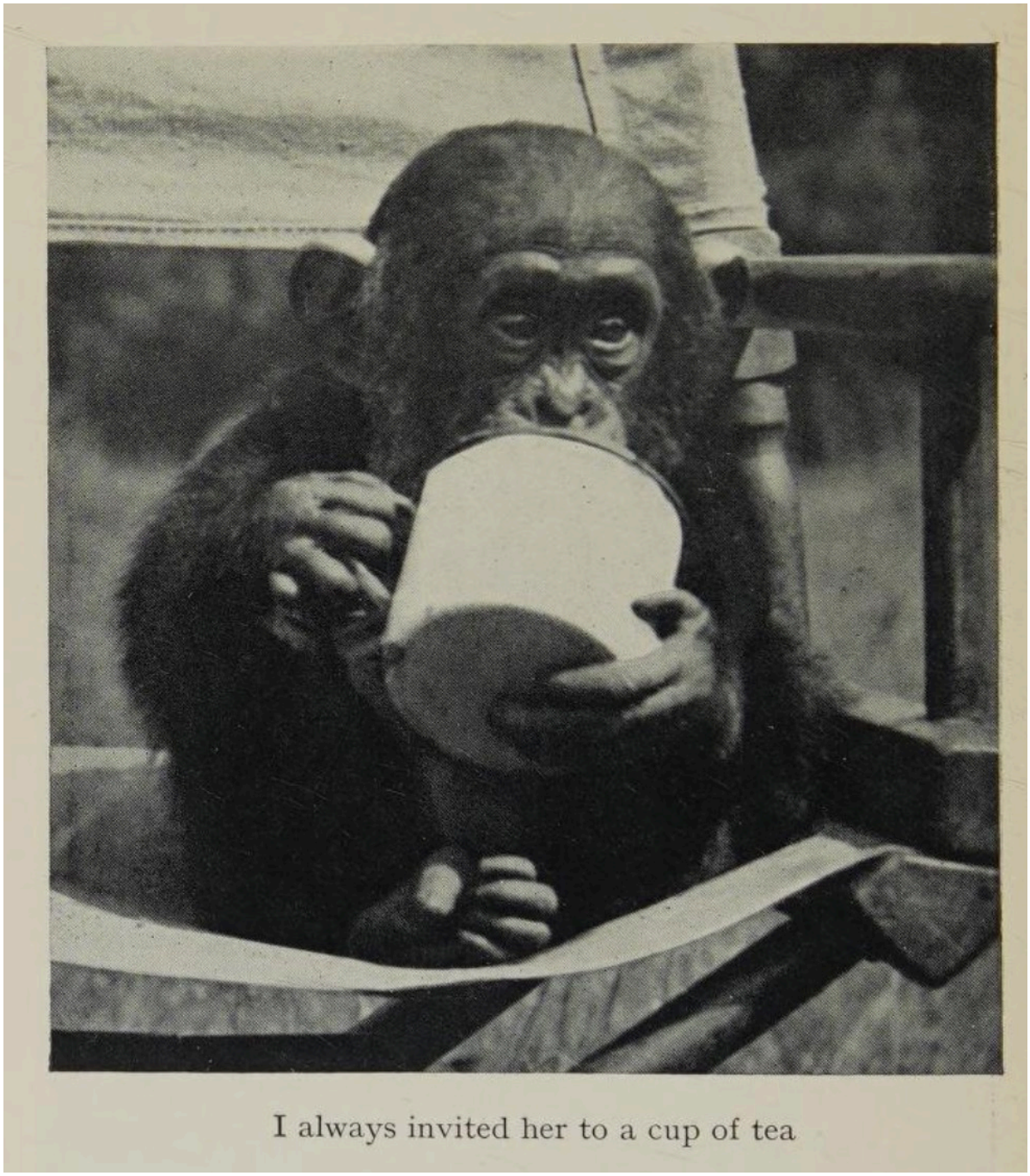
Flach auf dem Bauch liegend prüfe ich den Wind noch einmal; der Staub, der aus meinen Fingern gleitet, weht immer noch zu mir zurück. Alles bestens.

Dann kommen die letzten Meter. Wie ich später nachmaß, war ich sieben Meter entfernt, als die Gestalt dieses gigantischen Körpers durch das Dunkel des Dschungels auftauchte. Ich konnte erkennen, dass es der Elefant war, aber ob er mit dem Schwanz oder dem Kopf zu mir oder seitlich stand, davon hatte ich nicht die leiseste Ahnung. Und von seinen Stoßzähnen konnte ich nicht einmal einen Schimmer sehen. ...

Während ich dort lag und unter Qualen meine Nerven beruhigte, drehte der Wind!

„Jetzt...“

Und der Wald kracht zum Leben. Dieser graue Berg wirbelt in Bewegung, die gewaltigen Ohren breiten sich aus, und es knackt und kracht, als ob der ganze Dschungel in Bewegung wäre. ...



I always invited her to a cup of tea

Dann zwei lange, glänzende, bajonettartige Stoßzähne und dazwischen der hochgestreckte, schlangenartige Rüssel ... Seine Brust taucht schwarz über mir auf ... eine schwere Express-Kugel aus meinem rechten Lauf direkt hinein ... das Ungetüm dreht sich ... der linke Lauf in die Rippen ...

Geruch von Schießpulver; die Augen tränen vom Rückschlag des schweren Gewehrs; ein furchtbarer Krach und Trampeln. Er bricht durch den Dschungel vor ihm wie ein wahnsinnig gewordener Panzerschrank. ...

Ein dumpfer Aufprall. Stille.

Als ich schließlich über und durch das Wirrwarr aus zerbrochenen Bäumen zwischen uns kletterte, lag er da vor mir, tot.

Als die Aufregung vorbei war, schritten wir die Entfernung ab. Ich hatte aus fünf Metern geschossen. Nach dem Schuss war der Elefant nicht mehr als dreißig Meter weit gekommen.

Die Nacht hatte ihren Schleier bereits vollständig gewoben, als wir endlich unser Lagerfeuer erblickten. Die Sterne leuchteten mit ihrer tropischen, erschreckenden Schnelligkeit auf. Kerzen am Weihnachtsbaum des Himmels.

Heute, so glaube ich, ist erster Weihnachtstag – zu Hause. Zumindest sagt das der Kalender. Es fällt mir schwer, es zu glauben. Diese erstickende Nacht, der hohe Gesang der Moskitos, die Mischung der Düfte aus der üppigen Pracht des Malaria-Dschungels, schwer von dunklen Anzeichen der Fäulnis, sind keine Ermutigung, an verschneite Felder, Tannenbäume und Hirten zu denken. Hier ist Weihnachten nur insofern, als meine Gedanken immer mehr nach Hause fliegen und Gedanken von zu Hause mich immer enger umflattern.

Ein gegenseitiger Besuch. Ein Besuch so vollkommen, dass ich förmlich den Geruch des Weihnachtsbaums spüren kann, und alle Weihnachtsfeste meiner Kindheit – denn nur an die denken wir – ziehen vor mir vorbei. So nah, dass ich, wären sie Vögel, den Schlag ihrer Flügel hören würde.

Aber später, wenn wir nach dem Abendessen am Feuer rauchen, kehren meine abgeschweiften Gedanken zurück, gerufen durch die frische Erinnerung an die heutige Jagd.

Das Lagerfeuer ist ein ausgezeichnetes Jagdrevier. In seinem ruhigen, flackernden Licht gehen wir die ganze heutige Elefantenjagd noch einmal durch. Bequem, ohne Erschöpfung, ohne Aufregung, ohne Dornen, bis wir ihn schließlich, immer noch friedlich rauchend, erneut schießen. Glücklicherweise muss der unglückliche Elefant den ganzen Vorgang nicht wiederholen.

Diese Rekonstruktion am Lagerfeuer, dieses geistige Wiederkäuen, ist immer der Abschluss bedeutender Jagdtage. Wie erschöpft wir auch zurückkommen, wir gehen die Jagd am Lagerfeuer immer durch.

Übrigens hat diese Art des geistigen Wiederkäuens große Vorteile. Bei jedem erneuten Kauen schmecken die Erinnerungen besser als je zuvor.

KAPITEL XI

TERMITEN

Kitui. Dezember 1933.

Die Nacht ist über das Elefantenland herabgesunken. Über meinem Lager herrscht Stille, meine guten Jungs haben sich zur Ruhe begeben, das Lagerfeuer ist zu Asche zerfallen; da ist nichts als das Flackern meiner Öllampe und das Kratzen des Bleistifts in meinem Tagebuch.

The Finest Lion of All

Auch die Stimme der Nacht ist nur in Form einiger hohl klingender Frösche zu hören, die unten im nahen Sumpf tuten, tuten, bis man sie für Eulen halten könnte; Frösche hier wissen nicht, wie man quakt, sie würden sich niemals unseren heimischen Fröschen verständlich machen können.

Eine Menge Glühwürmchen segeln hierhin und dorthin, auf und ab, ein Wirrwarr von schwankenden, grünlichen kleinen Lampen. Sie sind viel größer und heller als unsere Glühwürmchen. Sie veranstalten ein regelrechtes Feuerwerk und schalten die kleinen elektrischen Birnen an ihrem Hinterleib immer wieder ein und aus. Zwei von ihnen ließen sich hier auf der Ecke meines Tisches nieder; einer von ihnen flackerte noch weiter, während er saß, und sendete Lichtsignale wie eine Art Code aus – Liebesbotschaften an seine Partnerin, nehme ich an.

Ein Schwarm geflügelter Termiten flattert geisterhaft in meinen Lampenlichtkreis. Sie befinden sich auf ihrem Hochzeitsflug. Sie haben bis jetzt noch nie das Licht gesehen, sondern lebten zusammengepfercht in den dunklen Winkeln ihrer unterirdischen Festung und warteten jahrelang auf diesen Tag.

Einmal in ihrem Leben öffnet sich ihnen das Tor des Lebens, und nur ein einziges Mal erheben sie sich in die Lüfte. Und dann sind sie kaum eine halbe Stunde geflogen, wenn der Wirbel ihres kleinen Karnevals beendet ist. Die ungeübten Flieger werden schwach, lassen sich zu Boden fallen, brechen ihre Flügel ab und warten dann, wehrlos und ergeben, auf den Tod. Der Höhepunkt ihres gesamten zweijährigen Lebens ist in wenigen kurzen Minuten vorbei. Zwei Jahre lang schmachten sie im Verlies der Termitenburg, um

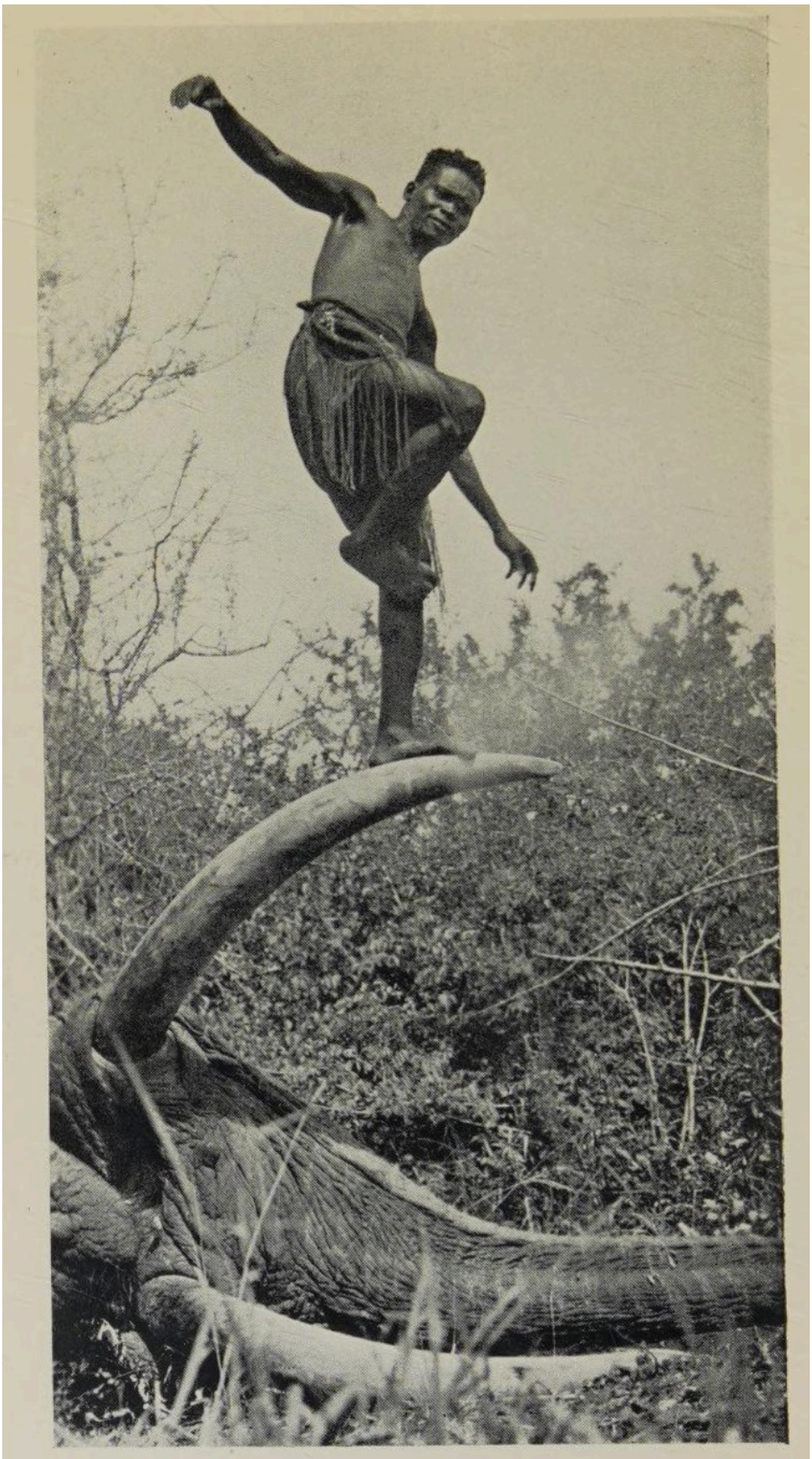
schließlich hervorzukommen und ihr Schicksal in einer halben Stunde zu erfüllen: fliegen, lieben und sterben.

Die Termite hat weiß glänzende, durchsichtige Flügel, etwa wie die einer kleinen Libelle; aber ihr Körper ist nicht größer als der einer Fliege. Wenn der Schwarm sich niederlässt, ist in zehn Minuten jeder Flügel amputiert; die Erde glänzt von den Tausenden kleiner Flügel, als wäre sie mit Glassplittern bestreut. Und auf diesem glänzenden Haufen winden und krabbeln die Tausenden verstümmelten Insekten hilflos umher. Eine Hekatombe selbstmörderischer Liebhaber.

Und warum? Was ist der Zweck dieser rasenden Todesorgie? Warum Flügel, wenn sie nur dazu da sind, in den Tod zu fliegen?

Auf diese, wie auf viele andere Fragen die Termiten betreffend, warten wir vergeblich auf eine Antwort. Die Wissenschaft weiß viel über die Termiten, und eine ganze Bibliothek voller Bücher wurde über sie und ihre „Intelligenz“ geschrieben. Das älteste wissenschaftliche Werk, das uns über die Termiten vorliegt, stammt vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; seither haben wir viel über sie gelernt, aber viel mehr ist geheim geblieben. Die „Ameisenhügel“, die in den Tropen auf Schritt und Tritt auftauchen, sind auch heute noch weitläufige Abenteuerländer für unsere Fantasie und immer noch Festungen großer Geheimnisse.

Von außen betrachtet scheinen die Termitenbauten karge und bescheidene Erdhaufen ohne Anzeichen von Leben zu sein. Niemand würde glauben, dass eine vollständig etablierte Staatsorganisation, erstaunlich ausgestattet, vom „zivilisiertesten Insekt der Welt“, von ihrem Inneren Besitz ergriffen hat.



African Equilibrist

Recht oft findet man Termitenhügel in seltsamen Formen, die an Säulen, Festungsruinen, Riesenpilze oder fantastische Koralleninseln erinnern; aber das ist Zufall, denn ihre Erbauer schenken dem äußeren Erscheinungsbild ihrer Paläste keine Beachtung. Sie könnten es auch nicht, wenn sie wollten, denn sie würden sie nie sehen, da sie, arme Dinger, blind sind und von innen in ewiger Dunkelheit bauen. Das Einzige, was für sie zählt, ist das Innere. Das aber sehr wohl.

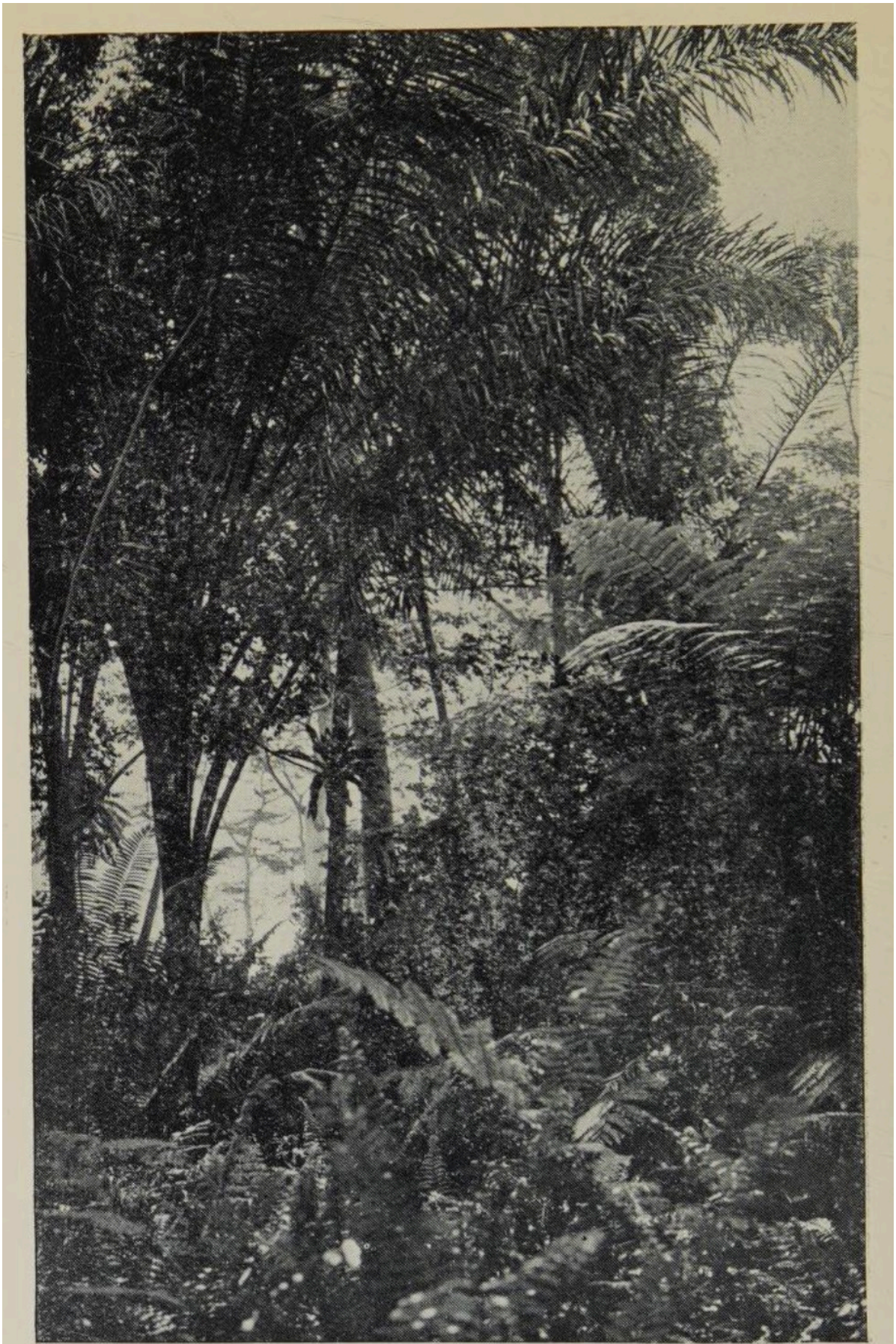
Bevor ich zu dieser inneren Einrichtung komme, muss ich noch ein paar Bemerkungen dazu machen, wie sie draußen aussehen. Termitenburgen findet man bis zu einer Höhe von fünfzehn oder zwanzig Fuß; das ist, verglichen mit der Körpergröße der Erbauer, ein vom Menschen gebautes Haus von etwa 40.000 Fuß Höhe. Die Termiten haben seit jeher die New Yorker Wolkenkratzer übertroffen, die in den Augen jeder Termite, die etwas auf sich hält, wie armselige und unbedeutende Konstruktionen wirken würden. Der Termitenhaufen ist so solide gebaut, dass er dem Gewicht eines Elefanten standhält, der sich dagegenlehnt, um sich zu scheuern, und er ist so hart, dass er nur mit Pickeln oder Dynamit gespalten werden kann, obwohl er aus einem sehr alltäglichen Material besteht – dem Kot seiner Bewohner. Termitenkompost. Billig und unerschöpflich.

Ich hatte bisher noch nie das Glück, in die Tiefen eines Termitenhügels zu blicken, daher kann ich nicht aus eigener Erfahrung von den Wundern sprechen, die dort zu finden sind. Meine Informationen stammen meist aus den Werken meines früheren Lehrers, des weltberühmten Erforschers des Ameisen- und Termitenlebens, des Deutschen Escherich, dessen Vorlesungen ich einst an der Universität München besuchte. (Siehe da, ich habe die Universität München nicht umsonst besucht!)

Ich weiß von Escherich, dass das Innere des Termitenhügels im Winter und Sommer eine konstante Temperatur hat, geregelt durch eine brillant konstruierte „Klimaanlage“, dass das Königspaar in einem separaten Thronsaal lebt, die Soldaten in separaten Kasernen, die Arbeiter in separaten Wohnkasernen, die heranwachsenden geflügelten Termiten in separaten Kinderstuben. Dass es darin Bruträume, Vorratskammern, Friedhöfe, Pilzgärten und Mastställe gibt. Dass an den Eingängen zu den Lüftungsschächten der Termitenfestung bewaffnete Soldaten postiert sind, die bei herannahender Gefahr Alarm schlagen, und dass eine Polizeitruppe ständig den Verkehr im Inneren kontrolliert.

Schon das ist eine beachtliche Leistung in der Insektenwelt, und wenn wir bedenken, dass die Termitenzivilisation seit Urzeiten besteht und somit in jedem Fall viel älter ist als unsere eigene, ist es vielleicht wert, eine Minute oder zwei vor dieser bescheiden aussehenden, aber umso bemerkenswerteren Insektenfestung innezuhalten. Und da wir leider nicht hineinsehen können, wollen wir versuchen, uns mit unserem geistigen Auge vorzustellen, was dort geschieht.

Aber denken Sie nicht zu viel darüber nach. Wir können sie sowieso nicht verstehen. „Nur nicht denken mit dem dummen Kopf“, hat ein berühmter Mann gesagt, und trösten wir uns mit dem Ausspruch eines anderen berühmten Mannes: „Intelligenz ist das Mittel, mit dem wir verstehen können, dass auf lange Sicht alles unbegreiflich ist.“ Warum sich also anstrengen?



On Fumwe Island

Aber da ich schon einmal angefangen habe, schreibe ich besser alles auf, was ich über die Termiten gehört habe.

Den Forschern zufolge gehören die Bürger des Termitenstaates fünf verschiedenen Klassen an: Arbeiter, Soldaten, Polizei, die geflügelte Aristokratie und das Königspaar. Ich erwähne sie in dieser scheinbar umgekehrten Reihenfolge, weil sie so in ihrer Bedeutung aufeinanderfolgen.

Die wichtigste Rolle spielen die Arbeiter. Sie sind am zahlreichsten, und, wie wir sehen werden, ruht auf ihren Schultern – falls sie welche haben – das Wohlergehen der gesamten Gesellschaft; und sie haben die Macht über Leben und Tod. Aber die Arbeiter sind geschlechtslos, waffenlos, flügellos und völlig blind; sie sind eine wehrlose Beute für ihre Horden von Feinden, unter denen der furchtbarste, wildeste und blutrünstigste – die Ameise ist.

Zwischen den Ameisen und den Termiten herrscht seit jeher ein rasender Kampf, der niemals einen Waffenstillstand kennen wird, ein Krieg, von dem man sagen kann, dass er die Intelligenz beider Insektenrassen geschaffen und verfeinert hat, der im Laufe der Zeit aus der Notwendigkeit heraus zur höchsten Entwicklung der Termiten als soziale Insekten geführt hat – ein endloser, gegenseitig zerstörerischer, gegenseitig nützlicher Hass, beispiellos in ihrer Welt.

Man sagt – ich meine wieder die Wissenschaftler –, dass die Termiten die Welt längst verschlungen hätten, wenn es keine Ameisen gäbe; und andererseits glaube ich, dass die Termiten ohne die Ameisen niemals einen solchen Grad an Perfektion erreicht hätten, denn Zivilisation entwickelt sich nur unter dem Druck der Notwendigkeit. In unserem eigenen Fall: Wenn wir uns nicht gegenseitig gejagt und danach gestrebt hätten, uns gegenseitig zu übertrumpfen, wären unsere kleinen Sorgen stärker gewesen als der zivilisatorische Drang, und wir würden immer noch in Höhlen an Knochen nagen und auf nichts als unsere Mägen achten. In jedem Fall würden wir ganz anders leben als in unserem jetzigen Zustand. Und wozu hätten wir uns entwickelt, welche Vollkommenheit hätten wir erreicht, wenn wir uns solcher Feinde rühmen könnten, wie die Termiten sie haben? Ein ewiger, ewig unbesiegbarer und, was am wichtigsten ist, ein Feind einer anderen Rasse! Die Termiten kämpfen seit ewig mit den Ameisen, aber wir mussten unsere Kräfte nur mit unseresgleichen messen. Wo wären wir jetzt, wenn wir jeden Tag auf einen Haufen siebenköpfiger, pferdebeiniger Marsmenschen treffen müssten?

Aber wir waren bei den Funktionen der Arbeiter in der Termitenfestung stehen geblieben. Sie tun alles und jedes, was anfällt. Sie sind nie müßig. Ihre wichtigste Funktion ist die Verdauung. Die Arbeiterklasse ist der Magen des Termitenstaates; nur die Arbeiter können von sich aus essen, und nur die Arbeiter können verdauen, und wenn sie verdaut haben, füttern sie all ihre Termitenkollegen, die zu dieser Funktion unfähig sind – die magenlosen Soldaten, die Polizei, die geflügelten Termiten und das Königspaar. Wen die Arbeiter nicht füttern, der muss zwangsläufig sterben. So regulieren die Arbeiter die Bevölkerung und darüber hinaus die Anzahl der verschiedenen Gesellschaftsklassen; denn aus den Larven, die aus den Eiern schlüpfen, bringen sie nach Belieben auf eine unentdeckbare Weise – wahrscheinlich durch die Regulierung ihrer Nahrung – Arbeiter, Soldaten, geflügelte Termiten oder, wenn es die Gelegenheit erfordert, einen König oder eine Königin hervor.

The Homeward March

Gibt es zu wenige Soldaten, produzieren sie mehr Soldaten und hören auf, die überschüssige Polizei zu füttern, sodass sie vor Hunger sterben. Aber diejenigen, die sterben, sind kein Totalverlust, da sie zur Gemeinschaftsküche beitragen. Die anderen essen sie auf. Sie legen ihre Toten, in kleine Stücke gekaut, in eine zu diesem Zweck eingerichtete Leichenhalle, die neben einem Friedhof auch eine Vorratskammer ist; denn wenn alles andere fehlschlägt, bereiten sie das Abendessen von dort zu, aus den sterblichen Überresten ihrer Vorfahren.

Ferner müssen die Arbeiter für den Bau der Festung, für ihre Reinigung und Instandsetzung sorgen. Ihr Baumaterial wird, wie ich bereits erwähnt habe, ebenfalls aus ihren Mägen produziert: Manchmal bauen sie damit, und manchmal füttern sie die anderen damit.

Der Arbeiterklasse fallen auch alle üblichen Aufgaben der Staatsverwaltung zu: Pflege des Königspaares, Abtransport der Eier aus dem königlichen Gemach in die Brutzellen, Verwaltung der Vorratshäuser, Pflege der Pilzgärten und Mastställe, Bau von Erdwällen im Falle eines Krieges, Abtransport der Toten und Verwundeten, Kommunikation usw.

Ihre Pilzgärten halten sie getrennt; die Grundlagen ihrer Anbaumethoden sind noch unbekannt, wir wissen nur, dass die Pilze als zusätzliche Nahrungsvorräte dienen. Dies ist auch die Funktion des „Maststalls“; dort eingeschlossen sind Termitenlarven, denen die Beine entfernt wurden und die daher bewegungsunfähig und umso fähiger zum Fettwerden sind; die Arbeiter füttern sie intensiv, damit sie im Bedarfsfall einen guten, fetten Braten für die Gemeinschaft abgeben können.

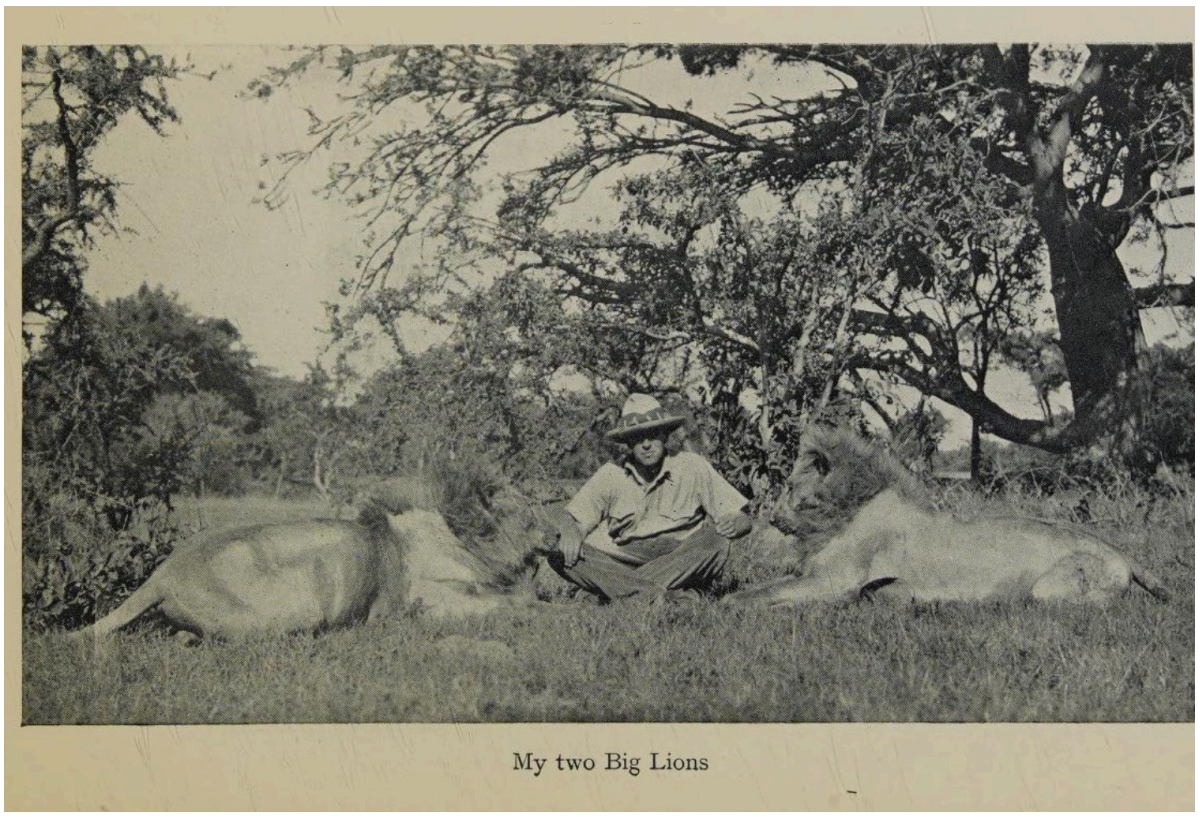
Dies alles deutet darauf hin, dass die Arbeiterklasse die Elite der Termitenorganisation ist: Sie sind gleichzeitig staatliche Verdauer, Köche, Pfleger, Scharfrichter, Architekten, Gärtner, Bestatter und unparteiische Schiedsrichter über Leben und Tod.

Nun zur Soldatenklasse. Die Soldaten sind ebenfalls geschlechtslos, flügellos und blind. Aber sie tragen auf ihren Köpfen eine furchtbare und unverhältnismäßige Waffe, ein Paar Scherenklauen wie die eines Hummers, mit denen sie im Kampf ein unaufhörliches Schnappen vollführen und blindlings in die ewige Dunkelheit vor sich hinschlachten.

Auch sie können nicht essen, erst recht nicht wegen ihrer klobigen großen Helme, und auch sie sind vom Willen der Arbeiter abhängig.

Die ewigen Feinde der Termiten, die Ameisen, versuchen durch die Lüftungsschächte in die Termitenfestung einzudringen. An diesen Eingängen ist immer eine Wache aufgestellt, die, wenn der Feind auftaucht, mit einer Art zischendem Geräusch Alarm schlägt, woraufhin Soldaten aus den nächsten Kasernen zum Ort des Geschehens eilen.

Dann entbrennt ein furchtbarer Kampf, und den Forschern zufolge sind die Ameisen häufiger die Sieger. Ist der Kampf unentschieden, ziehen sich beide Seiten in guter Ordnung vom Schlachtfeld zurück. Die Ameisen nehmen ihre Beute mit: die Leichen des Gegners. Die Termitenregimenter kehren in ihre Kasernen zurück, und nur die übliche Wache bleibt am Eingang. Unmittelbar danach treffen Arbeitertrupps ein, um die im Kampf beschädigten Erdwälle zu reparieren.



My two Big Lions

Finden sich die Termiten hingegen im Nachteil, organisieren sie einen strategischen Rückzug. Arbeitertrupps eilen herbei, bauen mit erstaunlicher Schnelligkeit „bombensichere“ Schutzwände hinter den Kämpfern, deren Rückzugsweg damit abgeschnitten ist und die unentrinnbar dem Feind ausgeliefert werden, geopfert auf dem Altar des Patriotismus; aber der Angriff der Ameisen ist gestoppt, der Staat ist gerettet. Jeden Tag werden in den Termitenfestungen solche Thermopylen geschlagen. Die Leonidasse sind unzählbar und unbesungen.

In den Termitenhügeln finden sich recht oft Teile, die von Ameisen besetzt sind, wobei die zwei Todfeinde anscheinend in größter Eintracht und Frieden leben. Aber nur scheinbar. Denn die Ameisen sind keine geladenen Gäste; sie haben sich ihr Heim mit Gewalt und blutigem Kampf von den Termiten entrissen, die jenen Teil ihres Besitzes nur unter dem Druck überlegener Stärke aufgegeben haben und sich dann in den entlegeneren Tiefen ihrer Katakomben eingemauert haben.

Die Termitenpolizei ist nichts weiter als etwas kümmerlich gewachsene Soldaten und soll nicht aktiv am Kampf teilnehmen, sondern sich nur um die innere Ordnung kümmern

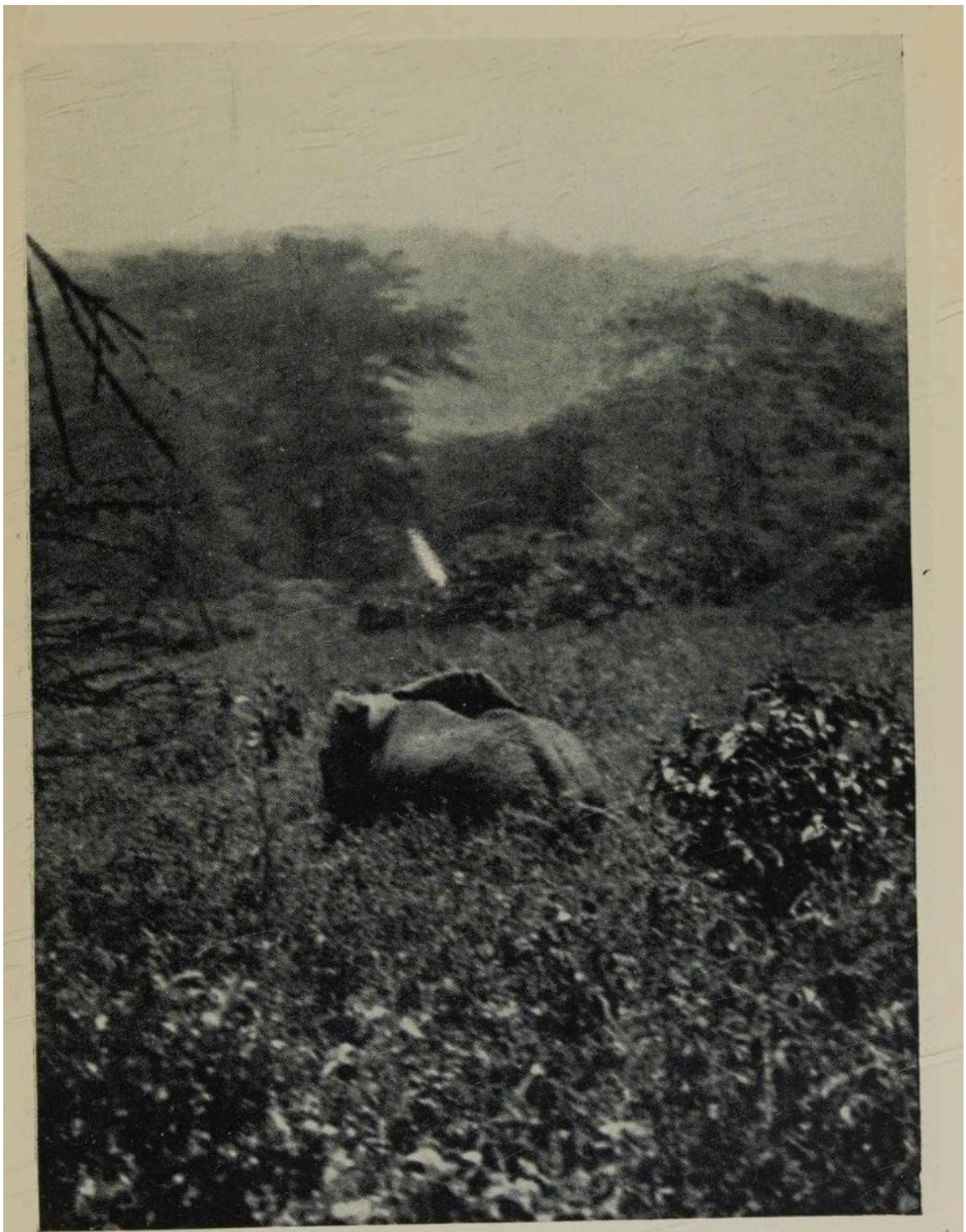
und die Arbeiter beaufsichtigen.

Die nächste Klasse sind die geflügelten Termiten. Diese wurden von der Natur am prächtigsten ausgestattet; sie haben nicht nur Flügel und Augen, sondern sie können sich ganz entschieden eines Geschlechts rühmen. Jungen und Mädchen werden in einer gemeinsamen Zelle aufgezogen und mit dem gefüttert, was ihre fleißigen Arbeiter für sie verdauen. Die geflügelten Termiten sind die Fortführer des Lebensfadens, die Hoffnung der Zukunft; sie sind es, die die Idee der Republik weitertragen, den Kampf fortsetzen sollen; sie erhalten die sorgfältigste Aufmerksamkeit, zu ihnen könnte jede Termite mit Stolz aufblicken – wenn die armen Dinger blicken könnten.

Die einzige Funktion der geflügelten Termiten ist die Fortpflanzung der Art. Auf den ersten Blick scheinen die geflügelten Termiten die einzige Klasse zu sein, der anzugehören es sich lohnt. Aber verschwenden Sie keinen Neid auf sie. Denn ihr Los ist vielleicht noch bitterer als das der anderen. In der tatsächlichen Bitterkeit kann es keinen großen Unterschied geben, da ihre Quelle für materiellen Nachschub dieselbe ist – die Mägen der Arbeiter.

Die geflügelten Termiten zahlen, wie ich zu Beginn sagte, teuer für jene halbe Stunde Glückseligkeit, die das Schicksal ihnen so knauserig zuteilt. Der Preis dafür ist ihr Leben. Zwei Jahre lang warten sie auf den großen Tag. Schließlich, wenn die Regenfälle kurz bevorstehen, schlägt die Stunde der Freiheit. Auf ein geheimnisvolles Signal eines unbekannten Kommandanten treten die Soldatenwachen von den Lüftungsschächten zurück, die Zeremonientüren öffnen sich, und der glückliche, fatale Hochzeitsschwarm flutet hinaus.

Ich hatte mehrmals die Gelegenheit, diesen erstaunlichen Auszug zu beobachten. Diese unzähligen, glänzenden, hautartigen Flügel wirken wie ein sprudelnder Geysir, wenn die Millionen von Insektenliebhabern zum ersten Mal das Sonnenlicht sehen und trunken vor Vergnügen himmelwärts segeln.



The Monster towered out of the Thickets

In dem Moment, in dem sie die Festung verlassen, stürzen sie sich in den Rachen des Todes. Alle Arten von Raubinsekten, besonders die Ameisen, scheinen rechtzeitig vor dem bevorstehenden Hochzeitsflug der Termiten gewarnt zu sein und lauern den Liebhabern schon an der Schwelle der sich öffnenden Türen auf.

Ein großer Teil der wehrlosen, weichhäutigen Termiten endet hier, noch bevor sie überhaupt ihre Flügel gestreckt haben. Diejenigen, die mit dem Leben davonkommen, während sie sich über die zuckenden Leiber ihrer abgeschlachteten Gefährten hinwegkämpfen, fliegen direkt nach oben. Aber beim Anblick der glänzenden Schwärme treffen Vögel aller Größen ein, um an den selig flatternden Insekten zu schmausen. Ich

habe Vögel gesehen, die keuchend und mit offenem Schnabel auf einem Baum saßen, so vollgefressen von der leichten Kost der schwärmenden Termiten, dass sie förmlich krank waren.

Schon bald senkt sich die silberne Flügelwolke herab. Sobald die Paare den Boden erreichen, machen sie sich sofort daran, ihre Flügel abzubrechen, und in wenigen Augenblicken ist von jenen stolzen kleinen Motten nichts mehr übrig als eine zuckende Masse von Maden. Sie haben ihr Vergnügen gehabt, jetzt zählt nur noch ihre Pflicht, und dafür braucht man keine Flügel, also weg damit.

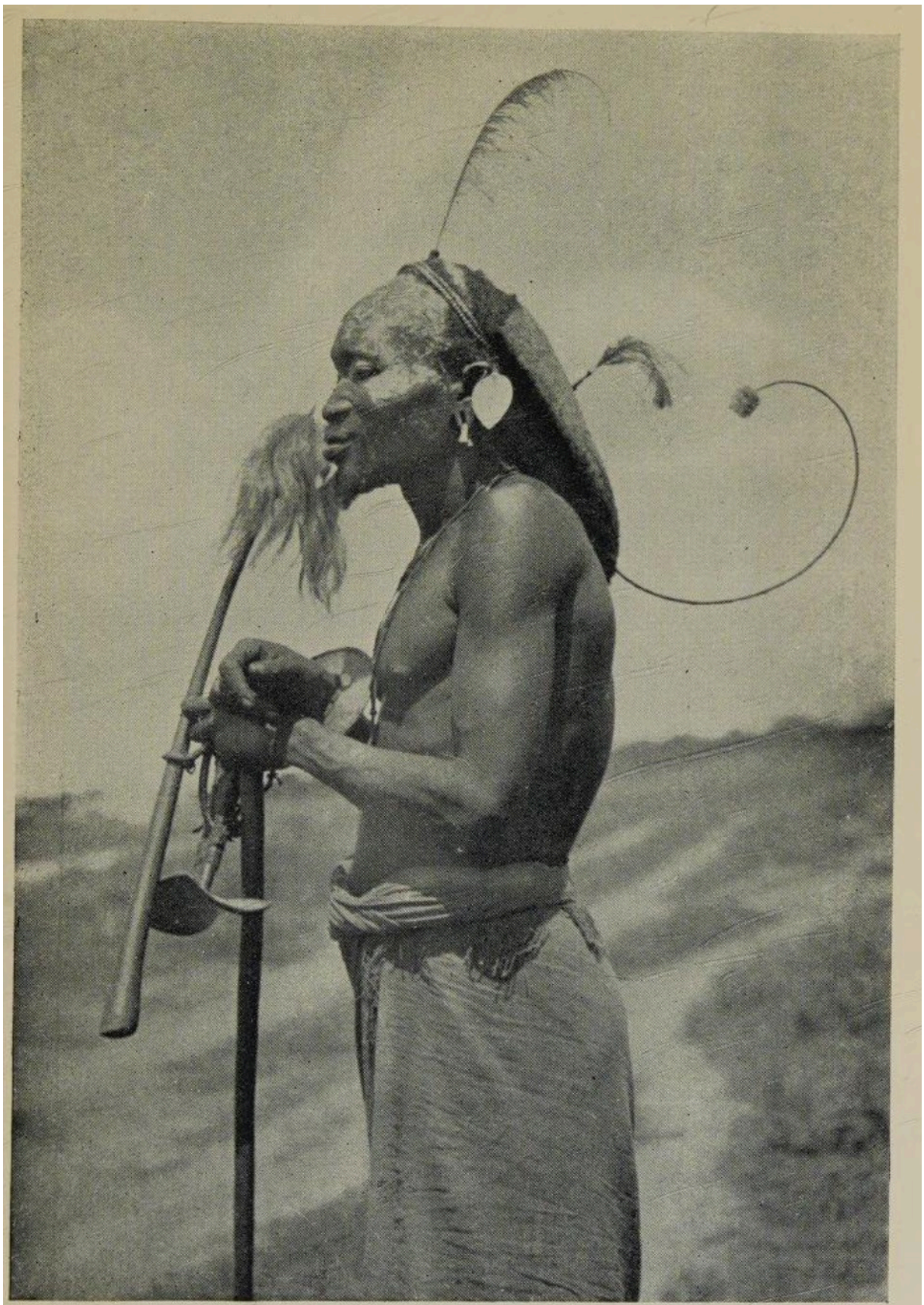
Und dann, während die Paare sich an die Gründung einer neuen Familie machen, bricht die endgültige Katastrophe über sie herein.

Schwärme von Ameisen tauchen auf, scharfzahnige, blutrünstige Scharen, die sich auf die völlig wehrlosen Termiten stürzen, die nicht einmal mehr ihr einziges Fluchtmittel, ihre Flügel, benutzen können. Und zu den Ameisen gesellen sich bald Scharen anderer Insektenarten, und wenn er es bemerken sollte, taucht sogar der Mensch auf, in Gestalt einiger hungriger Nigger, die die Termiten in Körben sammeln, nach Hause tragen, rösten und als eine etwas zweifelhafte Delikatesse verzehren.

Und die Fortpflanzung der Art, fragt man mit einiger Berechtigung, was geschieht mit ihr, wenn sie alle sterben?

Nicht ganz alle. Von den Millionen gibt es vielleicht zwei Paare, vielleicht drei, vielleicht vier – woher sollte ich wissen, wie viele, aber jedenfalls sehr wenige –, die die vielen furchtbaren Gefahren überstehen, die mit dem Leben davonkommen und zum Preis der Vernichtung ihrer Brüder ein neues Leben beginnen. Jahrtausendealte Erfahrung, gerettet für eine neue Generation. Ein neues Glied in der Kette. Ein neuer Termitenhügel. ...

Schließlich noch ein paar Worte über das unglückliche, höchst privilegierte Paar der Termitenfestung, das elendeste und hilfloseste der Termiten, das Königspaar. Die Königin verdient in keinem Sinne des Wortes diesen Namen. Aber die Wissenschaft nennt sie so, also will ich es ihr zugestehen. Dabei ist die arme Königin nichts weiter als eine enorm aufgeblähte, gefangene Eierlegemaschine, die nicht einmal mehr Ähnlichkeit mit der Form einer Termite hat. Sie kann ihre königliche Zelle niemals verlassen, könnte sich nicht einmal daraus herausquetschen, kann sich nicht einmal bewegen. Die Königin ist etwa zehn- bis fünfzehntausendmal größer als ihre Arbeiter. Die Arbeiter können natürlich frei in die königliche Zelle ein- und ausgehen, die sie entsprechend den Proportionen des kaiserlichen Bauches vergrößern.



The Witch Doctor

Ich übertreibe nicht, wenn ich dieses unglückliche Insekt namens Königin in den Rang einer Eierlegemaschine degradiere, denn nach Escherichs Untersuchungen legt sie im Durchschnitt jede Sekunde ein Ei, das sind 12.000 am Tag und etwa 26.000.000 im Jahr. Soweit man weiß, legt diese bemitleidenswerte Verstoßene Tag und Nacht Eier und lebt – ebenfalls soweit man weiß – drei oder vier Jahre lang. Und wenn sie es schließlich leid

wird, 26.000.000 im Jahr zu legen und, wie ich vermute, versucht, mit vier oder fünf Millionen weniger „davonxzkommen", wird sie sofort verurteilt: Verhungern bis zum Tod und Abtransport in die Vorratsräume.

Niemand ist für ihren Tod verantwortlich, niemand tötet sie, sie bekommt einfach kein Futter mehr. Der große Unbekannte, der Anonymous, der die Termitenfestung leitet, verurteilt sie zum Tode. Im Kongo gibt es einen Eingeborenenstamm, der seinen Häuptling einfach vergiftet, sobald er alt zu werden beginnt. Auch dort ist niemand für den Tod des Häuptlings verantwortlich. Das Volk, das „öffentliche Interesse", schafft ihn aus der Welt.

Der Partner der Königin, der ebenso unverdientermaßen den Namen König trägt, ist ein bescheidener, schrumpfender kleiner Pantoffelheld. Er lebt mit seiner Gattin zusammen, die etwa zweihundertmal größer ist als er, und er ist voller Hemmungen und Minderwertigkeitskomplexe; stets kauert er unter dem walartigen Bauch seiner Gemahlin.

Das Bild auf der gegenüberliegenden Seite, das ich Escherichs Werk entnommen habe, gibt eine hinreichend klare Vorstellung vom Inneren der königlichen Zelle. Der fettige, aufgeblähte, wurstartige Koloss ist die Königin, und an ihrer Seite klammert sich ihr jämmerlicher Ehemann fest. Die kleinen Insekten, die die Königin umschwärmen, sind die Arbeiter; ein Teil von ihnen bringt Nahrung für sie herbei, während diejenigen, die sich um ihr Hinterteil scharen, mit dem Abtransport der jede Sekunde erscheinenden Eier beschäftigt sind. Die Arbeiter, die unter dem Hinterleib der Königin geschäftig sind, reinigen, streicheln und liebkosent die unbewegliche Eiermaschine ständig, um ihr besseres Funktionieren zu fördern. Der Halbkreis aus großklauigen Insekten vor den Arbeitern sind die Soldaten, die auf jeden Feind warten, der sich nähern könnte.

Die mit Verdauung ausgestatteten Termiten, also die Arbeiter, leben vegetarisch. Um den Nachschub aufrechtzuerhalten, müssen sie häufig ihre Festungen verlassen und Fouragier-Expeditionen von unterschiedlicher Länge unternehmen. Da sie das Licht nicht vertragen, brechen sie nachts auf und verbinden ihr Zuhause mit der Pflanze oder dem Baumstamm, an dem sie arbeiten, durch überdeckte Galerien und verborgene Tunnel, sodass sie ihren Materialtransport im Schutz einer Deckung fortsetzen können. Diese röhrenartigen Unterführungen sind enorm gut geplant. Einige von ihnen sind doppelt angelegt, mit Zweirichtungsverkehr: Hinfahrt nur auf der einen Seite und Rückfahrt auf der anderen. Und es gibt solche, die eingleisig sind, in denen sich aber in Abständen breitere „Ausweichstellen" befinden, wie man sie von unseren schmalen Gebirgsstraßen in der Heimat kennt. Wenn sich zwei beladene Arbeiter in dem engen Gang begegnen und kein Platz ist, um aneinander vorbeizukommen, weicht einer von ihnen in eine Ausweichstelle zurück, wartet, bis der andere vorbei ist, und setzt dann seinen Weg fort.

The Bull Bongo

Auf diesen Beutezügen zerstören die Termiten praktisch alles, was ihnen begegnet; nichts entgeht ihnen außer Eisen, Stein und Zement. Aus Furcht vor ihnen bewahren wir unsere Kleidungsstücke hier in Blechkoffern auf, denn fänden die Termiten sie, würden sie jede in einem Holzkoffer gelagerte Kleidung bis zur Vernichtung zerkauen. Hierzulande sind die unteren Teile von Telegrafenmasten und Zaunpfosten aus Eisen oder Zement gefertigt, damit die Termiten sie nicht zerstören können. Auch die Schwellen der Uganda-Bahn bestehen aus Eisen, denn wären sie aus Holz, hätten die Termiten den Zug in kürzester Zeit entgleisen lassen.

Nicht selten verzehren Termiten ganze Gebäude, besonders Siedlerhäuser. Sie treiben ihre Tunnel auf die raffinierteste Art und Weise in das Haus, die jedem Einbrecher zur Ehre gereichen würde, meist ohne dass die Bewohner im Geringsten etwas davon merken. Bis sie es entdecken, ist es zu spät und die Termiten haben bereits die der Wand zugewandte Seite des Schranks aufgefressen.

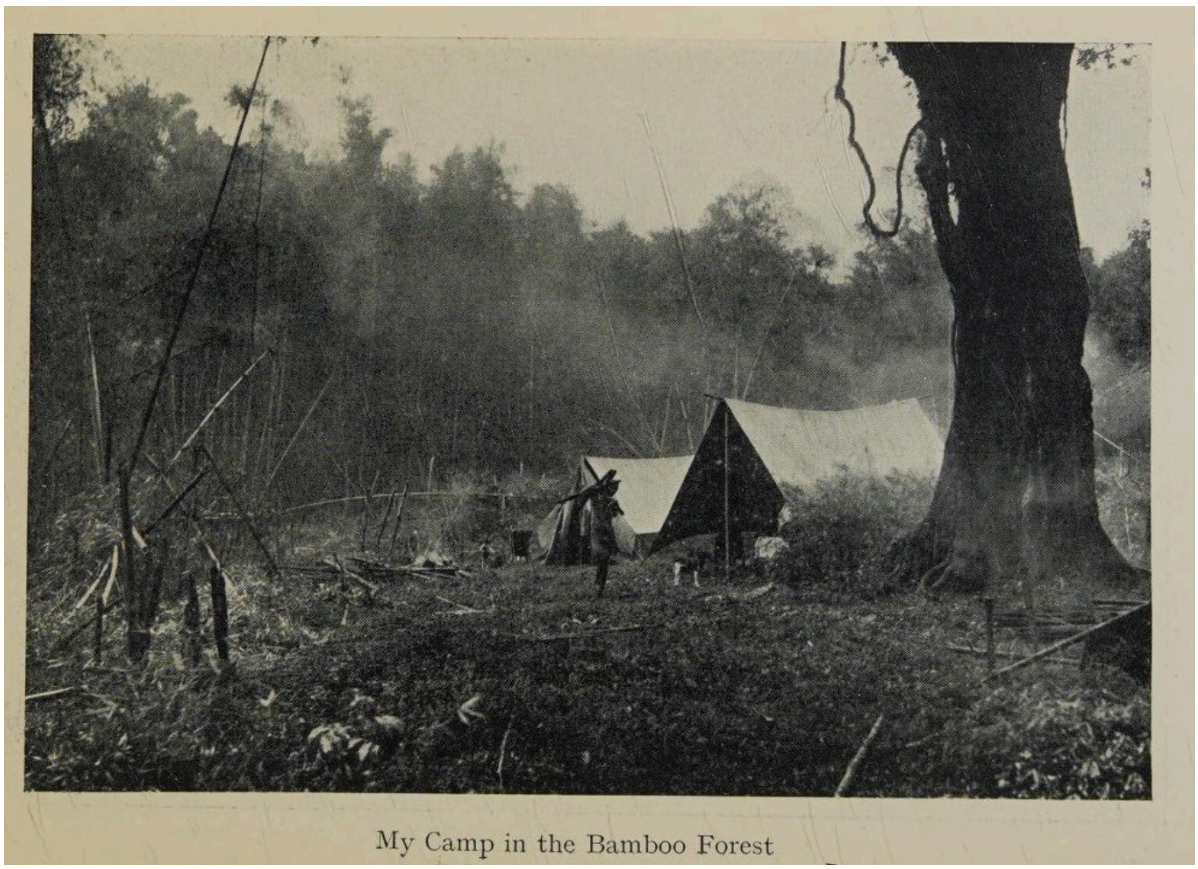
Man hört immer wieder von solchen Dingen: Jemand kehrt nach längerer Abwesenheit in sein unbewohntes Haus zurück. Wenn er hineingeht, bemerkt er nichts Verdächtiges, aber der Sessel, in den er sich setzt, bricht einfach unter ihm zusammen, weil die Termiten das Innere der Sesselbeine ausgehöhlt haben. Bilderrahmen, die scheinbar unberührt und immer noch gemütlich an der Wand hängen, zerfallen plötzlich in Stücke. Die Termiten haben das Innere der Rahmen entfernt, sind längst damit nach Hause geeilt und haben es in den Vorratskammern ihrer fernen Festung verstaut.

Dies sind alltägliche Vorkommnisse. Aber ich kann noch Außergewöhnlicheres berichten. In Indien musste 1814 der Palast des Gouverneurs in Kalkutta abgerissen werden, weil die Termiten solche Verwüstungen angerichtet hatten, dass er völlig einzustürzen drohte. Jamestown, die Hauptstadt der Insel St. Helena, wurde von ihnen fast vollständig zerstört.

Die Verheerungen der Termiten konnten nur durch den Import unzähliger Ameisenschwärme eingedämmt werden.

Die Menschen betrachten ungewohnte Naturerscheinungen im Allgemeinen auf zwei Arten. Die einen sind voller Staunen, denken viel darüber nach, können sie aber nicht verstehen. Und die anderen staunen nicht, nehmen die Tatsachen als selbstverständlich hin und verstehen noch weniger. Für die erste Art ist die Welt nichts als Mysterium, Probleme, Wunder und Geheimnisse. Für die Letzteren ist alles „natürlich"; sie können sich mit allem abfinden, was sie um sich herum erleben, und bringen ihre Zweifel mit tröstlichen Phrasen über „die natürliche Ordnung" und „Ursache und Wirkung" zum Schweigen.

Doch es gibt in der Natur nichts Wunderbareres oder weniger Wunderbares. Die Pilzzucht der Termiten ist kein bisschen wunderbarer als – was soll ich so aus dem Stegreif sagen? – sagen wir, das Werk unserer eigenen Eingeweide; aber es käme uns nie in den Sinn, über Letztere in Staunen zu verfallen, weil wir an sie gewöhnt sind. Nur wenn unser Blick zufällig auf die unbekannte Blume oder ein wildes Tier fällt und unsere Gedanken in deren ungeahnte Lebensweise abschweifen, rufen wir voller Bewunderung aus und lassen den Mund offen stehen. Dann, als hätten wir eine neue Ritze, ein neues Schlüsselloch in der undurchdringlichen Barrikade des Großen Unbekannten gefunden, weiten sich unsere kindlichen Augen vor Staunen, und Schwindel ergreift uns beim Anblick der unergründlichen Tiefen, derer sich unser unvollkommener Geist nur für einen Augenblick bewusst werden und die er niemals wirklich verstehen kann.



My Camp in the Bamboo Forest

Als Ergebnis unserer Untersuchungen über das Leben der Termiten ergibt sich ein großes Fragezeichen: Wer gibt in der Termitenfestung die Befehle? Wer verfügt? Wer ist der Direktor? Wer ist jener Anonymous, der entscheidet, wie viele Soldaten produziert werden sollen, wann die Königin verhungern muss, wann die Tore für den Hochzeitsflug geöffnet werden? Wer plant das alles? Wer blickt in die Zukunft? Wer führt in die Schlacht? Wer

weist diesen oder jenen Arbeitern zu, dass sie mit ihrem verdauten Abendessen Erdwälle bauen oder stattdessen irgendeinen großklauigen Soldaten füttern sollen?

In keinem Fall jenes unglückliche Paar, das spöttisch als „königlich" bezeichnet wird.

Es ist interessant, dass diejenigen wenigen, die sehen, die Augen haben – das Königspaar und die geflügelten Termiten –, die elendesten und hilflosesten sind. Die Termitenfestung ist ein Reich der Blinden. Ein idealer Kommunismus der Blindheit: der blinden Arbeiter, die zugleich unumschränkte Herren und ewige Sklaven der Gemeinschaft sind. Und woher erhalten sie ihre Befehle? Warum zeigen sie jene erstaunliche Kraft, jene unerklärliche Gemeinschaft des Handelns und die spartanische Disziplin, in der sie mit eisernem Griff gehalten werden? Wer ist der verschwenderische Magier, der von diesen übermäßig sparsamen, übermäßig disziplinierten, geizigen Termiten die kolossale Lebensvergeudung und die Verschwendung von Anstrengung verlangen kann, wenn es doch außer allem Zweifel steht, dass nur einer oder zwei der schwärmenden Millionen mit dem Leben davonkommen können?

Es ist nach Mitternacht. Ich habe offensichtlich vergessen, zu Bett zu gehen, da die Termiten mich haben vergessen lassen, schläfrig zu sein. Entomologie ist kein Thema für späte Abende.

Während ich mich ausziehe, erscheint ein weiterer Schwarm um meine Lampe. Sie flattern geräuschlos um mich herum wie winzige weißgeflügelte Geister. Ich frage mich, ob sie wissen, wann der Ball vorbei ist und dass sie schon bald zu Boden sinken müssen. Und ich frage mich, welche von all diesen vielen die Auserwählte ist, welche von ihnen ihre Katabasis überleben wird, welche den Termiten-Kodex an die Nachwelt weitergeben wird?

Ich könnte ewig solche Fragen stellen.

Aber der Dschungel schweigt beharrlich. ...

KAPITEL XII

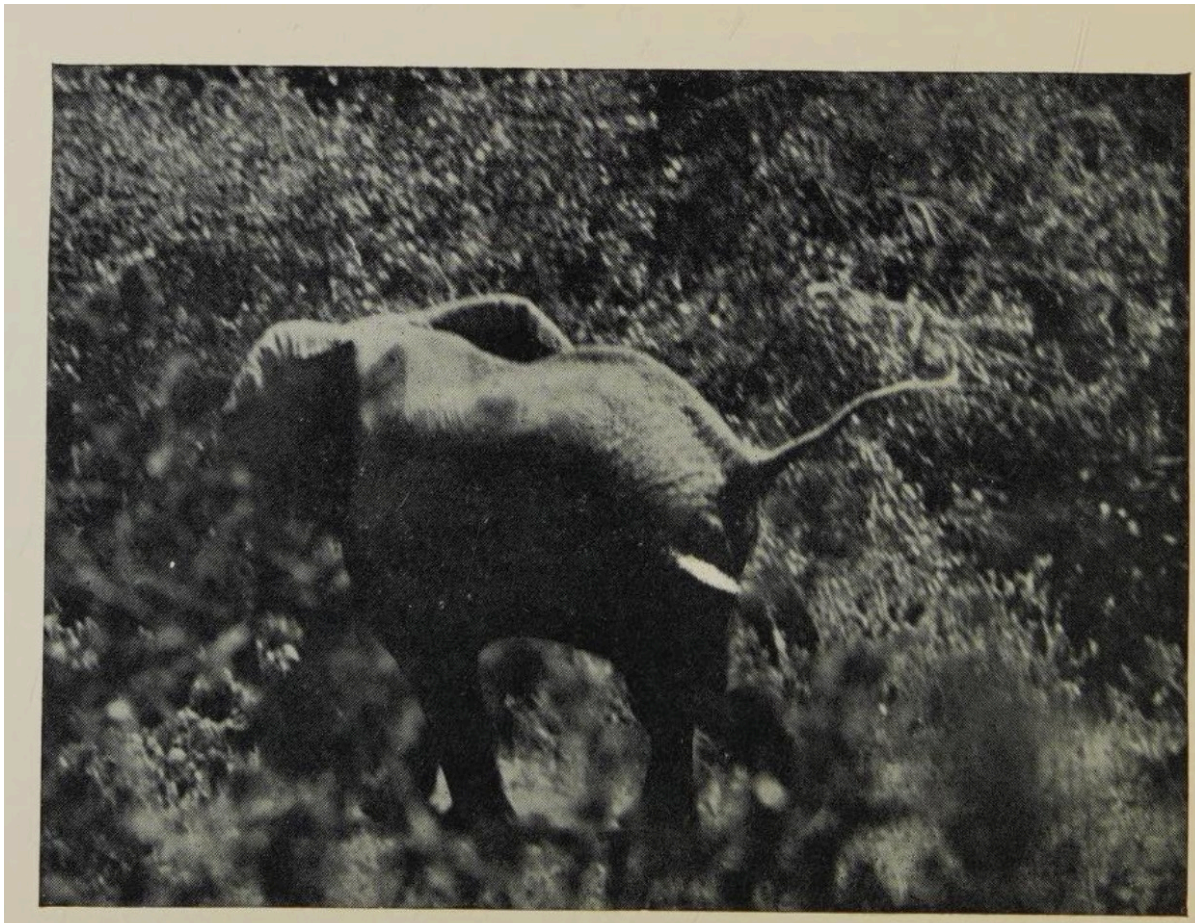
BÜFFEL

Embu. 30. Dezember 1933.

Mein Hahn kräht so ziemlich alle fünf Minuten, obwohl noch keine Spur von der Dämmerung zu sehen ist.

Er ist ein bemerkenswert geduldiger Vogel; er beginnt die Dämmerung um drei Uhr morgens anzukündigen, obwohl hier am Äquator die Sterne nie vor mindestens fünf Uhr verlöschen. Wenn er so weitermacht, landet er bald im Topf, obwohl ich ihn nicht deshalb mitgenommen habe. Ich habe auch etwa zehn Hennen dabei, die ich nach Bedarf eine nach der anderen schlachte, und ich behalte den Hahn nur zur Ergötzung dieser unglücklichen Opfer.

Ein infernalisch lüsternes Biest. Sobald ich wieder einnicke, stößt er einen weiteren Schrei aus und regt sich dabei so heftig auf, dass er fast durch das Zeltdach hereinkommt. Das ist sein bevorzugter nächtlicher Schlafplatz. Es inspiriert ihn zu dem Gedanken, ein Wetterhahn zu sein.



He was crashing cheerfully along

Endlich, nach einer Menge fruchtlosen Krähens, gelingt es ihm, die Dämmerung herbeizurufen. Und er ist da oben auf der Zeltstange so stolz und zufrieden, als ob das Kommen des Lichts allein seinen unermüdlichen Forderungen zu verdanken wäre. „Da seht ihr es“, sagt er in Geflügelsprache, „es ist schließlich doch gekommen. Ohne mich hättet ihr vielleicht Stunden darauf gewartet.“

„Du kommst trotzdem in den Topf.“

So zögerlich sie am Anfang auch war, umso schneller bewegt sich die Dämmerung danach. Einer nach dem anderen tauchen die Hügel aus der Finsternis auf und erheben sich hintereinander in einem fantastischen großen Amphitheater, überflutet mit allen Nuancen der Farbe, vom Grün in der Nähe bis zum Grau der Ferne.

Ich muss dort hinauf zum fernen, grauen Gipfel; denn von dort aus liegt das ganze Land vor einem ausgebreitet, und alle Tiere im Umkreis von fünf Meilen. Ich saß gestern Abend dort oben und hielt Ausschau nach Büffeln, aber es waren keine zu sehen.

Man gelangt in anderthalb Stunden dorthin, wenn man stramm geht. Das Land ist offene, grasbewachsene Ebene, nur hier und da mit verkrüppelten Büschen bestanden, die nicht groß genug sind, um die Sicht zu stören. Man kann in jede Richtung sehen. Heute Morgen war es besonders klar und wolkenlos, und der Mount Kenya, der in der Morgenröte glänzt, sieht so nah aus, als wäre es ein Kinderspiel, ihn zu erklimmen. Obwohl er mindestens neunzig Meilen von hier entfernt und weit über 15.000 Fuß hoch ist.

Auf dem Weg ist nicht viel Wild zu sehen. Eine Herde Zebras hob sich schwarz am Hang ab; die gestreiften Tiere wirkten völlig farblos, da die Sonne hinter ihnen aufging. Ihre

Anführer wieherten einander zu, kurze, bellende Wiehlaute, wahrscheinlich prüften sie die Anzahl, um sicherzugehen, dass niemand aus der Herde fehlte. Ein umherschleichender Löwe könnte in der Nacht seinen Tribut von dem schönen gestreiften Trupp gefordert haben.

Ah, und seht mal! Was kann mit jenem langsam hinkenden, torkelnden Zebra passiert sein, das dort zurückgeblieben ist?

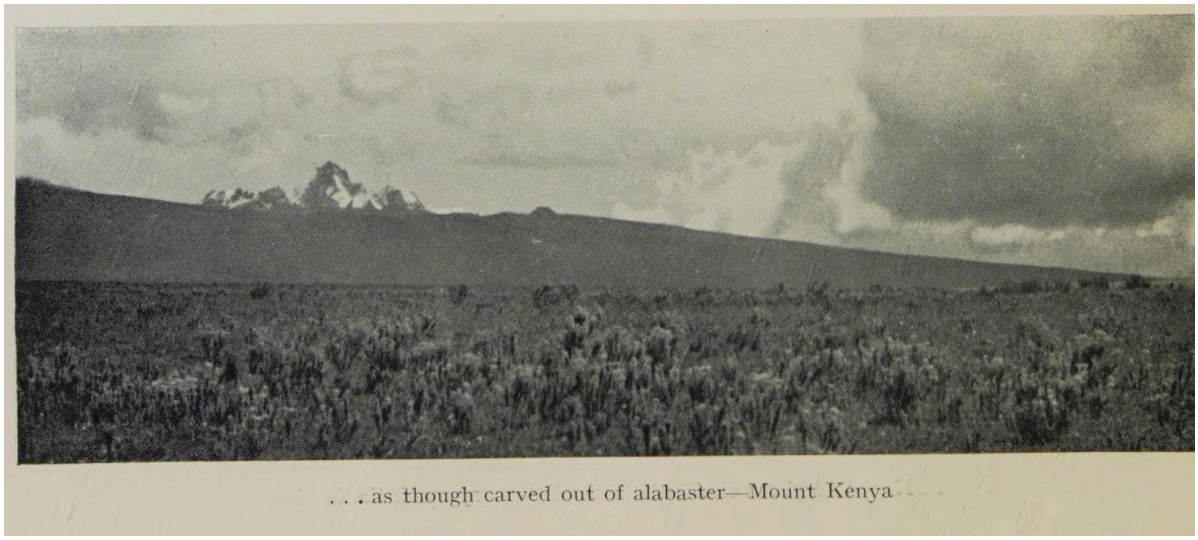
Ich konnte wegen des Blendens der Sonne in meinem Feldstecher nicht klar sehen, und erst als es viel weiter humpelte, bemerkte ich eine große gaffende, blutige Wunde an seiner Kruppe, ein furchtbares Zeichen für den missglückten Sprung eines Löwen.

Das gepeinigte Tier legte sich hin. Es muss mein Herannahen gewesen sein, das es aufgeschreckt hatte, und darum muss es wohl auch bei dem Wiehern der Herdenanführer gegangen sein.

Ich schlich mich vorsichtig näher und bereitete den Qualen des armen Tieres mit einer Kugel ein Ende. Es war den Krallen des Löwen entkommen, aber es war so furchtbar zugerichtet, dass es sich unmöglich jemals hätte erholen können.

Dies ist eine alltägliche Tragödie im Löwenland. Nur gibt es leider nicht jeden Tag eine barmherzige Kugel, die dem verwundeten Tier in die andere Welt hilft, wenn es nichts als einen langen und quälenden Tod vor sich hat.

Als ich den Gipfel erreichte, goss die Sonne ihre Strahlen bereits mit ihrem üblichen furchterregenden und blendenden Eifer herab. Das Licht gleitet an dem dichten Netzwerk von Spinnweben an den Hügelhängen entlang, bis der taunasse Teppich funkelt, als bestünde er aus Raureif.



. . . as though carved out of alabaster—Mount Kenya

Ich ließ mich bequem nieder, nahm mein Fernglas und suchte sorgfältig das Land ab, das sich um mich herum ausbreitete. Ich musste die Aussicht in Sektoren unterteilen und jeden Sektor einzeln prüfen.

Und als ich mich ringsum drehte, sah ich eine solche Unmenge von Tieren, als hätten sie sich von den Enden der Erde hier unter meinem Hügel versammelt. Grasende Herden aller Arten von Antilopen und Gazellen und Zebra-Trupps von vielen hundert Köpfen Stärke, und direkt unter mir ragte ein regelrechter Wald von Giraffen auf. Zweiundvierzig Stück. Jene schwarzen Flecken, die sich hier und da bewegten – Straußenhähne. Auf dem

ferneren Hügel ein ganzer Trupp wühlender Warzenschweine. Und jene grauen, felsenartigen Gestalten hier und da – acht Nashörner.

Ich befand mich in meiner Privatloge, der einsame, exklusive Zuschauer einer Gala-Dämmerungsvorstellung auf jener paradiesischen Bühne. Der unerwünschte Störer ihrer Unschuld und ihres Friedens. Ein Menschen-Raubtier.

Aber das Beste sollte noch kommen. Drüben am Rand des Waldes, blau in der Ferne, waren die schwarzen Gestalten von Tieren; von dort, wo ich war, kaum größer als Käfer – eine große Herde Büffel.

Ich bin ein Jäger; ich werde nicht von Schluchzern geschüttelt beim Anblick toter oder sterbender Tiere; ich verziehe keine Miene, wenn ein verwundeter Hase in seiner Pein schreit. Aber als ich von meiner Loge zu jenem Spektakel hinunterstieg, in der Absicht, jene Büffelherde zu bejagen, geschah es fast gegen meinen Willen. War es richtig, den vollkommenen Frieden jener Morgenparade mit dem Knall eines Gewehrs zu brechen? Ihn mit dem Geruch von Blut zu besudeln?

Entweder ein Jäger oder ein Hindu. (Man muss wissen, dass ein Hindu eine Wanze zwischen seinen Fingern entkommen lässt, für den Fall, dass er in seiner nächsten Existenz eine Wanze sein muss.) Ich persönlich kann fast allem widerstehen – außer der Versuchung. Und – ich bin kein Hindu. Also machte ich mich auf den Weg zu den Büffeln.

Sie grasten an einem großen Hang, der mit Buschwerk und verkrüppelten Bäumen bedeckt war; es müssen etwa hundertfünfzig Stück gewesen sein; Bullen, Kühe und Kälber. Die große schwarze Herde füllte den gesamten Hang aus. Sie bewegten sich im tiefen Gras, das ihnen bis zum Bauch reichte, und unter diesem Schutz machte ich mich an das Anpirschen.

Sie grasten von mir weg. Die vier oder fünf, die mir am nächsten waren, schienen alte Bullen zu sein; ich wollte einen Schuss auf diese Nachhut abgeben, zuerst mit meiner Kamera und dann mit meinem Gewehr.

Der Wind war günstig, das hohe Gras half, und es dauerte nicht lange, bis ich das typische Grunting und Schnauben von Büffeln vor mir hörte.

Vorsichtig hob ich den Kopf.

Kaum einen Steinwurf von mir entfernt waren die großen schwarzen Rücken von drei Büffeln, deren bequastete Schwänze nach den Fliegen peitschten und klatschten. Das musste die Nachhut sein.

Nur ihre grasenden Köpfe, die gewaltigen Hörner, die bisher nur meine Fantasie sah, waren unten im hohen Gras, außer Sichtweite.

Get ready !—

Während ich mich drehte und starrte und spähte – die Kamera in der einen Hand, das Gewehr in der anderen –, kam jener gefürchtete Lufthauch in meinen Nacken, den jeder Jäger kennt, der Judaskuss des gedrehten Windes.

Entdeckt! Ich duckte mich ins Gras, sah nichts, wusste aber, was folgen würde. Ich wusste, dass die Büffel mich bemerkt hatten, und in einem Augenblick würden sie entweder das Weite suchen oder – eine genauere Untersuchung vornehmen. ...

Aber da ich nichts hörte, sah ich sehr vorsichtig auf. ...

Über zwanzig massive Köpfe mit mächtigen Hörnern starrten in meine Richtung, und immer mehr solcher Köpfe tauchten mit gespenstischer Stille und Plötzlichkeit hinter und zwischen ihnen auf. ...

Sie sahen mich – sie kamen. Die Kamera klickte, und dann schoss ich hastig dem nächsten Bullen voll in die Brust. Er ging mit einem furchtbaren Röcheln in der Kehle in die Knie – war wieder auf den Beinen – eine weitere Kugel und er war für immer am Boden.

Die anderen hielten inne. Wieder knallte mein Gewehr. Der zweite Bulle stürzte, durch die Kehle geschossen. Das war zu viel für den Rest; sie wirbelten herum und machten sich davon.

Als sie abdrehten, gelang es mir, noch einen weiteren prächtigen Bullen zu treffen, aber der Ansturm seiner Gefährten riss ihn mit sich fort. Mit donnerndem Getöse und in einer Staubwolke verschwand die ganze Herde in einer Schlucht.

Ich rannte ihnen nach den Hang hinauf, sah die fliehende Masse noch in Reichweite, aber so dicht zusammengedrängt und so viel Staub aufwirbelnd, dass ich unmöglich einen weiteren Schuss auf den verwundeten abgeben konnte.

Dann blieb einer zurück. Er hielt an, drehte sich um, stampfte und scharrte am Boden; dann sank sein Kopf langsam – eindeutig derjenige, den ich beim Abdrehen der Herde getroffen hatte. Ich rannte auf ihn zu, er sah mich, riss den Kopf hoch, sammelte neue Kraft und kam direkt auf mich zu – und zwei schnelle Kugeln in seine Brust machten ihm ein Ende.

Zu diesem Zeitpunkt galoppierte die Herde außer Reichweite das Tal hinunter, die Erde bebte unter ihnen wie eine Eisenbrücke unter einem Expresszug und wirbelte einen

solchen Qualm auf, dass ich nur das Leittier sehen konnte, während die anderen in der mächtigen Staubwand verschlungen wurden, die sie aufbauten.

Ich hatte noch nie zuvor drei Büffel aus einer Herde geschossen, geschweige denn vier. Denn als ich von der Untersuchung des dritten Büffels zu den ersten beiden zurückkehrte, fand ich mich zu meiner großen Überraschung plötzlich noch einem weiteren gegenüber, einem prächtigeren Bullen als je zuvor. Warum dieser sich von der Herde getrennt hatte, weiß ich nicht, obwohl es schien, als wäre er zurückgeblieben, um den Verwundeten zu helfen. Auch ihn bediente ich mit einer „Doublette", indem ich ihn erst mit der Kamera und dann mit meinem Gewehr aufs Korn nahm. So lagen in wenigen Augenblicken im Umkreis von kaum hundert Metern meine vier Büffel.

Ich bin nicht für sinnloses Schlachten, aber die Büffeljagd ist etwas anderes. Ich schäme mich nicht zuzugeben, dass das Schießen von Büffeln das Einzige ist, wovon ich nicht genug bekommen kann. Zumindest jetzt noch nicht.

Where the Bongo Lives

Bei all dem, und vor allem in der Angelegenheit der Fotografie, war meine große Stütze mein englischer Freund Runton, der, während ich arbeitete, direkt hinter mir stand, immer bereit, sein Gewehr zu benutzen, falls es brenzlig würde. Zu meinem Glück war das nicht nötig.

Ohne einen solch kühlen und vertrauenswürdigen Gefährten wäre niemandem zu raten, Büffel aus nächster Nähe zu fotografieren. Ich jedenfalls möchte es nicht tun. Ich würde mir Sorgen um die Kamera machen.

Es war spät am Nachmittag, als wir mit dem Abtrennen der Köpfe fertig waren. Wir hatten nur drei Männer bei uns, nicht genug, um die vier schweren Köpfe nach Hause tragen zu lassen. Also wählten wir einen ausladenden Baum aus, der unserem Zweck entsprach, und „versteckten" die Trophäen in seinen Astgabeln.

Obwohl es nicht so einfach ist, einen neunzig Pfund schweren Büffelkopf in einem Baum zu „verstecken“. Wir mühten uns lange ab und schwitzten, bevor es uns mit Hilfe eines Seils, das wir dabei hatten, gelang, die vier Köpfe hoch genug hinaufzuziehen, um zu verhindern, dass irgendein umherstreifender Löwe oder eine Hyäne sie in der Nacht beschädigte.

Während wir arbeiteten, fiel einer der Büffelköpfe vom Baum herab, und ich konnte gerade noch rechtzeitig aus dem Weg gehen. Man kann mit solchen afrikanischen Büffeln nie vorsichtig genug sein; selbst ihre amputierten Köpfe sind gefährlich!

Schließlich machte ich noch ein Foto von dem behornten Baum, und dann machten wir uns auf den Heimweg.

Es war, als ginge man durch einen gewaltigen Zoo. In welche Richtung ich auch blickte, das Land war voller Wild. Die nächsten Tiere ließen uns in zweihundert Metern Entfernung passieren. Sie huschten uns einer nach dem anderen aus dem Weg, während wir dahingingen, wobei sich eine Gasse durch sie hindurch öffnete und sich hinter uns wieder schloss. Unzählige Augenpaare starrten uns in aller Unschuld an, keines von ihnen gestört durch das Schlachten, das in ihrer Mitte stattgefunden hatte. Der Appetit war ungetrübt.

Nur die wild dahinjagende Büffelherde war verschwunden. Sie mochten immer noch auf der Flucht sein, denn sie hatten die Elite der Herde verloren – die vier mächtigsten Bullen.
...

KAPITEL XIII

KEIN BÜFFEL

Als ich mein Tagebuch durchsah, fiel mir der 23. Januar als würdiges Gegenstück zum vorangegangenen Kapitel ins Auge, nach dem Motto: „Nicht jeden Tag gibt es Marmelade.“

Ein Monat ist seither vergangen, und ich habe seit dem Büffelschlachten bei Embu einen langen Weg zurückgelegt. Ich habe Kenia verlassen und bin in den Nachbarstaat Tanganjika gekommen, das vor dem Krieg Deutsch-Ostafrika war.

Eine – für Afrika – vergleichsweise gute Straße führt von Kenia nach Tanganjika, befahrbar genug für Autos, aber nur im Falle von jemandem, der weder Mitleid mit seinen eigenen Knochen noch mit seinem Wagen hat. Befahrbar, außer wenn die Regenzeit herrscht; denn bei Regenwetter vergisst die Tanganjika-Straße alle ihre Vorschriften, verschwindet vom Antlitz der Erde, geht in den Urlaub und kommt erst nach langer Zeit wieder zurück, wenn alles um sie herum getrocknet ist. Nach Regen ist sie kaum wiederzuerkennen. Man findet Leute, die darüber streiten, ob dies eine Straße oder ein Wasserlauf ist.

Still following the Ship

Irritieren Sie den Autofahrer nicht, der auf dieser Straße vom Regen überrascht wurde. Er hat auch so schon genug Ärger. Wenn er eine große Zuneigung zu seinem Fahrzeug hat, wird er sein Lager darin aufschlagen und am Lenkrad sitzend warten, bis die Regenzeit vorüber ist. Wenn er sich dazu nicht durchringen kann, muss er von seinem Auto Abschied nehmen. Wir fanden mehrere Eisengerippe am Straßenrand, die einst Automobile genannt worden waren.

Es war trockenes Wetter, als wir kamen; wir holperten ungehindert bis zur Grenze in unserem klapprigen alten Ford, der schon so viele Pannen erlebt hatte. An der Grenze befindet sich ein Schlagbaum und daneben eine schilfgedeckte Hütte, an der ein Schild mit der Aufschrift „H.M. Customs Office, Tanganyika Territory“ prangte.

Der Eremit der Hütte, ein eingeborener Zollbeamter, lehnte mit den Ellbogen auf dem Schlagbaum und rauchte eine Pfeife. Seine Gestalt war, neben der Pfeife, mit schnürsenkellosen Tennisschuhen, einem Seidenhemd so rot wie der Umhang eines Stierkämpfers und einem grünen Tarbusch (Fes) geschmückt. Er trug keine Hosen; sie mussten wohl in der Reinigung gewesen sein.

Ich hielt vor ihm an. Wir sahen uns an, er immer noch mit den Ellbogen auf dem Schlagbaum und ohne einen Muskel zu rühren. Nach langer Zeit spuckte er aus und fragte mich, ohne seine Position im Geringsten zu verändern, was ich wolle. Er war kein sehr einfallsreicher Beamter, sonst hätte er schlussfolgern können, dass ich die Grenze passieren wollte.

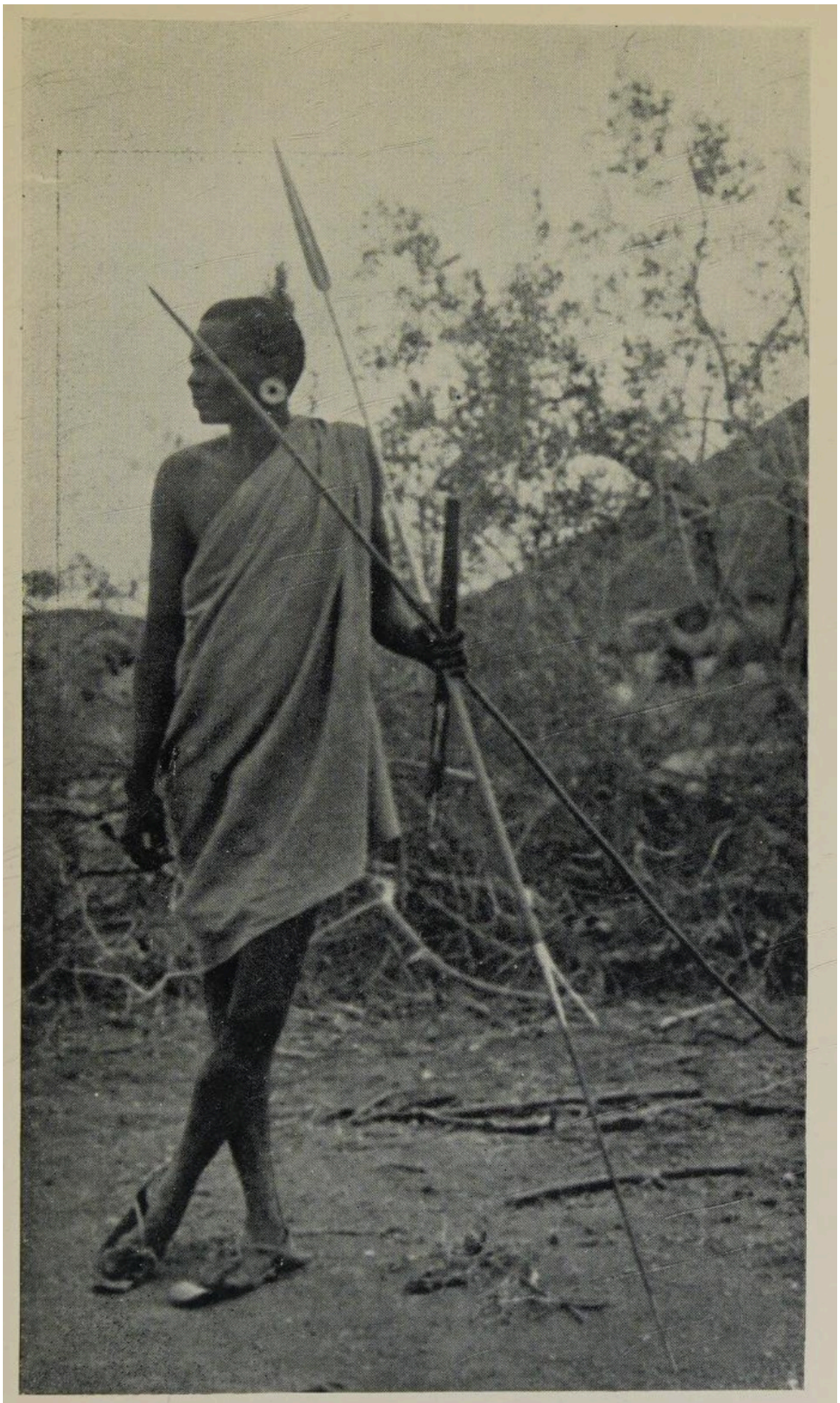
Als ich ihn aufgeklärt hatte, lud er mich ins Büro ein und verlangte meine Waffen zu sehen. Wir brachten sie ihm alle hinein. Der Beamte holte einige kurze Stahlstempel aus einer leeren Obstkonserve hervor. Seine Sammlung bestand aus zehn kleinen Stempeln, jeder mit einer kleinen Nummer auf der Spitze. Mit diesen und mit Hilfe eines Hammers

schlug er eine vierstellige Nummer in den Kolben all meiner Gewehre und verrichtete dabei eine sorgfältige und gründliche Arbeit.

Er arbeitete im Sitzen an seinem Tisch, aber bevor er jede Ziffer einschlug, stand er jedes Mal auf, um den Stempel auf das Fensterbrett zu schlagen, um sicherzugehen, dass es der richtige war. Meistens war der, den er suchte, der letzte, den er ausprobierte.

Als er mit diesem kleinen Spiel fertig war, trug er die Nummern, mit denen er meine Gewehre gebrandmarkt hatte, in ein großes Buch ein, und ich schrieb auf seinen Wunsch hin den Namen und das Datum, denn der Beamte konnte nur Zahlen schreiben.

Das wäre das Ende der Formalitäten gewesen, hätte die Geschichte nicht gewollt, dass es Sonntag war. Da es aber Sonntag war, musste ich einen gedruckten Antrag unterschreiben, in dem ich die Zollbehörde anflehte, so freundlich zu sein und sich trotz des Sonntagsfeiertags in Bewegung zu setzen. Nur als Ausnahme. Aufgrund meiner Identität und der Dringlichkeit meiner Reise. Als Gegenleistung für diese außergewöhnliche Belastung des Zollbeamten musste ich drei weitere Schillinge pro Gewehr in die Staatskasse werfen – in der der Beamte seine Gebühren sammelte –, und erst dann öffneten sich die Tore von Tanganjika vor mir. Oder vielmehr der Schlagbaum. Dann schloss er sich hinter mir, und der rotbehemndete Beamte rückte seine Ellbogen wieder darauf zurecht und setzte seine unterbrochene Sonntagsruhe fort.



Boran Camel-herd

Kurzum, ich bin in Tanganjika. Mein Lager ist am Ufer des ausgetrockneten Tarangeri-Flusses aufgeschlagen, und ich werde jeden Tag von mehr Moskitos, Tsetsefliegen und Zecken gestochen, als sich in Kenia in einem Monat getraut hätten, mich zu stechen. Mein Körper gleicht bereits einem rotgepunkteten Taschentuch, und ich verbringe all meine Freizeit mit Kratzen.

Mich juckt es nach Büffeln, und außerordentlich große Bullen sollen hier in der Gegend sein. Aber was mich betrifft, so mögen sie da sein oder nicht. Seit zehn Tagen werde ich nun von den Tsetsefliegen gefressen; seit zehn Tagen bohre ich mich durch dieses kleidungsverbessernde Dickicht, aber ich habe keinerlei Anzeichen von Büffeln gesehen.

Heute schien es wirklich so, als hätte sich unser Glück gewendet. Ich wollte gerade aufbrechen, als zwei Boten – zwei Eingeborene mit gefeilten Zähnen und mit Speeren bewaffnet – in meinem Lager eintrafen, um zu verkünden, dass sie ganz in der Nähe auf eine eine Nacht alte Fährte eines großen Büffelbullen gestoßen seien.

Jeder weiß, dass in Afrika „nah" ein sehr dehnbarer Begriff ist. Es kann fünf Minuten entfernt bedeuten, oder es kann fünf Stunden entfernt bedeuten. So war ich angenehm überrascht, als wir nach etwas mehr als anderthalb Stunden auf die Büffelspur stießen.

Den Rest der Geschichte werde ich kurz erzählen. Es lohnt nicht, viele Worte darüber zu verlieren. Besser, es so schnell wie möglich hinter sich zu bringen.

Nach kaum einer Stunde des Fährtensuchens stießen wir auf den Büffel, einen prächtigen Bullen mit weitausladenden Hörnern. Er graste mitten auf einer kleinen Lichtung. Ich schlich mich bis auf eine zufriedenstellende Entfernung an ihn heran, zielte – klick! Versager.

Er hörte das Klicken, riss den Kopf hoch, sah mich und stürmte davon. Bevor er das Dickicht erreichte, hatte ich mein Gewehr wieder im Anschlag. Wieder – klick! Versager.

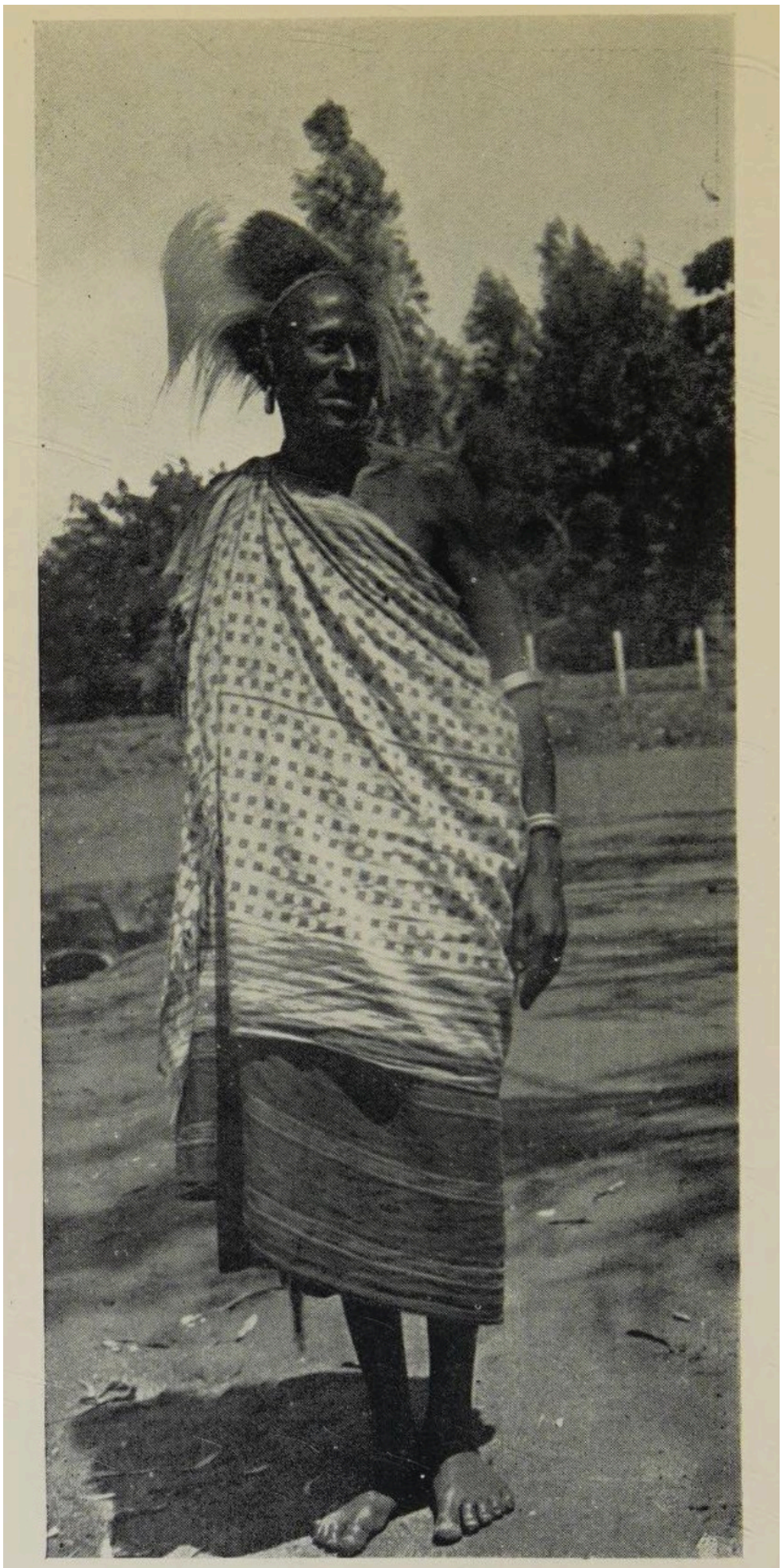
Ich stürzte ihm nach und skandalisierte die Affen ...

mit meiner Wortwahl, erblickte den Büffel erneut, und wieder wollte mein Gewehr nicht losgehen.

Der Himmel schütze den unglücklichen Büchsenmacher und den Patronenhersteller vor allem, was ich ihnen in jenem Augenblick wünschte. Umso mehr, als es nicht einmal ihre Schuld war. Ein wenig Schmutz war in das Schloss geraten, verhinderte das ordnungsgemäße Schließen und somit das Auslösen.

Siehe da, ein weiterer Beweis dafür, dass ein Repetiergewehr ein unzuverlässiges Werkzeug ist, das einen böse im Stich lassen kann und daher bei gefährlichem Wild absolut riskant ist. Ich wäre in einer schönen Klemme gewesen, wenn ich einem angreifenden Büffel gegenübergestanden hätte.

Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, dass mein Gewehr wieder funktionierte, setzte ich die Verfolgung des Büffels fort. Die Hitze war unbarmherzig, die Tsetsefliegen stachen wütend zu, und ich konnte kaum nach ihnen schlagen; das Dornendickicht wurde so dicht, dass ich mich mehr auf allen vieren als auf den Füßen vorwärtsbewegen musste. Und der Büffel, der ahnte, dass er verfolgt wurde, wollte nicht anhalten.



Nairobi Dandy

Ich folgte ihm weitere dreieinhalb Stunden, als ich plötzlich, sechs oder sieben Schritte vor mir – weiter konnte man nicht sehen –, seine schwarze Gestalt aus dem Dickicht ragen sah. Um ganz sicherzugehen, prüfte ich ihn sogar durch den Feldstecher, sah seinen Kopf – wenn auch vielleicht nicht sehr deutlich – und für den Fall, dass er nach all der Mühe wieder entkommen sollte, zielte ich auf seine Mitte und drückte ab. ...

Diesmal hatte ich am Gewehr nichts auszusetzen. Es ging perfekt los. Nur der schwarze Körper blieb regungslos, weder fiel er um noch rannte er davon. Er hätte sich auch kaum bewegen können, denn es war kein Büffel, sondern ein umgestürzter, geschwärzter Baumstamm. Und oh, wie präzise ich getroffen hatte!

So sehr hatten jene furchtbare Hitze, das Stechen und die Müdigkeit an meiner Fantasie gearbeitet. Ich hatte den Kopf des Büffels und alles andere gesehen. ...

Ich verspürte keine Lust, die Jagd weiter fortzusetzen. Diese Büffel waren offensichtlich nicht für mich bestimmt.

Heute ist, wenn ich mich nicht irre – denn mein Kalender ist verloren gegangen –, mein Geburtstag. Zu Hause habe ich diesem Jahrestag, der nur in der Kindheit von praktischem Nutzen war und der nun mit immer unerbittlicherer Geschwindigkeit wiederkehrt, seit einiger Zeit nicht viel Beachtung geschenkt; aber hier kommen einem solche Dinge in den Sinn. So sehr, dass es mir ist, als hörte ich meine künftigen Enkelkinder sagen: „An seinem Geburtstag hatte Großpapas Gewehr drei Versager, und als es beim vierten Mal endlich losging, erschoss er einen Klotz."

Das Glücksrad dreht sich, wenn man es am wenigsten erwartet. Als ich mühsam in Richtung Heimat trottete, ließ mich ein fernes, wohlbekanntes Geräusch jäh innehalten. ...

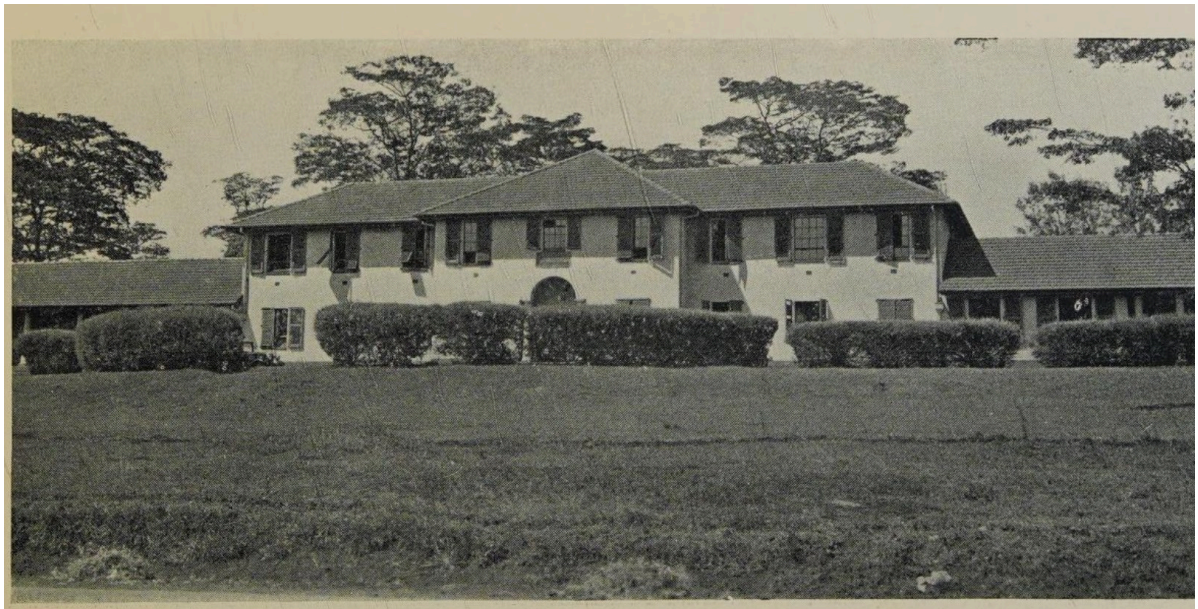
Ein Knacken von Zweigen, ein Quietschen und Trompeten. Der Lärm einer Elefantenherde.

Den Büffel, das versagende Gewehr und den zu Tode gebrachten Baumstamm vergessend, eilte ich in die Richtung des Geräusches. Ich hatte keine Ahnung, dass hier Elefanten unterwegs waren. Und was ich sah, entschädigte mich für all mein Unglück.

Ich blickte hinunter in ein offenes, rundes, kraterähnliches Tal, das nicht allzu dicht mit Bäumen und Unterholz bewachsen und von den gut fünfzig Elefanten der Herde bevölkert war. Am Boden des Kraters glitzerte etwas sumpfgetrübtes Wasser, und die Elefanten standen in Gruppen darum herum, tranken, bespritzten sich gegenseitig und wuschen die kleinen Kälber.

Es gibt keinen schöneren Anblick als eine Elefantenherde bei ihrem unschuldigen Treiben, wie sie in solch paradiesischer Zufriedenheit herumtrödelt. Zum Beispiel jene erstaunlichen, alten, weisen, besorgten und vorsichtigen Kühe – Vorbildmütter, die ihren winzigen Nachwuchs mit ihren Rüsseln hier- und dorthin lenken, sie säubern und streicheln, Äste herunterbiegen, die außerhalb der Reichweite der kurzen Rüssel der Kleinen liegen, und ihren Nachwuchs in der erschöpfenden Hitze des Tages im Schatten ihrer eigenen großen Körper schützen.

Dann jener einsame, einstoßige Bulle, abseits vom Rest, dösend, gegen den Stamm eines Baumes gelehnt und mit einem solchen Gewicht darauf drückend, dass er, sollte der Baum plötzlich nachgeben, flach auf die Seite fallen würde.



Nairobi Hospital

Weiter weg jenes faule Paar neben der verdorrten Palme, die ihre krustige Haut an der Rinde des Baumes scheuern, einer von der einen und der andere von der anderen Seite, wobei sie kontinuierlich und rhythmisch schaukeln, als würden sie von einem Uhrwerk bewegt.

Ein anderer jüngerer Bulle, der mit seinen Stoßzähnen in einer Baumgabel abgestützt ruht; nur seine großen, gefransten Ohren flattern.

Drei von ihnen stehen unter einem ausladenden Baum, junge, halbwüchsige Tiere. Ihre Rüssel tasten und zupfen in den Zweigen über ihnen, suchen dort oben nach irgendetwas und schütteln die Baumkrone, bis die Blätter in Wolken herabflattern.

Überall knackt es im Geäst. Bäume, so dick wie Telegrafenmasten, knicken in der Mitte wie Streichhölzer um. Der Dschungel erholt sich nicht so schnell vom Besuch einer grasenden Elefantenherde. Denn Elefanten brechen nicht nur ab, was sie brauchen, sondern finden ein besonderes Vergnügen am Baumfällen. Manchmal verbringen sie Stunden damit, einen größeren Baum zu Fall zu bringen, und wenn es ihnen schließlich gelungen ist, zupfen sie nur ein paar Zweige ab und lassen den Rest liegen.

Was ist das? Mich entdeckt?

Plötzlich gingen die Rüssel hoch, prüften die Brise, und jäh hörte das Baumfällen auf. Offenbar muss der Wind für nur einen Augenblick gedreht haben, obwohl der Rauch meiner Pfeife anzeigte, dass alles in Ordnung war.

Sie beruhigten sich schnell wieder, überzeugten sich selbst davon, dass sie sich geirrt hatten. Ein Weilchen stampften und rückten sie noch herum und hoben misstrauisch ihre Rüssel. Dann kehrten sie zu ihrem Geschäft zurück.

Dann bemerkte ich ein kleines Kalb, kaum größer als ein Bernhardiner. Es lief immerzu um die Vorderbeine seiner Mutter herum, schlüpfte an der Seite hinein und kam zwischen ihren Vorderbeinen wieder heraus. Runde um Runde drehte es unermüdlich um die unbewegliche Säule des mütterlichen Beins. Die Mutter hielt einen belaubten Zweig in ihrem Rüssel, und jedes Mal, wenn der Kleine vor ihr auftauchte, gab sie ihm einen Wischer mit ihrem Zweigbesen.

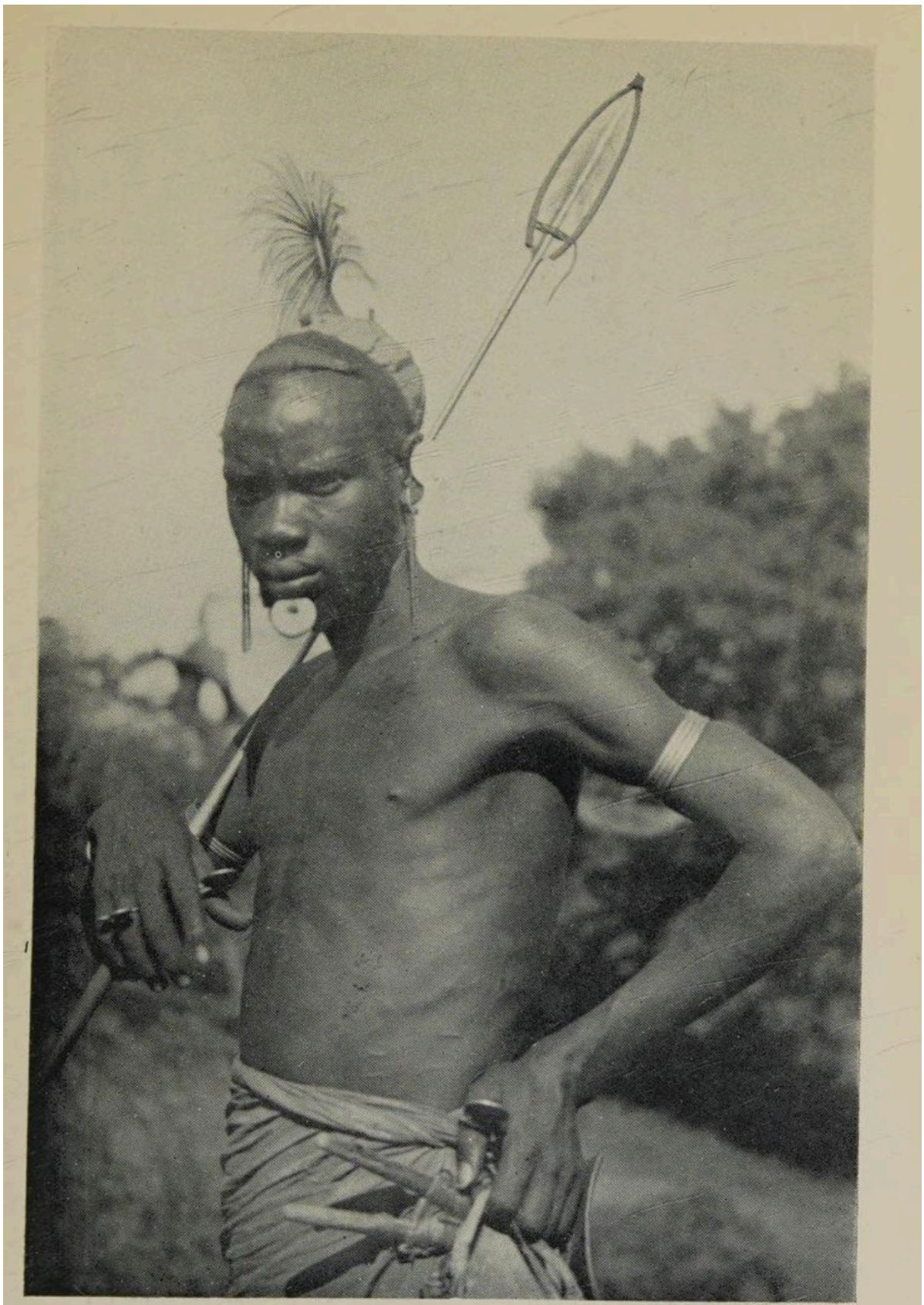
Aber eine solche Gelegenheit zum Fotografieren würde sich vielleicht nie wieder bieten! Denn jetzt war meine Waffe eine Kamera.

Sie zogen bereits in den Wald ab, und ich hatte die besten Bilder von allen verpasst. Es galt, schnell zu handeln.

Es gelang mir, eine halbe Stunde unbemerkt unter den Elefanten zu verbringen und etwa dreißig Bilder zu machen. Das Ergebnis wird erst am Ende des Monats in der Dunkelkammer des Fotografen in Nairobi sichtbar werden.

Als ich meine gesamte Munition verbraucht hatte, zog ich mich unter den Monstern zurück, ohne dass sie meinen Besuch jemals bemerkt hatten. Sie kratzten sich weiter, kümmerten sich um ihre Kinder und brachen Zweige ab, ohne eine Ahnung von der Aufregung zu haben, die ihr inoffizieller Fotograf durchgemacht hatte. Leider hörte das kreisende Kalb auf, um die Beine seiner Mama herumzulaufen, bevor ich mit meiner Kamera in seine Nähe kommen konnte.

Mit den belichteten Filmen in der Tasche machte ich mich so zufrieden auf den Heimweg, als ließe ich ein Paar hundert Pfund schwere Stoßzähne hinter mir herantragen. Obwohl ich mir nicht einmal sicher war, ob eine der Fotografien gelungen war. Selbst wenn sie nichts werden, bleiben sie lebendig und unauslöschlich in meinem Gedächtnis.



Native at Meru

Auf dem Heimweg grollte es am Himmel. Es ist anzunehmen, dass es morgen einen Wetterumschwung geben wird. Die Sonne versinkt in einer Flammenwolke und färbt den westlichen Himmel mit gewaltigen feuerfarbenen Streifen, Gold und Purpur und Pflaume

und Orange. Eine gewaltige Mischung aus schwarzer, roter und violetter Tinte. Ein Meer aus verschmelzenden, verwirrenden Farben. Die Wiege eines tropischen Sturms.

Doch der Abend kommt, lässt die wogenden, flammenden Dämpfe erblassen und verwaschen und breitet ein mattes, eintöniges Opal über den Horizont.

Auch der Opal ist nur ein Übergangsstadium. Während man ihn betrachtet, erblasst er und verblasst dann plötzlich und versinkt unbemerkt in der Nacht. Das Grau, das er hinterlässt, ist noch nicht einmal verschwunden, bevor über ihm die gelben Diamanten des Kreuzes des Südens aus ihrem schwarzen Samtbett zwinkern.

„UU-UU-UUH!“

Es rollt dumpf über das Land. Eine gewaltige Stimme, die einen innehalten und den Atem anhalten lässt. Eine afrikanische Stimme. Der Abendgruß eines erwachenden Löwen.

Ich höre ihn praktisch jeden Abend; es ist keine Neuigkeit, und ich hätte mich schon längst daran gewöhnen sollen.

Aber das ist nicht so einfach. Ich kenne Leute, die ihn jahrelang gehört haben, die hier geboren wurden, die sozusagen unter Löwen aufgewachsen sind, und selbst sie gähnen nicht gerade, wenn sie diese Stimme hören.

Es ist nicht direkt Angst, denn es besteht keine Gefahr. Auch keine Nervosität. Es ist etwas anderes, eine Art Ehrfurcht, eine Art unsichtbare Hand, die einen sanft an der Kehle packt, etwa so, wenn über einem ein plötzlicher Donnerschlag grollt.

Es ist eine eigenartige Sache, das abendliche Brüllen eines Löwen. Es ist, als weckte es längst verlorene, längst vergessene, ungreifbare Erinnerungen. Als reichte es hinab zu einem tiefen, unterbewussten Erbe von Ängsten aus der Urzeit des Menschen. Ein dämmriges Bewusstsein längst vergangener Gefahren. Selbst jetzt ist in unseren innersten, geheimen Denkprozessen die Angst des Urmenschen gegenwärtig. Die Angst, die bei Sonnenuntergang kam, als von überall her das Brüllen erwachender, prähistorischer Ungeheuer drang, als wir in unsere Höhlen fliehen mussten, denn wer von uns zurückblieb, der blieb zurück, und man mochte vergeblich mit dem Abendessen auf ihn warten. ...

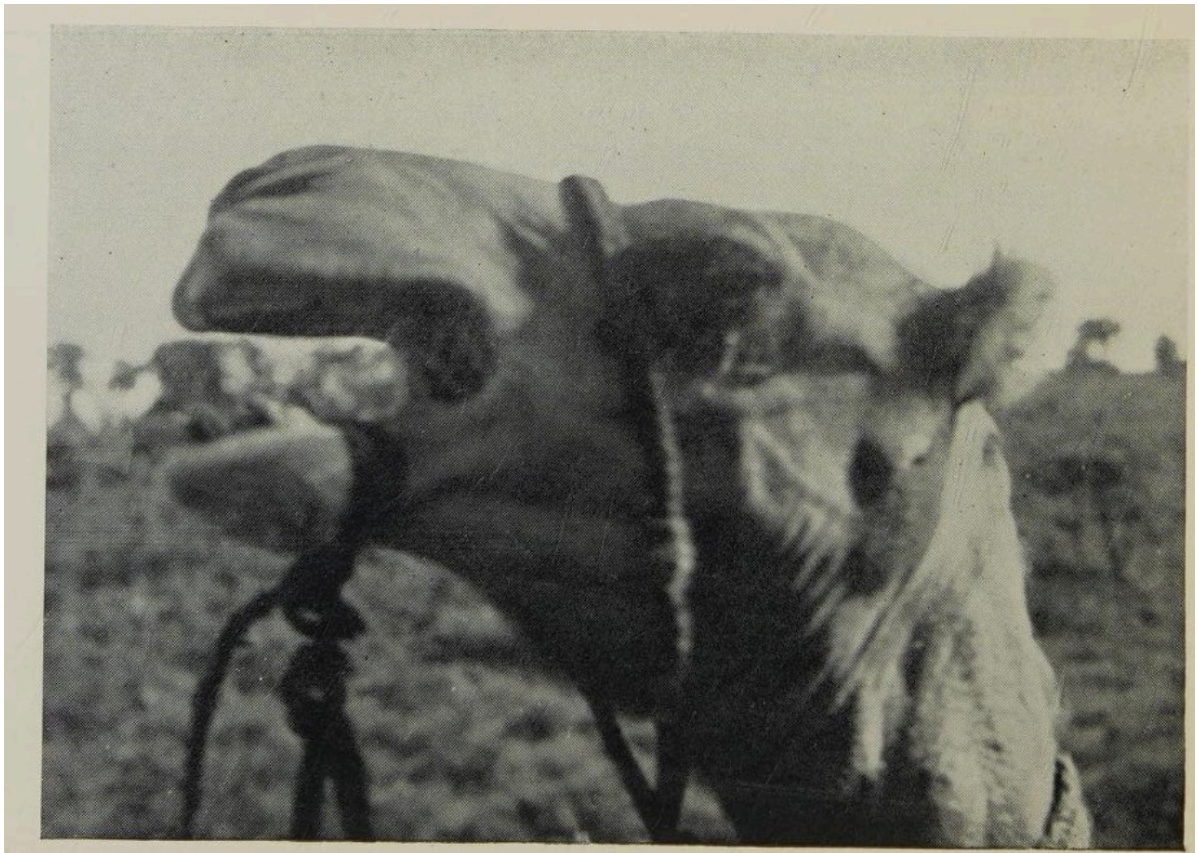
Dies ist die „Dschungelangst“, von der Dichter gesprochen haben und die das Tier namens Mensch nie ganz überwunden hat:

„Verborgen in uns, dämmerig und tief, Der Terror alter Gefahren schlief, Ein Erbe, dunkel, weit und schwer, Aus längst vergang’ner Vorzeit her.“

Laurence Hope. Stars of the Desert.

Dies ist es, was in Form einer eigentümlichen Erregung wieder auftaucht, wenn der Kriegsschrei eines Löwen den Frieden der Nacht erschüttert. Wir fliehen zwar nicht vor ihm in unsere Höhlen, aber bei dem Klang vergessen wir dennoch für ein oder zwei Augenblicke, an unserer Pfeife zu ziehen. Meine jedenfalls geht gewöhnlich aus.

Der Löwe ist still. Er hat nur einmal gebrüllt. Er hat der Welt nur verkündet, dass er wach ist. Es gibt Wesen genug, die ihn trotzdem fürchten.



The Insulted Camel

Die Nacht ist erstickend schwül. Eine Unruhe und ein Summen liegt in der Luft. Man kann zu solchen Zeiten nicht schlafen. Fernes, wirkungsloses Wetterleuchten spielt über den Himmel. Wir sollten besser nach den Halteleinen sehen. Es wird heute Nacht einen Sturm geben.

KAPITEL XIV

LÖWEN UND EINE KAMERA

Serengeti-Ebene. Februar 1934.

Die Serengeti-Ebene, berühmt für ihren Wildreichtum, erstreckt sich über den nördlichen Teil der vorkriegsdeutschen Kolonie, dem Tanganjika-Territorium.

Zum größten Teil ist dieses berühmte Jagdrevier eine scheinbar endlose Ebene, nur hier und da mit Wald; und das ist kein richtiger Wald, in dem man sich verlieren kann, keine Wildnis aus Vegetation, wie ich sie bei der Erzählung meiner Elefantenjagden beschrieben habe, sondern licht und spärlich, mit parkähnlichen Baumgruppen, eher wie ein riesiger Obstgarten, wo die schönen, ausladenden Bäume nicht genau in Reihen stehen, aber in einem bequemen und ordentlichen Abstand voneinander; und in ihrem Schatten gibt es grünen, samtigen Rasen, wie geschaffen zum Meditieren. Dort kann man völlig vergessen, dass man sich in der unberührten Wildnis befindet, denn alles ist so freundlich und weich und mild, dass man beginnt, nach Gartenbänken Ausschau zu halten, und nicht erstaunt wäre, botanische Etiketten an den Bäumen zu finden. Und es gibt dort mehr Löwen als irgendwo sonst in Afrika!

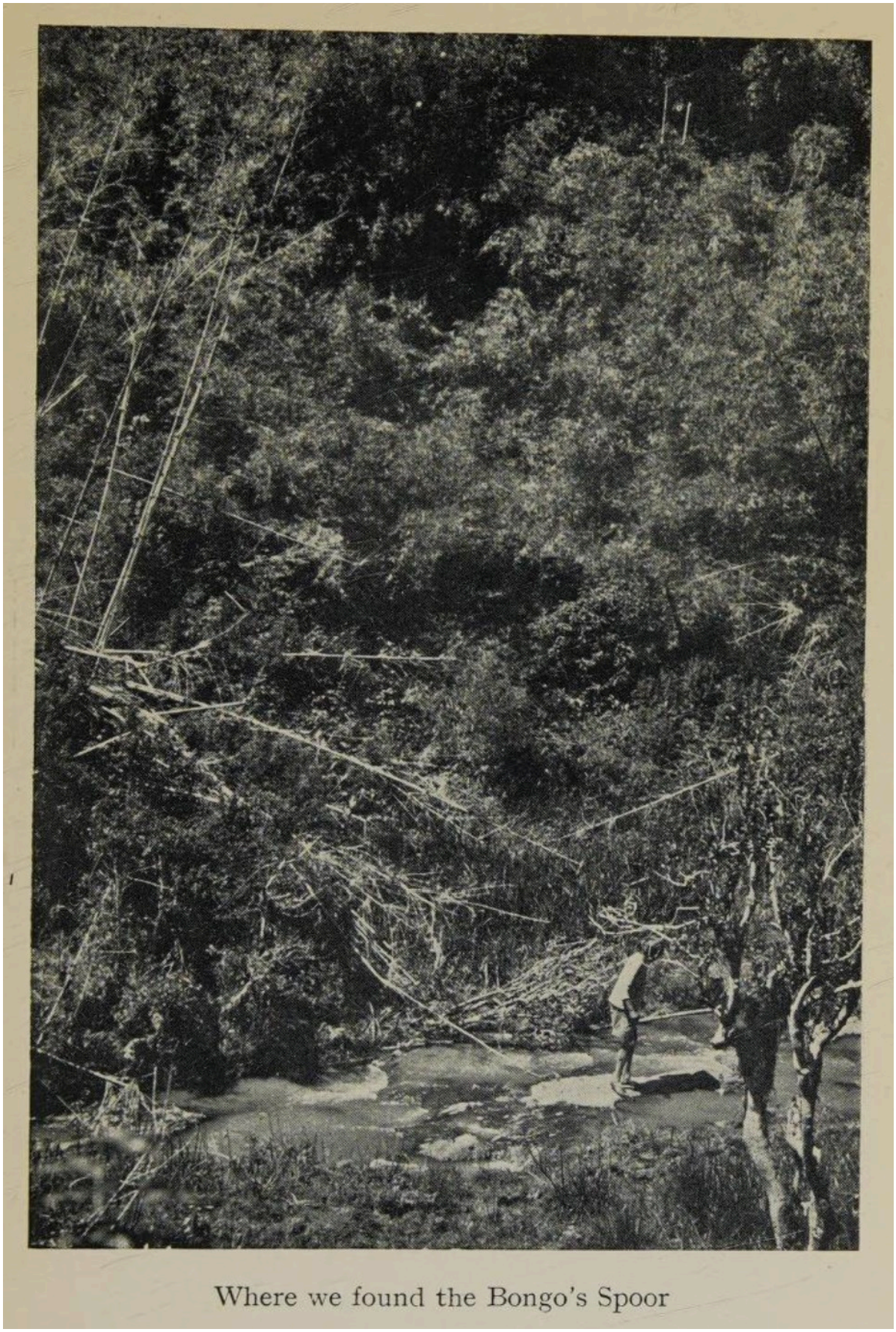
Über die offenen Ebenen verstreut fallen einem Felshügel unterschiedlicher Größe ins Auge. Sie bestehen aus großen rostroten oder silbergrauen Felsblöcken, manchmal fast

pilzförmig, die kunterbunt übereinander gestapelt sind und im Sonnenlicht glänzen, als wären sie gerade erst nass geworden; aus der Ferne könnte man diese Ansammlungen leicht für Burgruinen halten. Die Spalten und Höhlen in ihnen sind prächtige Behausungen, wahre Festungen für Löwen.

Den fabelhaften Wildreichtum der Serengeti verdankt sie ihrem unberührten Zustand bis heute der Tatsache, dass sie weit entfernt von allen Siedlungen liegt, fernab der Eisenbahn, es führt keine Straße dorthin, und der Zugang ist alles andere als einfach. Die Tore der Außenwelt schließen sich hinter dem Jäger, der so weit kommt. Der nächste Außenposten der Zivilisation ist Arusha, etwa 300 Meilen entfernt. Das ist der nächste Ort, um Benzin zu bekommen, dort gibt es den nächsten Arzt, das nächste Postamt – und das mit einer Post nur zweimal pro Woche aus Nairobi. Wenn der Jäger also kein Flugzeug hat, was leider in letzter Zeit in Mode zu kommen beginnt, kann er den Gedanken an Zeitungen aufgeben. Tatsächlich hörte ich hier von einem verrückten Amerikaner, der jeden Morgen sein Flugzeug schickte, um eine Zeitung zu holen. Er konnte ohne sie nicht einschlafen.

Wenn ich in dieser Angelegenheit etwas zu sagen hätte, würde ich nicht nur Flugzeuge, sondern auch Autos verbieten und jeden, der hier jagen will, seine 300 Meilen zu Fuß gehen lassen. Jeden, außer mir natürlich.

Übrigens heißt es, die Engländer wollten bald jegliche Jagd in der Serengeti-Ebene verbieten, um das fortgesetzte wahre und paradiesische Dasein des Wildes zu gewährleisten. Die Löwen müssen vor den Flugzeugen geschützt werden.



Where we found the Bongo's Spoor

Mich selbst hat, abgesehen von dem Wunsch, die Serengeti zu sehen, von der ich nur gehört hatte, ein Ziel hierher geführt: Löwen zu fotografieren. Ich wollte schon lange einen Feldzug der Fotografie – unter Ausschluss des Gewehrs – gegen den König der Tiere führen. Denn in meinen Augen ist ein gelungenes Bild eines Löwen zehn mottenzerfressene Löwenfelle wert. Zum einen kann man mit einer Kamera nur aus einer

sehr begrenzten Entfernung „jagen“, da sie nicht so weit reicht wie ein Gewehr; die erste Bedingung für ein gelungenes Bild ist also das wirkliche Heranpirschen an die Tiere. Und wenn man die verschiedenen Bedingungen für ein gelungenes Bild berücksichtigt – Licht, Position der Tiere, Hintergrund und Umgebung –, so lässt sich nicht bestreiten, dass das Fotografieren viel mehr Arbeit und unendlich viel mehr Geduld erfordert als das Schießen. Ich schieße sehr gerne und bin ein bekanntermaßen ungeduldiger Mann; deshalb bin ich so eifrig bei der Sache als Fotograf.

Ich habe hier drei unvergessliche Wochen verbracht und würde gerne länger bleiben, wenn mein Benzin nicht zur Neige ginge. Obwohl einer meiner zwei Lastwagen mit nichts als Benzinkanistern beladen ist und selbst auf dem anderen so viel Benzin ist, dass sich nicht mehr als vier Eingeborene daneben quetschen können, wobei sie sich nicht über eine üppige Unterbringung beklagen können; Ölsardinen in der Dose müssen es besser haben.

Da ich wegen des erwähnten Benzinmangels morgen früh von hier aufbrechen muss, werde ich diesen Nachmittag dazu verwenden, die Erfahrungen zusammenzufassen, die ich während meiner drei Wochen Löwenfotografie gesammelt habe.

Zunächst muss ich meinen Leser bitten, sich für einen Moment mit beiden Händen festzuhalten, denn ich werde ihm eine starke Geschichte erzählen, und ich warne ihn im Voraus, dass es nicht leicht sein wird, mir zu glauben.

In drei Wochen in der Serengeti-Ebene habe ich 124, in Worten: einhundertvierundzwanzig Löwen gesehen.

Es wäre natürlich falsch, sich vorzustellen, dass alle 124 solche dickmähnigen, herrschaftlichen Tiere waren, wie man sie in zoologischen Gärten findet. Ich habe insgesamt nur zehn gut gemähnte Löwen gesehen. Der Rest lässt sich wie folgt klassifizieren: sieben jungmännliche Tiere mit kleiner Mähne, einundsiebzig Löwinnen und Halbwüchsige, sechsunddreißig Jungtiere verschiedener Größe. Unter den Jungen waren einige kaum so groß wie Hauskatzen, aber trotz alledem echte Löwen.

Ich muss gestehen: Hätte ich sie nicht mit eigenen Augen gesehen, ich hätte den in Nairobi umlaufenden Berichten über die enorme Löwenpopulation hier keinen Glauben geschenkt. Der afrikanische Jäger hat viel mehr Grund zur Übertreibung als der heimische. Ich muss zudem erwähnen, dass diese in meinen drei Wochen gezählten Löwen unbestreitbar allesamt verschiedene Tiere waren; das heißt, ich habe keine Löwen mitgezählt, die ich an einem vorangegangenen Tag gesehen hatte, was zudem praktisch unmöglich gewesen wäre, da wir fast jeden Tag in einen neuen Bezirk umzogen und Löwen, wenn sie nicht gestört werden und genug zu fressen haben, dort bleiben, wo sie sind.

Heave !

Das größte Rudel sah ich am 31. Januar. Zweiunddreißig Löwen zusammen. Ich habe noch nie von einem so großen Löwenrudel gehört. Es war nur ein einziger gelbmähniger Kater unter ihnen; zwölf Löwinnen und neunzehn verschiedene andere bildeten den Rest. Dieses Rudel bestand wahrscheinlich aus den zusammengeführten Familien von sechs oder sieben Löwinnen. Sie machten einen solchen Lärm und ständigen Streit, dass ich erstaunt war, dass der hochmütige, schwer gemähnte alte Herr sie bei sich duldete. Der alte Kerl stand sehr unter dem Pantoffel, und ich werde später noch mehr über ihn zu sagen haben.

Die maximale Anzahl an Löwen, die an einem Tag gesichtet wurden, war drei Tage danach, am 3. Februar, als ich insgesamt achtundvierzig sah. Von diesen zählte ich jedoch nur sechzehn zur Gesamtsumme, da zweiunddreißig zu dem Familientreffen gehörten, das ich zuvor gesehen hatte.

Ich fand nur einen einsamen mähnigen Kater. Einmal sah ich zwei prächtige mähnige Löwen zusammen und – ebenfalls nur einmal – zwei prächtige mähnige Löwen und eine Löwin zusammen. Sie muss ein besonders bevorzugtes Weibchen gewesen sein.

Von den 124 Löwen gelang es mir, siebenundsechzig zu fotografieren. Insgesamt machte ich 250 Aufnahmen mit drei verschiedenen Kameras und mit unterschiedlichem, mal mäßigem Erfolg.

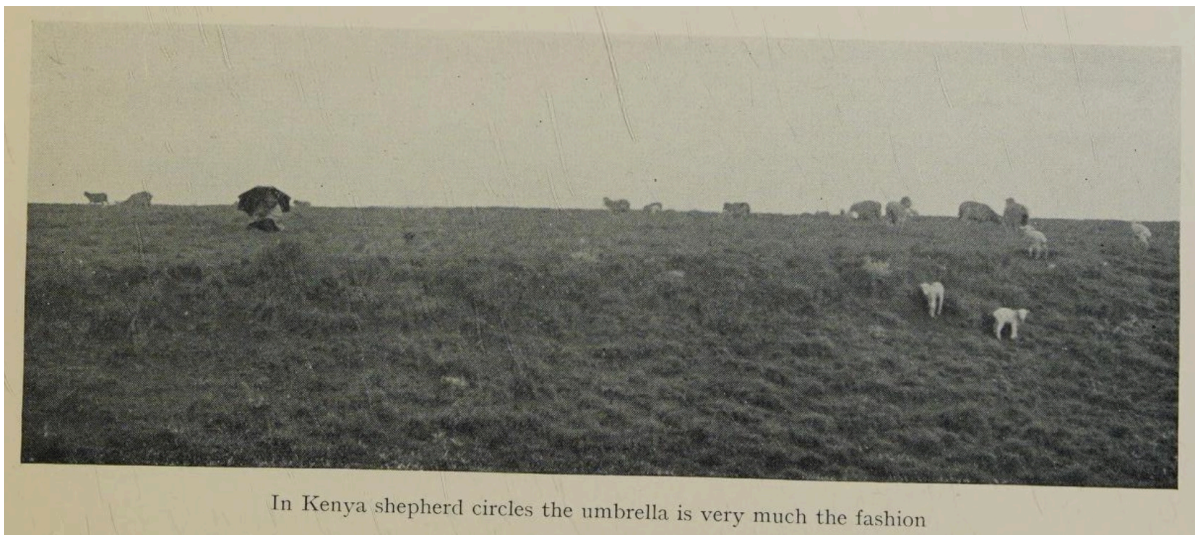
Für einen Nichtjäger werden diese statistischen Daten wahrscheinlich langweilig sein, aber er kann zumindest die Beruhigung daraus ziehen, dass kein Grund zur Sorge besteht: Es gibt immer noch Löwen in Afrika.

Die verschiedenen Arten, in fotografische Reichweite von Löwen zu kommen, arbeitete ich mit meinem Freund Captain Murray-Smith aus, der alles weiß, was es über die Serengeti zu wissen gibt, und der immer mit schussbereitem Gewehr hinter mir stand, während ich arbeitete. Im Vertrauen auf den Schutz durch seine außergewöhnliche Ruhe, Erfahrung und Treffsicherheit konnte ich tatsächlich einen neuen Film in meine Kamera einlegen, wenn ich nur zehn oder fünfzehn Schritte von den ahnungslosen Löwen entfernt war. Falls nötig, würde er seine Kugeln an der richtigen Stelle platzieren! Während unseres gesamten dreiwöchigen Besuchs mussten wir nur ein einziges Mal auf einen Löwen schießen. Ich erlegte einen großen mähnigen Kater, vielleicht den schönsten der zehn, der sich leider nicht von mir fotografieren lassen wollte.

Jeden Tag vor Sonnenaufgang nahmen wir unsere Position auf einer der erwähnten Felsfestungen ein und versuchten von dort aus, die Löwen zu lokalisieren. Wenn es das

Licht erlaubte, vergewisserten wir uns mit unseren Feldstechern genau, wo die Löwen waren, wie viele es waren, was sie taten und welche Möglichkeiten bestanden, nah an sie heranzukommen.

Lagen sie an einer günstigen Stelle und konnte man sich ihnen nähern, ohne dass sie uns sahen, pirschten wir uns zu Fuß an sie heran. Gab es dazu keine Möglichkeit, griffen wir darauf zurück, ein Zebra, das am Vortag geschossen und in der Nähe versteckt worden war, an unseren Lastwagen zu hängen. Wir banden den Köder an ein langes Seil, das hinter dem Lastwagen herlief, und begannen dann, große Kreise von etwa drei- oder vierhundert Metern Radius um die Löwen zu ziehen. Sobald sie den Lastwagen sahen, spitzten sie gewöhnlich die Ohren und duckten sich nieder, um abzuwarten, was passieren würde. Wenn wir direkt auf sie zusteuerten, machten sie sich davon, lange bevor sie in Reichweite waren. Manchmal warteten sie, bis wir in Foto-Reichweite waren, machten keinen Fluchtversuch und nahmen sogar aggressive Haltungen ein, wobei sie mit wütendem Knurren und gelegentlichen Scheinangriffen versuchten, das unbekannte Ungeheuer, das auf sie zukam, zu verscheuchen. Wenn sie dann sahen, dass das Ungeheuer keine Angst hatte, überlegten sie es sich anders und nahmen Reißaus.



In Kenya shepherd circles the umbrella is very much the fashion

Der Lastwagen eignete sich am besten, um sich halbwüchsigen Löwen zu nähern, die ihre Mütter bereits verlassen hatten. Diese hielten das Auto offensichtlich für ein Nashorn oder ein anderes unbekanntes Tier, das unter sie geraten war, und schenkten ihm keine Beachtung. Aber die alten Löwen, besonders die alten Kater, mochten den Benzingeruch nicht. Der Lastwagen war für sie aus der Nähe uninteressant, und sie zogen ab, sobald sie ihn sahen.

Wenn es uns gelang, ein- oder zweimal mit dem hinterhergezogenen Zebra um sie herumzukreisen, und wenn wir sahen, dass die Aufmerksamkeit der Löwen auf diesen Köder gelenkt worden war, schnitten wir das Seil durch und fuhren schnell weg. Wir zogen uns mit dem ganzen Lastwagen hinter den nächsten Felshügel, in die nächste Rinne oder in den Schutz der nächsten Bäume zurück und beobachteten dann, auf einen Baum kletternd oder auf einen Felsen steigend, die Löwen genau. Wir achteteten natürlich immer darauf, das Seil an einer Stelle durchzuschneiden, an der der Köder irgendwo in der Nähe einer günstigen Senke, eines Hügels, eines Dickichts, eines Ameisenhaufens oder einer anderen Deckung liegen sollte, damit wir uns im Notfall dahinter anpirschen konnten.

Der Erfolg hing dann davon ab, ob wir hungrige oder satte Löwen erwischt hatten. Satte Löwen gähnten nur und machten keine Anstalten, das kostenlose Zebra zu untersuchen, das wir ihnen präsentiert hatten. Aber die Hungrigen begannen die Ohren zu spitzen und

in Richtung des Zebras zu schnuppern, sobald wir verschwunden waren, wedelten mit dem Schwanz und leckten sich die Lefzen, und dann standen sie auf und nahmen unsere Einladung an.

War die Stelle günstig, bereiteten wir ein „Versteck“ aus Blättern und Dornbüschen vor und warteten darin mit unseren Kameras, die auf den zehn oder zwanzig Schritte entfernten Köder eingestellt und fokussiert waren. Das Warten in dieser Art von Versteck erforderte viel Geduld und oft vergebliches Erwarten; aber es lohnt sich, denn wenn die Löwen kommen, ist das Fotografieren einfach.

Beim Anlocken der Löwen zu unserem Köder waren die Geier unschätzbare Verbündete. Wie jeder weiß, entdecken diese geflügelten Aasfresser jeden solchen Leckerbissen sofort und erscheinen innerhalb von Minuten, wie Fallschirme aus unbekannten Höhen herabschwebend, um den Kadaver ohne jede Einladung zu verschlingen. Und die Löwen beobachten das Verhalten der Geier immer mit größter Aufmerksamkeit. Der Geier ist der Wegweiser des Löwen. Immer wieder hatte ich die Gelegenheit zu beobachten, wie die Löwen ihnen folgten, ab und zu aufblickten und die Richtung der Vögel markierten, um sicherzugehen, dass sie in die richtige Richtung steuerten.

Bis die Löwen am Schauplatz eintreffen, hat sich gewöhnlich eine große Ansammlung von Geiern eingefunden, die sich über den Köder streiten und flattern und hastig so viel verschlingen, wie sie können, bevor die Raubtiere ankommen.

Die Löwen, die ich beobachtete, näherten sich dem Köder gewöhnlich vorsichtig, aber wenn sie acht oder zehn Schritte davon entfernt waren, warfen sie plötzlich die Schwänze hoch und stürzten sich mit ein paar blitzschnellen Sprüngen unter wildem Knurren in das Gewühl der Geier. Die Vögel suchten als krächzende, rempelnde Federmasse das Weite.

Fording the River

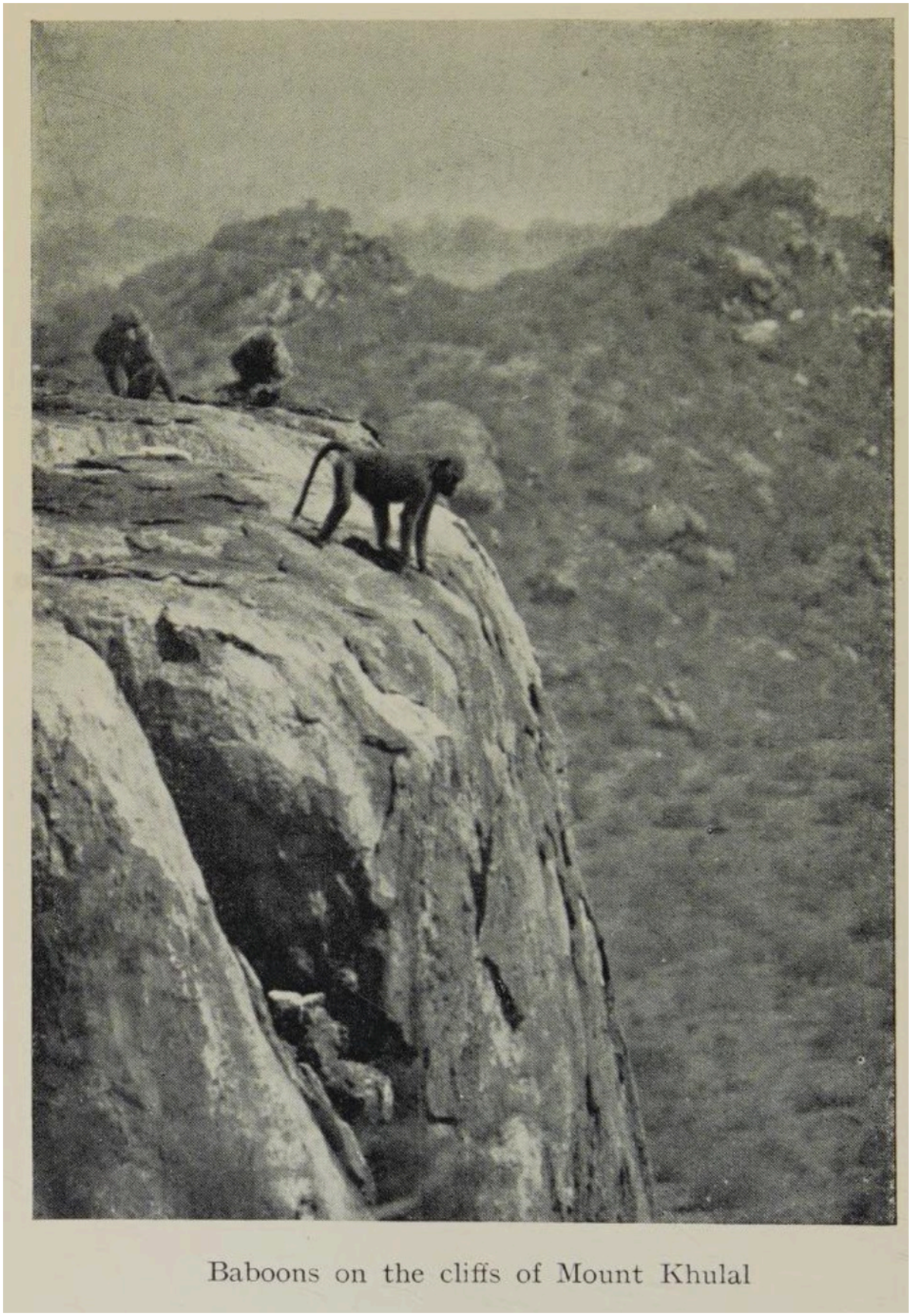
Hatte der Löwe Besitz ergriffen, blieb er gewöhnlich mit sanftem Schnurren und über den Rücken geringeltem Schwanz über dem Kadaver stehen und kauerte sich erst nach ein oder zwei Augenblicken zum Fressen nieder. Lag der Köder sehr im Offenen, versuchte er zuerst, ihn an einen weniger exponierten Ort zu schleppen, da er seine Mahlzeiten nicht gerne vor aller Augen einnimmt. Ist er nicht in der Lage, den Kadaver zu tragen – und eine Löwin allein kommt mit einem 350 Pfund schweren Zebra nicht weit –, dann ist er gezwungen, sich auf der Stelle darüber herzumachen. Ich habe gesehen, wie ein Löwenkater ein Zebra, das erheblich schwerer war als er selbst, am Nacken packte und es zu einem hundert Meter entfernten Busch schleppte. Er tat dies rückwärtsgehend und schleifte das schwere Zebra, das drei starke Männer kaum bewegen, geschweige denn hundert Meter am Stück tragen könnten. Leider gelang es mir nicht, diesen seltenen Anblick zu fotografieren, da ich zu weit entfernt war.

Drei ausgewachsene Löwinnen, buchstäblich Schulter an Schulter, tun sich zusammen, um ein Zebra leicht genug wegzutragen. Das habe ich zweimal gesehen. Ein starker Löwenkater schleppte eine Kuhantilope scheinbar ohne Anstrengung weg. Er packte die Antilope an der Kehle, stellte sich aber zuerst rittlings darüber und trug sie zwischen seinen beiden Vorderbeinen weg, als ob er sie reiten würde. Praktisch alles, was von der Antilope zu sehen war, war der Kopf, der aus dem Maul des Löwen hing, während der größte Teil ihres Körpers unter dem Bauch des Löwen auf dem Boden lag. Mit dieser Last konnte das Tier teils in langen Schritten und teils im langsamen Trott vorankommen.

Ich muss noch eine andere seltsame und manchmal effektive Art erwähnen, sich Löwen mit dem Auto zu nähern. Fanden wir ein breites, sanft abfallendes Tal oder eine Senke mit einem mindestens drei- oder vierhundert Meter langen Hang, wandten wir folgendes Verfahren an: Wir stellten

den Köder ganz unten im Tal aus und ließen den Lastwagen ganz oben stehen, so weit wie möglich vom Köder entfernt und mit dem Heck zu ihm gewandt. Wenn Sonnenlicht auf einer Autolampe oder auf der Windschutzscheibe aufblitzt, sind die Löwen zutiefst verstört; das Aufblitzen von Glas ist für sie etwas völlig Außergewöhnliches, und sie sind wie auf Knopfdruck verschwunden. Deshalb pflegten wir Lumpen über die glänzenden Teile des Autos zu binden oder sie mit Blättern abzuschirmen. Wenn die Löwen zum Köder unten im Tal gekommen waren, ließen wir den Lastwagen durch sein eigenes Gewicht rückwärts vom Gipfel des Hangs auf sie zu gleiten, ohne den Motor zu benutzen. Natürlich sehr, sehr langsam. Wir durften ihn nicht nach eigenem Gutdünken rollen lassen, sondern bewegten uns jeweils höchstens zwei oder drei Meter näher und traten in dem Moment auf die Bremse, in dem die Löwen aufblickten. Dann warteten wir, bis ihre Aufmerksamkeit wieder dem Köder galt.

Mit dieser Methode erzielten wir gute Ergebnisse. Zweimal bemerkten die Löwen den geräuschlos und allmählich herannahenden Lastwagen überhaupt nicht. Offenbar bemerkten sie nicht einmal, dass er näher kam. Ich lag flach auf dem Bauch auf dem Boden des Lastwagens und fotografierte durch ein Schlupfloch in dessen Rückwand. Als ich fertig war, ließ mein Begleiter am Steuer den Motor an und fuhr mit voller Geschwindigkeit davon. Diese Löwen stoben auseinander wie Geflügel beim herabstoßenden Habicht, förmlich erstickend vor Überraschung, und blieben dann da und starrten uns dumm hinterher, völlig unfähig zu begreifen, warum dieser große Koloss, der stundenlang leblos an einer Stelle gestanden hatte, plötzlich vom Teufel besessen sein sollte. Die armen Dinger waren so



Baboons on the cliffs of Mount Khulal

144

sehr erschrocken, dass sie völlig vergaßen, dass sie eigentlich hätten wütend sein können.

Wir versteckten den Lastwagen hinter einem Hügel, kletterten hinauf und blickten von dort aus zurück zu den Löwen, die nun etwa dreihundert Meter entfernt waren. Sie sahen sich immer noch völlig fassungslos an. Und als es ihnen offensichtlich nicht gelungen war, das Phänomen zu erklären, legten sie sich wieder beim Köder nieder und machten sich erneut an die Arbeit.

Die Leute im Auto müssen vor allem darauf achten, absolut still zu sein und sich nicht zu bewegen. Die kleinste unvorsichtige Bewegung und das leiseste Wort verraten die Anwesenheit eines Menschen, und in dem Moment, in dem ein Löwe einen Menschen im Schutz dieses unbekannten Ungeheuers entdeckt, kehrt er um und ist verschwunden.

Nun werde ich an mein Tagebuch übergeben und wörtlich einige der bemerkenswerteren Vorfälle daraus übertragen. Der folgende Auszug befasst sich mit dem bereits erwähnten größten Löwenrudel, zweiunddreißig an der Zahl.

Pantoffelheld.

Als wir sie entdeckten, lag die ganze Gesellschaft an einem Platz, der kaum größer als ein Tennisplatz war, im Schatten einiger Bäume. Nur das Familienoberhaupt, der einzige mähnige Löwe in der Sammlung, ruhte allein unter einem Baum abseits vom Rest.

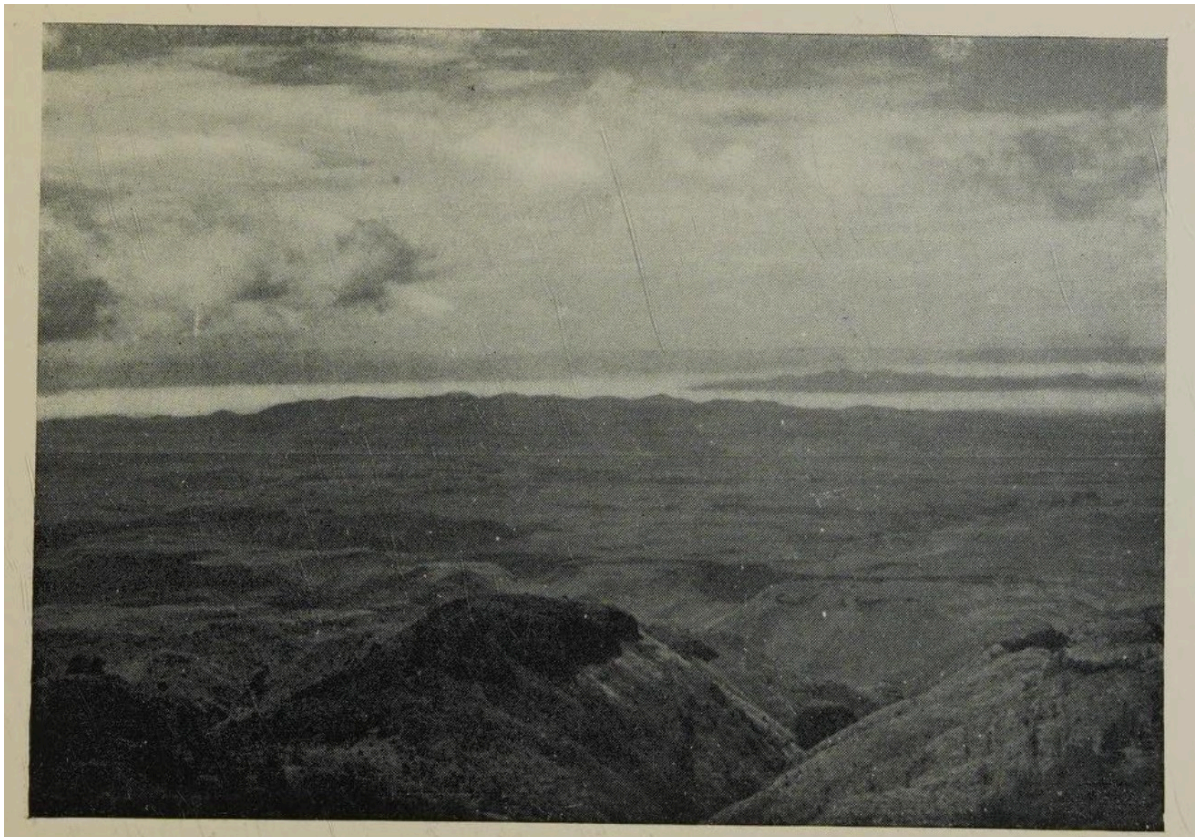
Wir legten den Antilopenköder, den wir im Auto dabei hatten, etwa vierhundert Meter von den Löwen entfernt an einem tiefen Wasserlauf aus, der ein bequemes Versteck bot, fuhren ein gutes Stück weg, verließen dann den Lastwagen und krochen entlang des gewundenen Wasserlaufs nahe an den Köder zurück.

Unsere unwissentlichen Verbündeten, die Geier, ließen uns nicht im Stich. Sie hatten uns aus irgendeiner unsichtbaren Höhe beobachtet und sorgfältig darauf gewartet, wann ihre Reihe kommen würde. Sie wussten aus Erfahrung, dass Mensch, Schlachten und ein blutiges Festmahl Hand in Hand gehen.

Sie behielten auch recht. Die gierigsten von ihnen, zwei oder drei struppig gefiederte, kahlköpfige Leichenbestatter, hatten sich bereits neben dem Kadaver niedergelassen. Sie humpelten misstrauisch um die Überreste herum, streckten ihre kahlen Hälse aus und ermutigten einander weiterzugehen, aber keiner von ihnen wagte es, sich an die Arbeit zu machen. Eine Schar ihrer Gefährten kreiste in verschiedenen Höhen mit unbeweglichen Schwingen über dem Ort. Die niedrigsten hätte ich mit einem Stein treffen können, aber die höchsten waren winzige, undefinierbare Nadelstiche am Himmel.

Immer mehr Neuankömmlinge segelten von allen Seiten heran, hoch und tief, als gäbe es einen Magnetstein des Appetits im Kadaver, der die gesamte Geierwelt in die Serengeti-Ebene rief. Es nahm kein Ende mit ihnen, alle begannen wie Planeten um ihren Magnetpol zu kreisen.

Das reichte den Löwen. Wie unsere Feldstecher uns zeigten, spitzten sie beim ersten Erscheinen der Geier die Ohren, spähten hier und da in den Himmel, standen in ein oder zwei Fällen auf und kamen unter ihren Bäumen hervor, um besser beobachten zu können, welche Richtung die Vögel einschlugen. Eine junge Löwin hockte sich sogar auf einen nahen Ameisenhaufen und beobachtete von dort aus das Treiben der Geier.



Lake Rudolph from the top of Mount Khulal

146

Löwen und eine Kamera

Und sobald einer der um den Kadaver herumstaksenden Vögel Mut fasste und zu den aufgeblähten Überresten der Antilope hupfte, brachen die Löwen auf!

Es war, als hätten sie auf ein Signal der Geier gewartet. „Das Essen ist serviert.“ Auf ging es zum Bankett.

Sie eilten nicht. Sie kamen sehr herrschaftlich, mit langsamen, weichen, vorsichtigen Schritten. Zuerst kam eine alte Löwin und nach ihr, im Gänsemarsch, acht plumpe kleine Junge, etwa von der Größe von Foxterriern. Man muss es für äußerst wichtig gehalten haben, dass sie sich satt essen sollten, deshalb kamen sie zuerst.

Die führende Löwin kam näher, wedelte mit dem Schwanz und sah aus wie ein großer gelber Wachhund, der seine Welpen spazieren führt. Hinter ihr waren noch ein oder zwei weitere Löwinnen und einige halbwüchsige Junge bei ihnen; die Ältesten von ihnen rührten sich zusammen mit dem alten, mähnigen Großvater nicht.

Ich hatte alle drei Kameras auf den Köder fokussiert und hielt in jeder Hand ein Auslösekabel; mein Begleiter war neben mir, das Gewehr im Anschlag, und hinter ihm mein Träger, der mein eigenes Gewehr umklammerte. So erwarteten wir, flach im Gras liegend, die Entwicklungen.

Die Löwen waren etwa zweihundert Meter entfernt, und die Geier hatten ihr Kommen noch nicht bemerkt. Mehrere Vögel rissen bereits an den Augen des Tieres herum, die anderen ließen sich, ermutigt durch deren Wagemut, auf den Kadaver nieder, und das übliche furchtbare Gezänk begann.

Das war alles, was die alte Löwin brauchte. Sie hob den Kopf und begann zu trotten, ihre Jungen rollten hinter ihr her, immer noch im Gänsemarsch. Hinter ihnen kamen zwei andere Löwinnen mit acht oder zehn Halbwüchsigen.

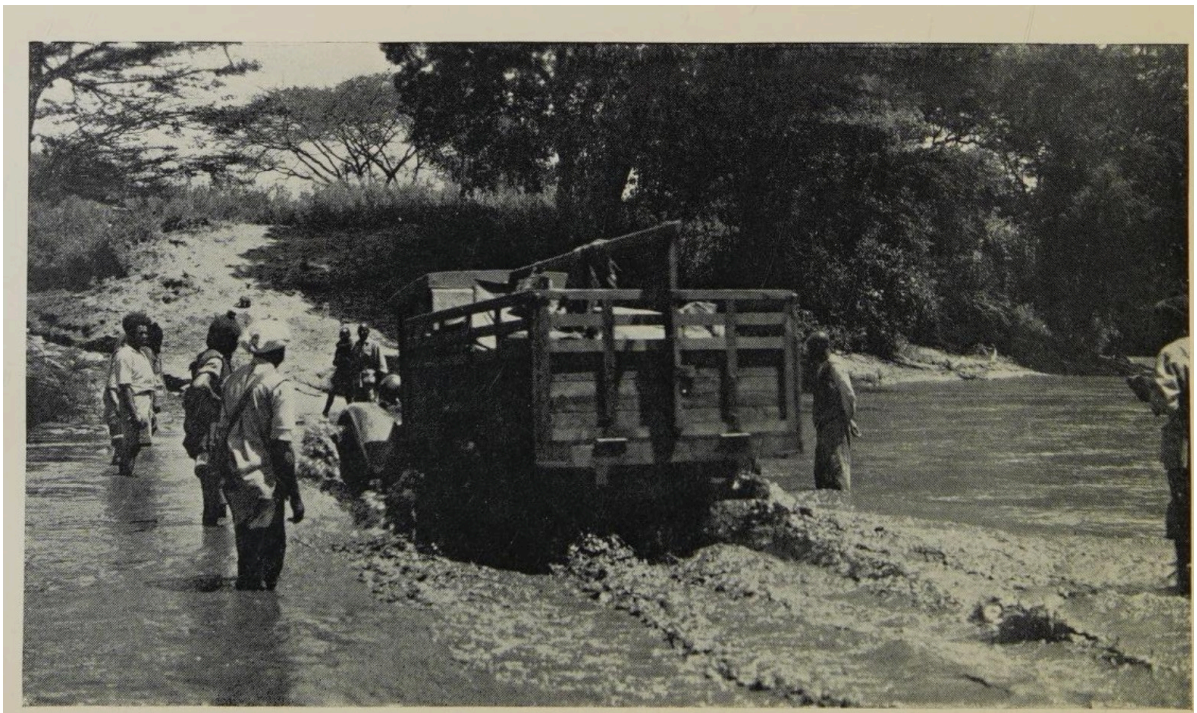
Die Geier hatten sich so sehr in ihre Zänkereien verstrickt, dass die Ankunft der Löwen sie völlig überraschte. Als die führende Löwin zehn Schritte von ihnen entfernt war, duckte sie sich plötzlich, streckte den Schwanz steil in die Luft und schoss dann mit einem tiefen Knurren wie ein Pfeil mitten unter die Geier, die kreischend, flatternd und in ihrer Hast gegeneinander prallend in alle Richtungen stoben.

Die Löwin stand, immer noch knurrend, breitbeinig über ihrer Beute, den Schwanz über den Rücken gekrümmt, und wartete so auf ihre sich ansammelnden Jungen.

Aber da waren ja noch die anderen zwei Mütter und ihre Familien! In einem Augenblick war das Gewimmel der Geier durch eine zänkische, sich windende Masse von knurrenden, schnappenden, schäumenden und blutmäuligen Löwen ersetzt worden.

Genau in diesem Moment kippte meine beste Kamera um. Ich wagte nicht mich zu bewegen und es gelang mir nie wieder, sie aufzustellen.

Die drei Löwinnen versuchten sich gegenseitig zu vertreiben, da jede das Futter für ihre Jungen sichern wollte. Sie selbst fraßen anfangs nicht, sondern stießen nur die Jungen der anderen aus dem Weg. Da war all das Schnappen, Knurren und Fauchen wie im Löwenhaus im Zoo zur Fütterungszeit, nur viel lauter, denn in diesem Fall zankten sich fünfundzwanzig Löwen um ein Stück Fleisch!



The Road to Tanganyika

Durch das heisere, kehlige Knurren der Mütter und der erwachsenen Jungen drang das dünne, hohe Quieken der Kleinen. Sie hatten den Geist der Sache voll und ganz erfasst und bissen und schlugen sich gegenseitig und zogen sich an den Schwänzen, dass es eine Freude war zuzusehen.

Dann verteilten sie sich. Jede Mutter riss sich ein ordentliches Bein oder eine Seite vom Riss ab und trug es zum Wohle ihrer eigenen Familie davon. Die drei verschiedenen

Bruten blieben daher unter sich zankend zurück, und im Vergleich zu dem, was zuvor abgelaufen war, verlief die Fütterung nun friedlich genug. Eine gute Anzahl der Möchtegern-Schlemmer bekam immer noch nichts; denn eine Antilope für fünfundzwanzig Löwen ist etwa das, was ein Huhn für fünfundzwanzig Männer wäre.

Die drei Mütter fraßen immer noch nicht, sondern überwachten das ungestörte Fressen ihrer Jungen. Obwohl sie, die armen Dinger, wahrscheinlich genauso hungrig waren, es aber für besser hielten, einen leeren Bauch zu haben, als dass ihre tägliche Ruhe durch das ständige Geschrei hungriger Jungen gestört würde. Und in der Nacht, wenn die Kleinen in den Tiefen der Felshöhle schlafen würden, müssten sie wieder zur Jagd aufbrechen, damit das Frühstück für die Kinder auf der Schwelle der Höhle bereitstünde, wenn sie erwachten.

Sechs erwachsene Junge, alle gleich aussehend, trafen ein. Es müssen Geschwister gewesen sein. Der nicht beanspruchte Kopf der Antilope fiel ihnen zu. Es war nicht viel Fleisch daran, aber sie kauten darauf herum, bis der Schädel in ihren Zähnen knackte. Obwohl sie ihre Köpfe eng zusammensteckten, konnte man ihre Art zu fressen kaum brüderlich nennen; denn in dem Moment, in dem einer von ihnen mehr als seinen Anteil an den Knochen beanspruchte, fielen seine zwei Nachbarn über ihn her, und ein frischer

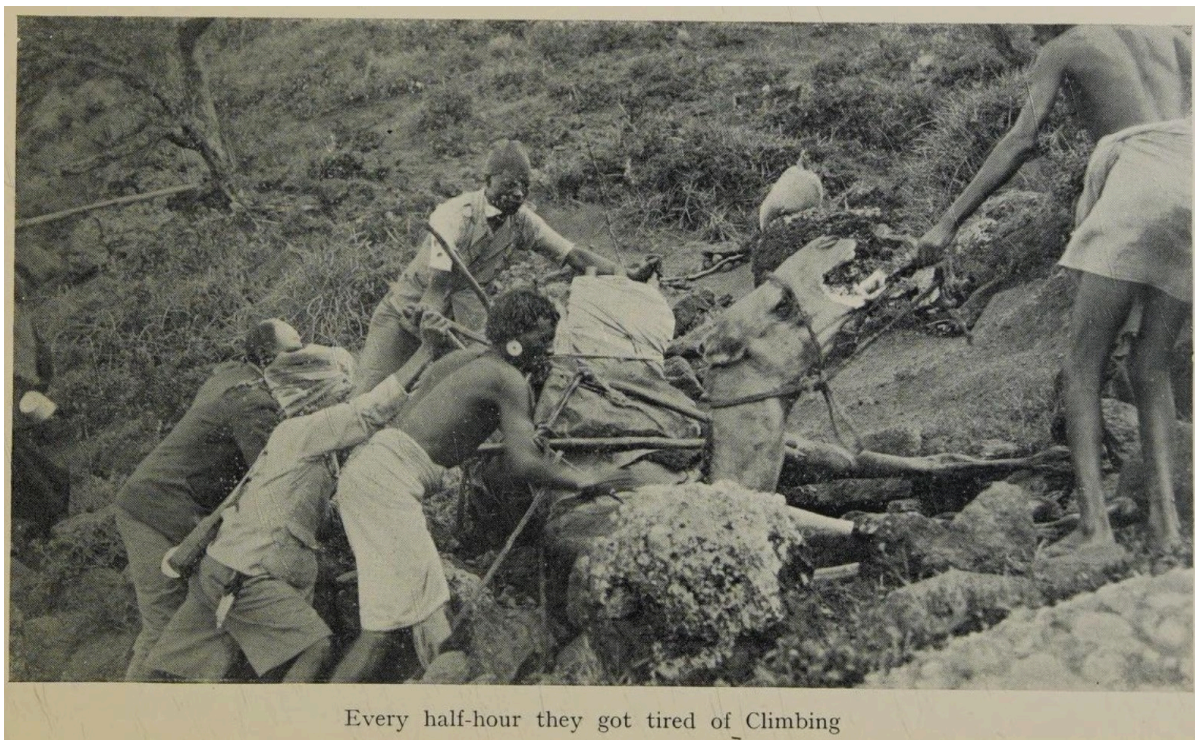
Ausbruch störte die zweifelhafte Harmonie ihrer Familienbeziehungen.

Zu diesem Zeitpunkt waren sie fast alle da, nur der alte Herr und die zwei Löwinnen bei ihm fehlten noch. Sie waren einen Teil des Weges gekommen, hatten sich aber wieder hingelegt, bevor sie ankamen. Sie waren offenbar nicht hungrig. Sie gähnten, dass man hätte meinen können, ihre Kiefer würden krachen. Sie mussten in der Nacht gut gefressen haben. Oder vielleicht warteten sie nur darauf, dass die jüngere Generation fertig wurde. In diesem Fall hatten sie eine falsche Taktik gewählt. Die anderen knackten bereits nichts als nackte Knochen.

Bis dahin hatte ich kaum Fotos gemacht, da ich auf den großen Löwen wartete und nicht wagte, einen Film zu wechseln, für den Fall, dass sie mich bemerken könnten.

Endlich! Der alte Herr stand auf, seine Muskeln spannten sich, und er dehnte sich gewaltig. Dann bewegte er sich schläfrig, widerwillig, grimmig, den zerfurchten Kopf tief gehalten, auf den Köder zu. Die zwei Löwinnen kamen nicht mit ihm, sondern blieben unter dem Baum; sie legten mehr Wert auf ihre Ruhe als auf das Knacken von Knochen.

Der alte Mann kam an. Ein prächtiges Tier. Seine dicke, zottige, gelblich-graue Mähne war ein zerzauster Rahmen für sein faltiges Antlitz, und seine langen Eckzähne blitzten weiß aus seinem klaffenden Maul, während er in der Hitze keuchte. Er schlich um die fressenden Gruppen herum und wich vorsichtig vor den schnappenden Drohungen der Löwenmütter gegen den Störer der Mahlzeit ihrer Jungen zurück, wobei seine halbgeschlossenen, bernsteinfarbenen Augen eine unendliche Gleichgültigkeit und Überlegenheit ausdrückten. Sein armer alter Kopf war sich seines nächtlichen Ausflugs, seiner gestörten Ruhe und vor allem der Sorgen, die eine Familie mit sechs Frauen und zwanzig Kindern mit sich bringt, schmerzlich bewusst. Die Miene unendlicher Langeweile, mit der er seine Familie betrachtete, das ungeheure, endlose Gähnen, das uns alle drei selbst aus dieser Entfernung zu verschlingen drohte und mit dem er das Knurren seines Harems beantwortete, und schließlich der klägliche, herzliche Seufzer, mit dem er in den Kreis seiner Familie driftete – all das war unmissverständlich. Klarer als jede Sprache sagten sie: „Ich frage euch, muss es wirklich so weit kommen...?“



Every half-hour they got tired of Climbing

Oh, wenn das arme alte Ding nur gewusst hätte....

Aber dann schickte er sich plötzlich an, ihnen zu zeigen, wer trotz allem der Herr im Haus war. Er stand auf, peitschte mit dem Schwanz, zeigte die Zähne, sträubte seine Mähne und stürmte, alle Rücksicht auf vaterliche Liebe und Zärtlichkeit beiseite lassend, mit einem gewaltigen Grunzen mitten in die Jungen hinein, dass sie wie Kegel in alle Richtungen flogen.

Dann hob er das Rückgrat der Antilope auf, schüttelte das klappernde Skelett gründlich durch und warf es voller Abscheu beiseite. Die anderen standen in einem Halbkreis herum und japsten vor Staunen über Papa, so überrascht, dass sie keinen Ton herausbringen konnten.

Abseits lag ein Stück der Eingeweide des Tieres, ein weißes, etwa zwei Meter langes Teil, das unberührt geblieben war. Der Löwe packte ein Ende davon und begann damit und mit dem Magen, der am anderen Ende hing, davonzulaufen, als sich mit plötzlichem Mut etwa acht Junge auf die Masse des Magens stürzten, während dieser am Boden entlangschleifte. Der alte Löwe wich zurück und zerrte an seinem Ende, und die Jungen ballten sich zusammen und zogen an ihrem Ende; keiner gab nach, und es entstand ein wahrhaft königliches Tauziehen. Man hätte schwören können, sie wüssten, dass sie fotografiert wurden. Und ich klickte natürlich meine Kameras eine nach der anderen ab.

Das Tauziehen dauerte mindestens drei Minuten, bevor sich die Löwinnen von ihrer Überraschung über Vaters erstaunlichen Ausbruch erholten. Dann kamen sie zur Besinnung. Eine von ihnen, eine gräuliche, räudige Furie, eine echte Schwiegermutter, sprang den zerrenden Kater mit einem solchen Knurren an, dass der arme Papa sofort den kleinen Rest Mut bereute, den er so widerwillig aufgebracht hatte. Ohne den geringsten Widerstand ließ er sein Ende des Seils los. „Schon gut, schon gut, ich gehe ja. Man muss mich doch nicht gleich so anfahren!“, sagte er mild, fast entschuldigend. Und wie klein und demütig er plötzlich geworden war! Dabei war er ein gewaltig genuges Tier, um zehn großmäulige Ehefrauen in Stücke zu reißen, wenn er sich getraut hätte.

Aber er hatte solche Gedanken längst aufgegeben. Er kehrte seinen zankenden Weibchen den Rücken, wanderte in den Schatten eines Dornbusches ab, und dort sank sein zottiger

Kopf in den Schlaf. Kein weiteres Wort brachte er hervor.

Sogar für einen sehr herrschaftlichen Löwen mit sechs Frauen hat das Leben seine Prüfungen.

Der alte Kerl schlief. Eine der wenigen Gelegenheiten, in denen er seinen Frieden hatte. Träumend von seinen Junggesellentagen....

Der Hasenjäger und die Baumkletterin.

Ich entdeckte drei Löwinnen, die anscheinend ziellos in völlig offenem Gelände mit kurzem Gras umherstreiften. Durch mein Fernglas konnte ich jede ihrer Bewegungen ganz deutlich sehen. Sie waren noch ziemlich weit weg, und ich fragte mich, wie ich sie in die Reichweite meiner Kamera bekommen könnte, als plötzlich vor einer der Löwinnen ein Hase aufsprang.

Die Löwin war hellwach, obwohl sie anscheinend sorglos und halb schlafend dahingetrottet war. Sie duckte sich blitzartig, schlug mit der rechten Tatze zu, schnell wie die Parade eines Fechters, und traf den rennenden Hasen sozusagen im Flug und wirbelte ihn leblos wie ein kleines Bündel Lumpen immer wieder herum.

Boran Camels

Die Genauigkeit und die erstaunliche Geschwindigkeit dieser blitzartigen Reflexbewegung waren furchteinflößend. Die Löwin hatte im Blinzeln eines Auges zugeschlagen, als wäre eine Feder in ihrem Inneren losgegangen.

Dann hob sie den Hasen auf – das Ebenbild einer Hauskatze mit einer Maus im Maul. Sie sah ihre Gefährten herankommen und nahm Reißaus. Die anderen beiden machten sich an die Verfolgung und bedrängten sie in einem katzenartigen Fangen-Spiel. Aber das

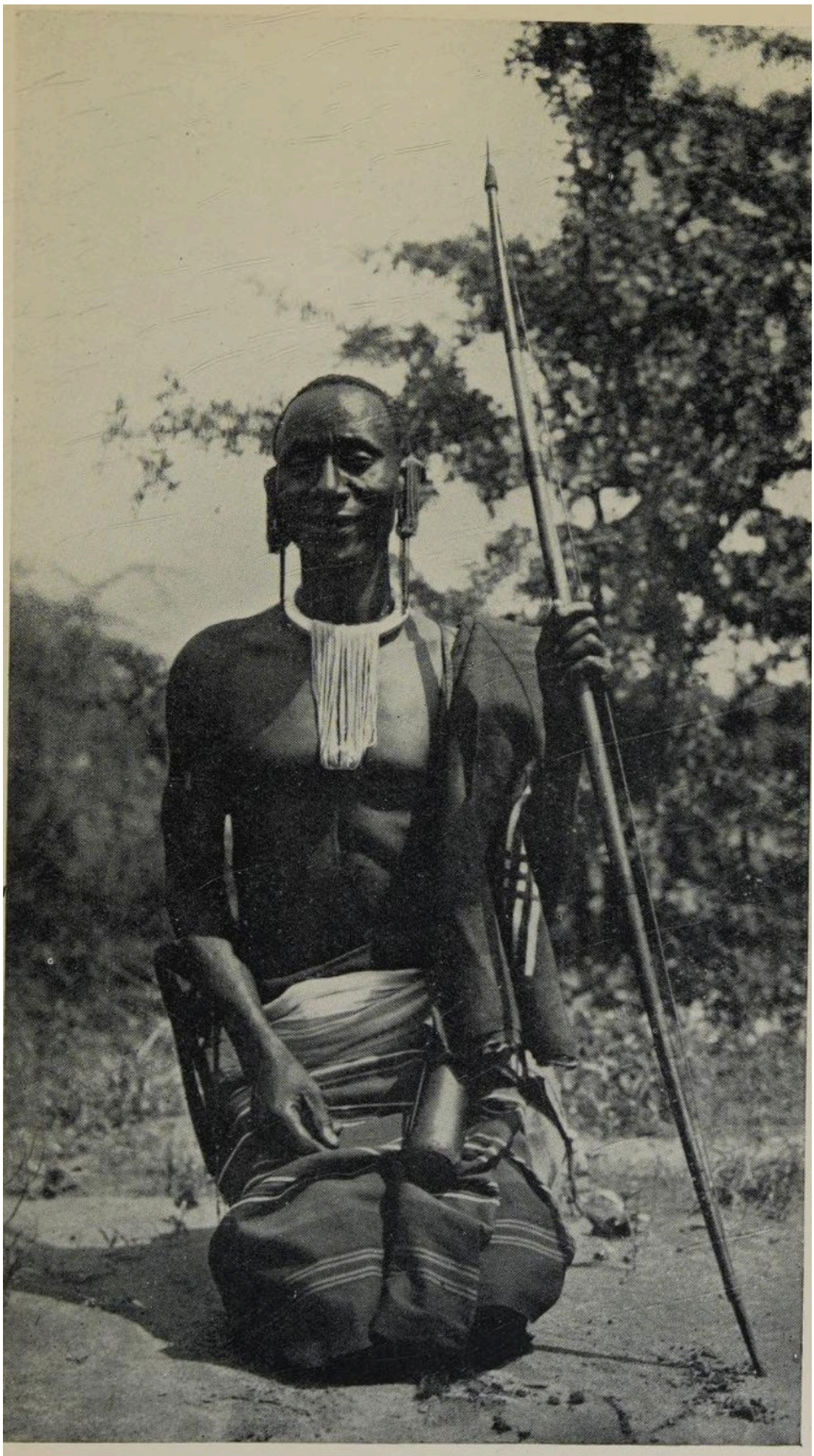
Band, das heißt der Hase, blieb immer noch im Maul des rechtmäßigen Besitzers. Die anderen beiden gaben auf, offensichtlich in der Erwägung, dass ein kleiner Hase, der kaum für einen Bissen reichte, keine weitere Jagd wert war. Sie setzten ihren Weg fort und ließen ihre Gefährtin mit dem Hasen zurück. Diese hatte es jedoch nicht eilig, ihre Beute zu verschlingen. Sie muss befürchtet haben, dass ihre Freunde sie erneut stören würden. Sie blieb stehen, wo sie war, mit dem Hasen im Maul, und wartete, bis die anderen weit vorausgetrottet waren. Dann verschlang sie ihre Beute mit ein paar Bissen und trottete ihren Kolleginnen hinterher.

Ich hätte nicht geglaubt, dass ein Löwe sich mit solch kleinem Getier abgeben würde. Man sagt jedoch, dass Löwen Mäuse und sogar Frösche fangen. Vor drei Jahren sah ich selbst einen in einer sumpfigen Wasserstelle im halb ausgetrockneten Bett des Mara-Flusses fischen.

Da die drei Löwinnen mich nicht bemerkt hatten, pirschte ich ihnen hinterher. Ich bereute es nicht, denn schon bald führten sie mich zu einer Versammlung von zwölf Löwen. Die ganze Gesellschaft befand sich im kühlen Schatten einiger Akazienbäume an einer äußerst günstigen Stelle: Ich konnte mich im Schutz eines großen Dornbusches bis auf Fotoentfernung heranschleichen. Es waren insgesamt fünfzehn von ihnen, denn die drei Fangen-Spieler lagen bei ihnen. Es waren junge, fast ausgewachsene Löwinnen, unter denen keine einzige alte zu sehen war. Von den meisten waren nur ihre Köpfe oder Ohrenspitzen über dem Gras zu sehen. Und eine von ihnen lag auf dem Rücken, alle vier Beine nach oben gereckt, im tiefsten Schlaf.

Ich schickte mich gerade an, einige Fotos zu machen, als ich das sechzehnte Mitglied des Picknicks entdeckte. Sie hatte sich einen höchst ungewöhnlichen Ruheplatz ausgesucht. Sie saß oben in der Gabelung einer Akazie, vier Meter über dem Boden, und schlief dort den Schlaf der Gerechten. Ihr Schwanz und ihre Hinterbeine baumelten zwischen den Zweigen herab, als wären sie und sie völlig leblos. Wie sie den glatten, astlosen Stamm hinaufgekommen war, ob durch Klettern oder durch einen gewaltigen Sprung, wüsste ich selbst gerne. Und warum? Das weiche Gras unten muss doch viel bequemer sein. Aber sie legte offenbar größeren Wert auf die Aussicht als auf ihre Bequemlichkeit.

Nachdem ich meine Bilder gemacht hatte, gelang es uns, uns wieder unbemerkt zurückzuziehen, ohne die Siesta der Gesellschaft zu stören. Ich eilte zurück ins Lager, um die kostbare Beute des Tages, mein Bild eines in einem Baum schlafenden Löwen, so schnell wie möglich in eine luftdichte Dose zu legen.



Mukula

Mein Löwenjagd-Begleiter.

Der letzte Tag. Wir brachen am Morgen auf, alles auf die Lastwagen gepackt, und verließen die Serengeti-Ebene. Als wir an einem der vertrauten Hügel vorbeikamen, von denen aus wir das Land ausgespäht hatten, konnte ich nicht widerstehen, noch ein letztes Mal von seinem Gipfel aus auf diese fabelhafte Wildregion zu blicken. Es hatten in der Nacht genug Löwen rings um uns herum gebrüllt, und ich könnte einen Abschiedsblick auf einen erhaschen.

Ich hatte mich nicht geirrt. Ziemlich weit entfernt – mindestens fünfhundert Meter – mitten in jenem grenzenlosen Grasland, in dem nicht der kleinste Busch Deckung bot, lag ein gewaltiger, einsamer, dunkelmähniger Löwe.

Nein, wir konnten ihn nicht unfotografiert lassen.

Einverstanden; aber zuerst mussten wir irgendwie in seine Nähe kommen. Und das Land um ihn herum war so flach wie ein Billardtisch, ohne einen Busch oder eine Rinne oder den kleinsten Hügel weit und breit. Wir hatten keinen Köder auf dem Lastwagen, und es wäre ohnehin kein Platz dafür gewesen, denn wir waren beladen wie ein Umzugswagen.

Dennoch, nur auf gut Glück. Wir liefen zurück zum Lastwagen und warfen den ganzen sorgfältig aufgeschichteten Berg von Paketen, die so mühsam festgebunden waren, herunter. Dann, im Schutz unseres Aussichtshügels, der den Lärm dämpfte, sausten wir im leeren Lastwagen in der entgegengesetzten Richtung vom Löwen weg davon. Wir suchten nach einem Köder in der Hoffnung, dass wir den Löwen mit einem Leckerbissen aus Fleisch dazu bewegen könnten, sich an eine günstigere Position zu begeben.

Zunächst war kein Tier zu sehen. Das passiert oft, obwohl sie zu Tausenden um einen herumstehen, wenn man sie nicht braucht.

Nach einer ziemlich langen Zeit tauchten drei Zebras auf. Aber sie ließen uns niemals in Reichweite kommen und stürmten immer davon, gerade wenn ich mich anschickte Maß zu nehmen. Schließlich gelang mir trotz der extrem ungünstigen Entfernung ein Schuss, der einem der Zebras nur ein Vorderbein unterhalb des Knies brach. Natürlich preschten alle drei davon, das verwundete voran, ohne zu bemerken, dass ihm ein Bein fehlte.

Davon stürmten sie ins Blaue hinein, oder sie wären es, wenn nicht ein unvorhersehbarer Zufall sie plötzlich die Richtung hätte ändern lassen. Sie schwenkten in einem großen Halbkreis aus und hielten direkt auf den sich sonnenden Löwen auf der anderen Seite unseres Aussichtshügels zu. Und sobald wir das sahen, wendeten wir und fuhren mit voller Geschwindigkeit zum Hügel.

Wir kamen an, sprangen heraus und rannten zum Gipfel – gerade rechtzeitig! Obwohl wir genau wussten, wo der Löwe lag, konnten wir ihn nicht sehen, denn er hatte sich offensichtlich geduckt, als er die Zebras kommen sah. Die Richtung, die sie einschlugen, würde sie ein wenig zur Seite führen, etwa zweihundert Meter vom Löwen entfernt. Die Sonne schien den galoppierenden Zebras direkt in die Augen, was wohl der Grund war, warum sie den Löwen nicht entdeckten. Ich keuchte von meinem Lauf und mein Fernglas war von meinem Schweiß verschwommen – Taschentuch raus – ein kurzes Wischen über die Linsen – das Glas wieder hoch – jetzt sind die Zebras auf gleicher Höhe mit dem Löwen... Ah! jetzt...

The Kudu Trophy

Nichts geschah. Sie waren am Löwen vorbei. Aber er musste dort sein, denn wir hatten nicht gesehen, dass er sich entfernt hätte.

Ah! Dort! Aufgesprungen und sich hinter die Zebras stürzend!

Er griff mit erstaunlicher Geschwindigkeit an, fast fliegend, und kam den Zebras mit jedem Sprung näher.... Und sie spurteten, legten sich ins Zeug wie ein Rennpferd unter der Peitsche, den Bauch am Boden, der Staub flog – sie rannten um ihr Leben!

Oh, jetzt fiel das unglückliche dreibeinige Tier zurück. Es rannte plötzlich als letztes, spurtete so gut es konnte, aber drei Beine waren nicht genug....

Der Löwe hatte die Situation erkannt und flog wie das unerbittliche Schicksal auf das dem Untergang geweihte Zebra zu....

Instinktiv griff ich nach meinem Gewehr, obwohl es zwecklos war, denn ich war fünf- oder sechshundert Meter entfernt und die Serengeti ist ein Wildschutzgebiet....

Gerade als ich mein Fernglas wieder an die Augen hob, erreichte der Löwe sein Opfer, obwohl die Verfolgungsjagd noch andauerte.

Jetzt!... Der Löwe erhob sich, warf sich mitten auf den Rücken des Zebras und beide überschlugen sich gemeinsam....

Eine Staubwolke.

Und als sich die Wolke senkte, lag das Zebra regungslos vor dem Löwen. Nur seine Hinterbeine zuckten noch ein- oder zweimal und wurden dann still....

Der Anblick rüttelte mich ganz außergewöhnlich auf. Ich fühlte mich verantwortlich. Ich hatte dieses unglückliche dreibeinige Zebra direkt in das Maul des Löwen getrieben. Wenn ich es nicht verwundet hätte, hätte sein Mörder es vielleicht niemals eingeholt. Obwohl ich selbst nichts weniger gewollt hatte, als es zu töten.

Und schließlich war nichts Besonderes passiert. Nur ein hungriger Löwe, der sein Abendessen fing!

Es war die verblüffende Schnelligkeit, mit der er das Zebra tötete. Eine Gewehrkugel hat niemals so schnell getötet. Der Löwe brach seinem Opfer das Genick, während er sprang, oder vielmehr, als sie zusammen hinfielen. Der Fall durch den Henker hätte es nicht sauberer machen können. Ich hatte mein Glas die ganze Zeit oben, aber da war keine Spur eines Kampfes oder Gerangels; das Ganze geschah mit einer so tödlichen Geschwindigkeit und Sicherheit wie ein Volltreffer mit einer Fliegenklatsche.

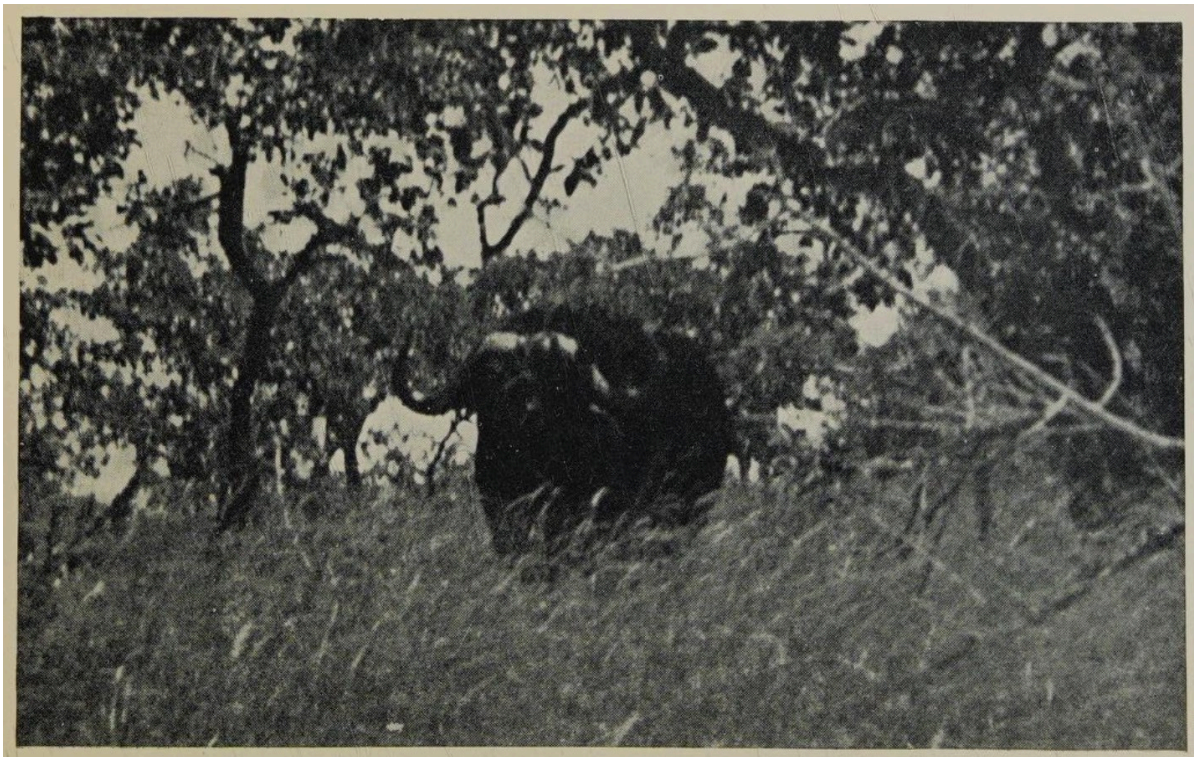
Der Löwe stand immer noch über dem toten Zebra und hatte es nicht eilig, sein Mahl zu beginnen. Er trottete sogar mehrere Schritte weg, legte sich hin und inspizierte von dort aus seine Beute. Vielleicht war er nicht hungrig und hatte das Zebra nur getötet, weil er den Geruch von Blut gewittert hatte.

Er stand schließlich auf, ging wieder zurück, packte sein Opfer an der Kehle und schüttelte es, als wollte er sich vergewissern, dass es wirklich tot war. Dann ließ er es los, hockte sich daneben und begann seine Mahlzeit.

Während wir den Beweis für seinen ausgezeichneten Appetit beobachteten, sprach plötzlich Tumbo, mein Träger:

„Da ist noch einer!“

Und tatsächlich tauchte aus dem flimmernden Hitzedunst über der Ebene die Gestalt eines weiteren Löwen auf. Ihm wandten wir unsere Ferngläser zu. Auch dies war ein einsames, mähniges Männchen, das stetig auf seinen Kollegen mit dem Zebra zutrottete. Von irgendwoher musste er den Riss gesehen haben und für eine kostenlose Mahlzeit herübergekommen sein. Wenn er sich jetzt satt essen konnte, konnte er die ganze Nacht ruhen und hätte nicht die Mühe des Jagens.



A solitary Buffalo leapt up before us

Wir begannen zu hoffen, dass wir Logenplätze bei einer feinen Show haben würden und dass der Zebrakiller sich mit seinem ungebetenen Gast streiten würde. Aber nichts dergleichen geschah. Der Neuankömmling hockte sich neben das Opfer und schloss sich friedlich dem Mahl an. Sie sagten kein Wort zueinander. Sie müssen alte Kumpel gewesen sein.

Oh, wenn ich nur mit meiner Kamera dort drüben wäre! Zwei so prächtige mähnige Löwen in einem Bild wären eine einzigartige fotografische Trophäe. Wir konnten sie jetzt nicht weglocken. An ein Näherkommen war mangels Deckung nicht zu denken. Was sollten wir tun?

Wir stiegen in den Lastwagen, rollten hinter unserem Hügel hervor und hielten mit gewaltigem Lärm direkt auf die Löwen zu.

Sie sahen uns, hörten auf zu fressen, setzten sich auf ihre Hinterbeine und starrten uns entgeistert an. Dann – die armen, einfältigen Seelen –, offensichtlich im Glauben, wir hätten sie noch nicht gesehen, duckten sie sich, bis sie fast unsichtbar waren. Sie versenkten sogar diese zottigen großen Köpfe im spannhohen Gras, bis sie nicht größer als ein paar Maulwurfshügel aussah.

Aber als sie sahen, dass wir direkt auf sie zuhielten, sprangen sie auf – wir müssen in dem Moment etwa zweihundert Meter entfernt gewesen sein –, gaben das Zebra auf und nahmen Reißaus. Wir fuhren zum Zebra – sie hatten erst am Hinterbein angefangen –, legten ein Seil um seinen Hals und banden das andere Ende des Seils am Lastwagen fest.

Der Rest verlief nach dem alten, bewährten Rezept. Wir schleppten das Zebra nahe an ein bequemes Versteck, ganz in der Nähe des Fußes unseres Aussichtshügels, und zogen uns selbst hinter eine Gruppe von Felsen zurück. Natürlich fuhren wir den Lastwagen zuerst weit in die Ferne.

Nach einer Stunde Wartezeit waren die zwei Löwen wieder vor uns und suchten nach ihrer beschlagnahmten Mahlzeit. Sie machten sich wieder an das Werk, was von jenem

furchtbaren Ungeheuer übrig gelassen worden war, das so plötzlich über sie hergefallen war. Und sie zerbrachen sich anscheinend niemals den Kopf mit der Frage, wie das leblose, halb verschlungene Zebra sich so weit hätte bewegen können.

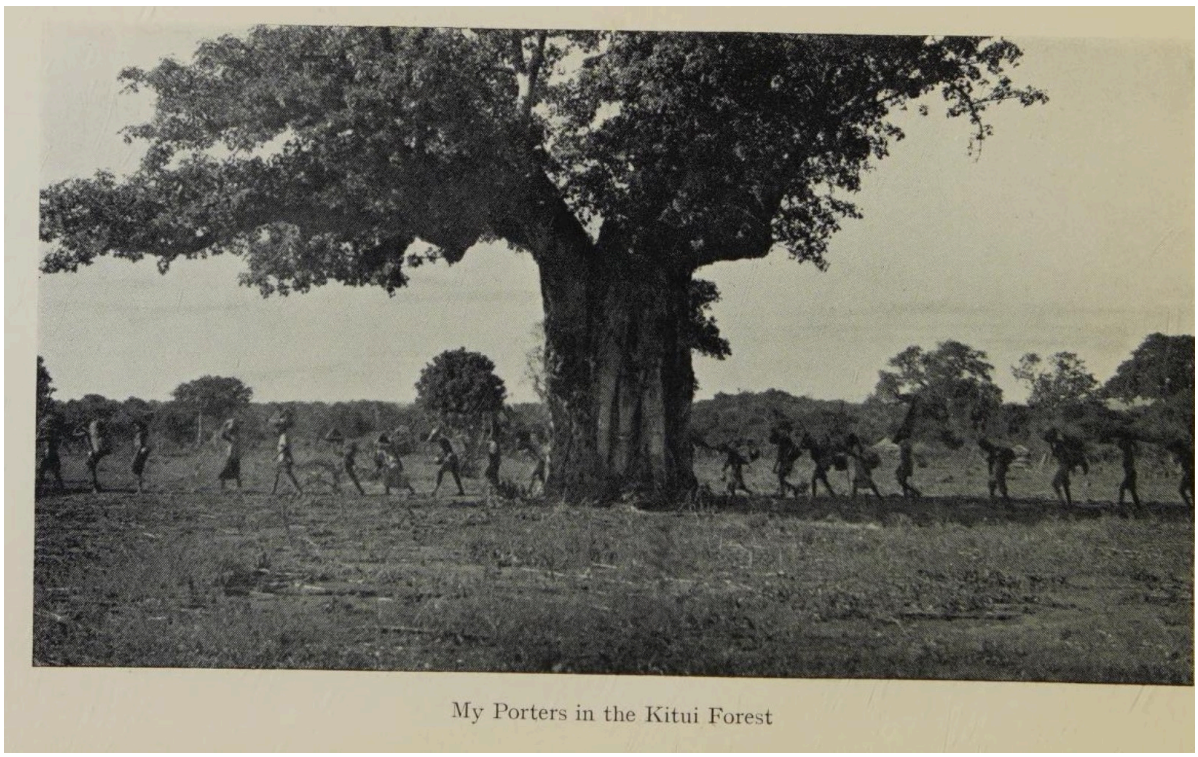
Was für ein Anblick! Die fotografische Gelegenheit eines Lebens. Da bin ich, bereit mit dem Finger am Auslöser, aber die Löwen verdecken sich immer wieder gegenseitig; ich will kein schlechtes Bild davon machen, aus Angst, sie könnten das Klicken hören, da sie so nah waren. Schließlich entfernt sich einer von ihnen mit einem großen Fleischbrocken und bringt ihn sogar noch näher zu mir. Der andere kommt hinterher. Sie müssen sich mächtig gern haben, denn sie teilen jeden Bissen.

Jetzt stehen sie richtig, aber ihre Köpfe sind zu tief. Ich pfeife, die Köpfe gehen hoch. . . . Klick!

Sie haben das Klicken gehört und starren misstrauisch in unsere Richtung, während ich kaum zu atmen wage. . . .

Einige endlose, haarsträubende Augenblicke; dann beruhigen sie sich und widmen ihr Interesse wieder dem Fleisch. Jetzt schnell den Film wechseln.

Mit den Augen bei den Löwen und in meiner Hast und Aufregung verpatze ich das Herausziehen des Filmpacks – und die Kamera klemmt. So sehr ich auch zerre und ziehe, das verdammte Ding rührt sich nicht. Ich zwinge mich zur Ruhe und versuche, langsam und vorsichtig daran zu arbeiten. Es bewegt sich immer noch nicht. Auf dem Bauch liegend, zwanzig Schritte von zwei sehr großen Löwen entfernt, ist nicht der beste Ort, um Kameras zu reparieren, besonders für Leute, die nichts davon verstehen.



My Porters in the Kitui Forest

Meine anderen beiden Kameras waren verpackt, die eine in meiner Hand unbrauchbar, und vor mir kauten und nagten die zwei größten Löwen Afrikas, ohne die geringste Ahnung, dass hinter jenem Felsen ein wütender, sich die Haare raufender Fotograf auf dem Bauch liegt.

Aber das erste Bild muss gelungen sein. Ein schwacher Trost, aber der einzige.

Die beiden Löwen fraßen sich voll, bis sie fast platzten, und knackten die Knochen des Zebras mit einem Genuss, dass mir selbst das Wasser im Mund zusammenlief; dabei schnaubten und schnüffelten und grollten sie die ganze Zeit tief in ihren Kehlen, und der Wind zauste faszinierend ihre zerzausten, blutigen, verschlabberten Mähnen. Herrlich!

Ich wollte nicht schießen. Ich konnte nicht fotografieren. Ich hatte genug gesehen, wir sollten besser gehen. Nur konnten wir uns nicht ungesehen zurückziehen. Die Löwen ihrerseits dachten offensichtlich nicht daran, sich in nächster Zeit von der Stelle zu rühren, und soweit man sehen konnte, war es durchaus möglich, dass sie sich hier zwischen unseren Felsen für ein Nickerchen nach dem Essen niederlegen wollten.

Ich und mein Begleiter hielten ein flüsterndes Zwiegespräch, spannten unsere Gewehre, marschierten dann plötzlich hinter unserem Felsen hervor und brüllten die erschrockenen Löwen laut an. . . .

Sie sprangen beiseite, knurrten wütend, fauchten und peitschten mit ihren Schwänzen, aber sie kamen nicht näher. Wir erhoben lediglich unsere Gewehre und riefen ihnen böse Worte zu.

Schließlich begriffen sie, was wir sagten, und trollten sich beleidigt davon.

An jenem Nachmittag, während wir auf unserem neu bepackten Lastwagen dahinhoppelten und unseren Rückzug aus der Serengeti-Ebene fortsetzten, gingen wir immer wieder die verpassten Gelegenheiten der fotografischen Expedition dieses Tages durch. Wie ich, wenn dies und jenes passiert wäre, ein paar Dutzend der perfektesten Bilder hätte machen können; wie ich jedes einzelne Haar der Mähnen dieser Löwen hätte fotografieren können, wenn nur diese verfluchte Kamera nicht geklemmt hätte.

Sie hatte monatelang nicht geklemmt, aber wenn sie jemals klemmte, dann immer genau bei solchen Gelegenheiten, wie man sie nur einmal im Leben hat. Glücklicherweise war es mir in der Woche zuvor gelungen, ein Foto von zwei mähnigen Löwen zusammen zu machen, allerdings aus viel größerer Entfernung als bei diesen beiden.

Aber vielleicht war es besser, dass meine Kamera geklemmt hatte. Man hätte mir zu Hause niemals geglaubt, dass das echte wilde Löwen waren.

„Erzähl mir nicht, dass das wilde Löwen sind. Das sind die aus dem Zoo!“

Hier muss ich nebenbei erwähnen, dass es unter den Bildern von „wilden“ Löwen, die daheim gezeigt werden, viele Fälschungen gibt. Um nicht zu tief in die Materie einzusteigen: Es gibt in Nairobi einen Inder, einen Ladenbesitzer, der zwei zahme Löwen hat. Ein Männchen und ein Weibchen. Sie sind die Haustiere des Inders und leben in seinem Haus. Ich habe diese zahmen Löwen nie gesehen, aber ich habe oft ihre Stimmen gehört. Nairobi ist ein ruhiger Ort, und wenn nachts, wenn alles schläft, ein Löwe seine Stimme erhebt, kann man das weithin hören. Ich habe gehört, dass dieser gute Inder für die Summe von zehn Schilling seine Tiere hinter das Haus bringt und sie nach dem Geschmack des jeweiligen Sportfotografen posieren lässt. Ich habe auch gehört, dass die Löwin sich auf Kommando hinlegt, während das Männchen seine Vorderpfote nach Art einer Familiengruppe auf die Schulter seiner Gefährtin legt. Beide können auf Kommando brüllen, gähnen, fauchen und in furchtbare Wut geraten. Ich habe auch gehört, dass der Inder mit ihnen ein ganz ansehnliches Einkommen erzielt. Schade ist nur, dass der arme alte Löwe nur noch ein Auge hat, und so muss man sehr darauf achten, ihn nicht von der falschen Seite zu fotografieren. Denn in Ostafrika sind die Leute gemein genug, bei einem Löwenbild sofort nachzusehen, ob er ein Auge hat oder nicht. Jedes

Kind in Nairobi kennt die Bilder der Löwen dieses Inders. Dort halten sie niemals einer Prüfung stand. Aber wenn sie Europa erreichen, gewinnen sie an Tugend und Wert, und dessen ist sich der Inder aus Nairobi vollkommen bewusst.

The late lamented Pilipili helped us to shoot him

Diesen Abend, während wir zu Abend aßen, fragte ich meinen Freund, wie viele Löwen es seiner Meinung nach in der Serengeti-Ebene geben müsse.

„Es müssen weit über fünftausend sein, vielleicht sogar zehntausend. Oder vielleicht doch nicht ganz so viele, sagen wir etwa sechstausend. Oh, aber es müssen mehr als das sein, sagen wir sechstausendfünfhundert. Überhaupt, wie stellst du dir vor, dass ich das wissen soll? Zähl sie doch selbst, wenn es dich so brennend interessiert!“

Ich dankte ihm. Sagte, ich sei froh, endlich genau zu wissen, wie viele Löwen es in der Serengeti-Ebene gäbe. Ich sei oft von dieser Ungewissheit geplagt worden.

Nach dem Essen machten wir uns daran, eine wirklich wahrscheinliche Zahl auszurechnen. Die Serengeti-Ebene umfasst etwa 3.500.000 Morgen. In drei Wochen sahen wir 124 Löwen, und in dieser Zeit müssen wir etwa 150.000 Morgen abgedeckt haben.

Die ganze Serengeti ist natürlich zweifellos nicht im gleichen Maße mit Löwen bevölkert wie der Teil, den wir durchquerten. Die endgültige Bestimmung der Aufenthaltsorte der Löwen ist der Regen. Wo es viel Regen gibt, gibt es viel Gras. Wo das Gras üppiger ist, ist die Weide besser und es gibt mehr Wild. Wo es mehr Wild gibt, gibt es mehr Löwen, denn dort können sie sich leichter ihr täglich Brot beschaffen.

In der Serengeti-Ebene gibt es also Löwengebiete unterschiedlicher Güte. Und es muss sicherlich einige Teile geben, wo es überhaupt keine Löwen gibt.

Aber wenn wir 124 in einer Angelegenheit von 150.000 Morgen sahen, dann kann man nach meiner Rechnung für die gesamten Löwen und eine Kamera

3.500.000 Morgen vernünftigerweise mit 1.500 Löwen rechnen. Fast sicher gibt es mehr als das.

Aber angenommen, es gäbe nur 1.500 Löwen. Nach Ansicht der Experten verzehren sechs Löwen jeden Tag ein Zebra (oder ein Tier ähnlicher Größe). Folglich verzehren 1.500 Löwen 250 Zebras am Tag: 91.250 Zebras im Jahr! Der Jahresverbrauch der Serengeti-Löwen liegt also bei fast 100.000 Zebras.

Wie viele Zebras muss es in der Serengeti-Ebene geben, wenn die Löwen allein 100.000 für ihre Speisekammer benötigen?

Das fragte ich auch meinen Freund, aber er antwortete nicht. Er brummte etwas über die tropische Hitze und die außergewöhnliche Wirkung, die sie auf das Gehirn von Männern habe, aber was das mit Zebras zu tun hatte, verstehe ich nicht. Wer jedoch dazu neigt, schlaflose Nächte aus Sorge um das Aussterben der Löwen zu verbringen, kann beruhigt schlafen. Es sind noch ein paar übrig.

KAPITEL XV

SITUTUNGA

Bukakata. Februar 1934.

Die Situtunga ist eine Antilope von der Größe eines Damhirsches, schokoladenbraun, geschmückt mit weißen Tupfen und Streifen und mit leierförmigen Hörnern. Sie ist eine Sumpfantilope, die in den unbezwingbaren Sümpfen und schilfreichen Dschungeln an den Flussufern sowie auf sumpfigen Inseln lebt; und sie ist eine Trophäe, derer sich vergleichsweise wenige Jäger rühmen können.

Endloses Kämpfen durch ekelerregende, von Blutegeln verseuchte, hüfttiefe Sümpfe, Fieber und unzählige Mückenstiche – das macht den üblichen Preis für eine durchschnittliche Situtunga aus. Es ist ein hoher Preis, besonders da er im Voraus bezahlt werden muss und es leicht passieren kann, dass dafür keine Situtunga zum Vorschein kommt.

More Elephant Country

Die Hörner der Situtunga fehlten noch in meiner ostafrikanischen Trophäensammlung. Daher war es meine feste Absicht, in diesem Jahr mein Glück mit diesem eigenartigen Tier zu versuchen.

Die Situtunga ist in der Kolonie Kenia unbekannt. Meine Jägerbekannten aus Nairobi empfahlen Uganda als den nächsten Ort, an dem man sicher Situtungas finden würde, und in Uganda die Sümpfe der Sesse-Inselgruppe in der nordwestlichen Ecke des Viktoriasees.

Der Wegweiser im Wald

Situtunga

nördlichen Ufer des Sees liegt, zum Büro des dortigen ugandischen Wildhüters, Captain Pitman, und nutzte als Einführung die Namen zweier meiner Freunde, die alte Bekannte von ihm waren. Ich wurde noch freundlicher empfangen als üblich und erhielt bald alle notwendigen Anweisungen.

Beim Umtrunk in der Bar von Nairobi hatte ich von meinen Freunden erfahren, dass die meisten Situtungas auf einer etwas abseits vom Rest der Sesse-Gruppe gelegenen Insel namens Dumbe zu finden seien. Sie hatten mir einstimmig empfohlen, direkt zur Insel Dumbe zu fahren, da ich nur dort des Erfolges sicher sein könne.

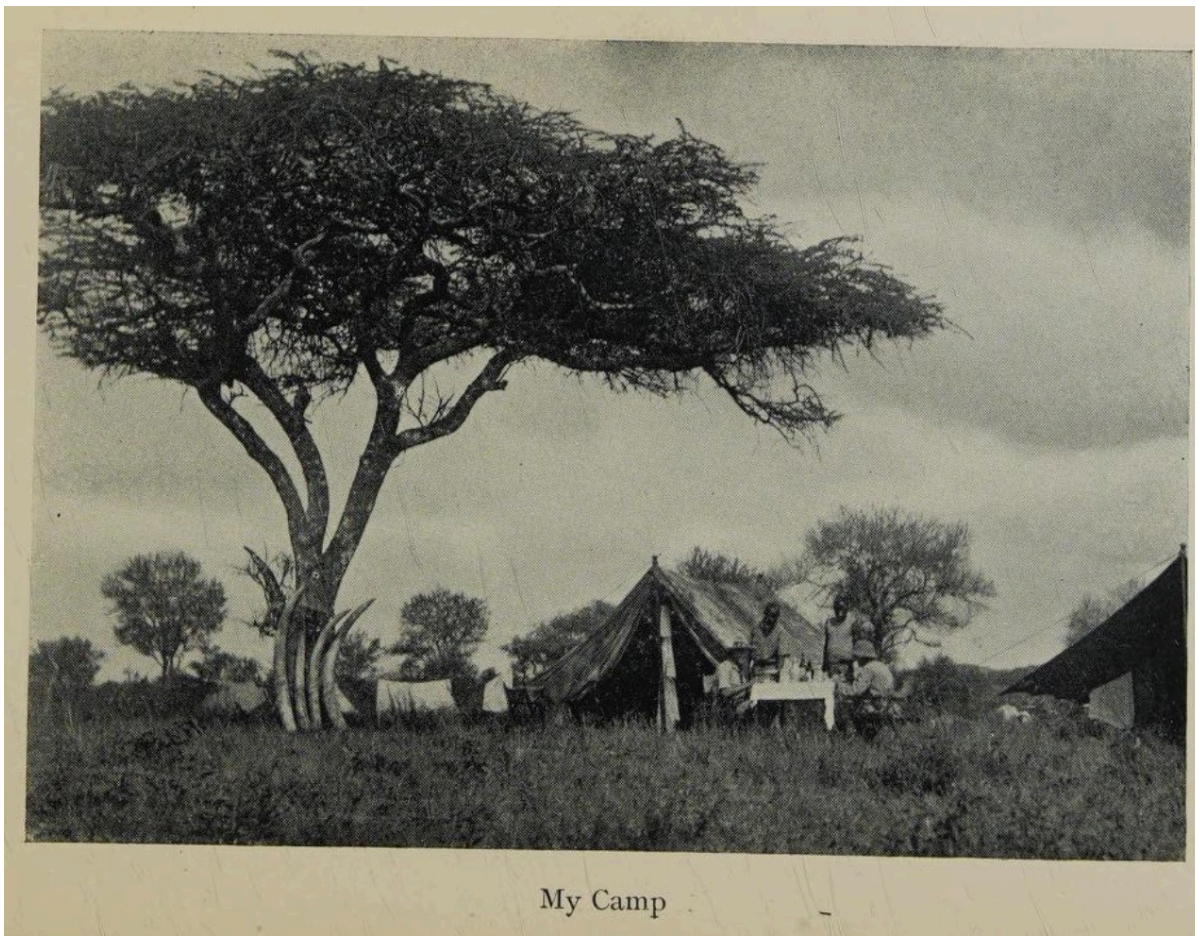
Sobald ich Dumbe erwähnte, erklärte Pitman kurzerhand, dass Dumbe von den über vierzig Inseln verschiedener Größe die einzige sei, die ich nicht betreten dürfe. Die britische Regierung habe Dumbe der internationalen Ärzteschaft für die Erforschung der Schlafkrankheit übergeben, und Jägern sei der Zutritt untersagt, um die Meditationen etwaiger Wissenschaftler, die sich auf der Insel befinden könnten, nicht zu stören. Ich erfuhr auch, dass Forscher der Schlafkrankheit höchstens jedes Schaltjahr auftauchten und im Moment niemand dort sei, noch könne sich jemand erinnern, wann zuletzt ein Forscher dort gewesen war. Aber gegen die Anordnung gab es keinen Einspruch. Hätte ich daran gedacht, hätte ich gesagt, ich sei ein ungarischer Student der Schlafkrankheit – alles im Interesse meiner Situtunga. Pitman hätte es in der Güte seines Herzens geglaubt.

Andererseits tröstete er mich mit der Nachricht, dass es auf jeder Insel Situtungas gäbe, es fehlten nur die Leute, um sie zu sehen. Er empfahl die am weitesten entfernte

Insel namens Fumwe und erzählte mir, dass die Situtungas dort so unbezwingbar seien, dass ich mit genügend Geduld früher oder später einfach eine finden müsse.

„Ich war letztes Jahr selbst dort“, sagte Pitman. „Ich verbrachte fünf Tage auf Fumwe und hörte eine Situtunga im Schilf herumplanschen. Ich habe sie nicht genau gesehen, weil meine Geduld am Ende war und die Mücken eine solche Plage waren. Aber ich kann Fumwe wärmstens empfehlen, und ich werde Ihnen unser einziges klappriges Motorboot vermieten – ich benutze es, um gelegentliche Besucher zur Sesse-Gruppe zu schicken –, damit Sie Ihr Glück versuchen können. Aber wenn Sie kein Glück haben, verfluchen Sie nicht mich, sondern die Situtungas. Ich werde Ihnen auch einen Diener mitgeben, der Sie zum Boot bringt.“

Damit hörten wir auf, über die Situtunga zu diskutieren. Am nächsten Tag bei Tagesanbruch verließ ich Entebbe in meinem Lastwagen und reiste die ganze Strecke auf einer vergleichsweise bewundernswerten Straße. Es ist bemerkenswert, wie viel besser die Straßen in Uganda sind als in Kenia oder Tanganjika.



My Camp

In den entlegensten Tiefen des Urwaldes erreichte ich eine Weggabelung. Dort stand ein Wegweiser von einer Pracht, wie man sie selbst in Europa selten antrifft. Er verkündete nicht nur, wie weit es nach Nairobi war und zu verschiedenen Orten, die man von hier aus mit Glück erreichen konnte, sondern erwähnte sicherheitshalber auch Paris und London, falls jemand von diesem Punkt aus direkt durchfahren wolle. Eine bemerkenswerte Tafel. Nur konnte ich nicht verstehen, wie es kam, dass die Elefanten sie nicht schon längst umgeworfen hatten. Sie konnte noch nicht sehr lange dort gestanden haben, und ich glaube nicht, dass ihr ein langes Leben bevorsteht.

Der Motorboothafen liegt unterhalb des Eingeborenendorfes Bukakata am Nordwestufer des Sees, etwa hundert Meilen von Entebbe entfernt. Dort fanden wir das Boot im Schilf am Ufer, an einen Pfahl gekettet. Ganz in der Nähe, in einer kleinen Hütte, lebte seine Besatzung: drei grinsende Schwarze, von denen sich der älteste als der Skipper vorstellte.

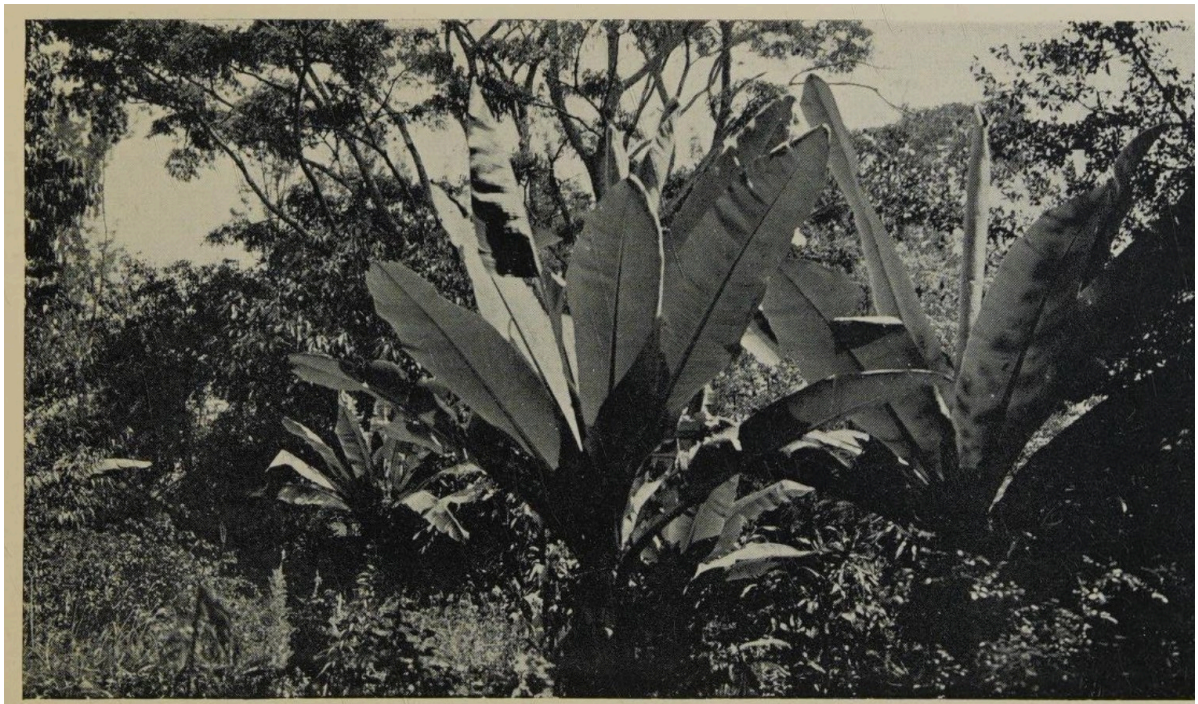
Der Führer, den Captain Pitman mir mitgegeben hatte, erklärte dem Skipper den Zweck meiner Expedition, und dann füllten wir das Boot mit dem Benzin, das ich mitgebracht hatte, meiner Habe und meinen drei Getreuen aus Nairobi. Der Skipper stieß einen mörderischen Pfiff aus – er pfiff prächtig durch eine Zahnlücke, ohne seine Finger zu benutzen –, der übelriechende Motor begann zu schnauben und setzte sich mit uns in Richtung unserer fernen Insel in Bewegung.

Den Namen See auf den Viktoriasee anzuwenden, zeugt von einem beträchtlichen Maß an Optimismus. Denn unter dem Namen See versteht ein Mensch mit durchschnittlicher Phantasie gewöhnlich eine glatte, schattig gesäumte, friedliche, harmlose Wasserfläche. Sicherlich nicht jenes unendliche, wogende, wühlende, rasende Meer, das unser Boot ergriff, als wäre es eine Nußschale.

Um es kurz zu machen, dieser Ozean namens See ist ein Gebiet von etwa 26.000 Quadratmeilen. Er bietet reichlich Platz für die Manöver der ehrgeizigsten Wellen, und sie nutzten dies voll aus. Jede versuchte, die andere zu übertrumpfen; sie zeigten einfach, was sie wirklich konnten.

Nach sieben Stunden einer Reise, die uns allen in bitterer Erinnerung bleiben wird, erreichten wir das schilfgesäumte Ufer von Fumwe. Am besten vergisst man, was unterwegs geschah. Nur die drei Männer der Besatzung waren unbeirrt; sie verbrachten die Zeit, mit Ausnahme desjenigen, der gerade steuerte, im tiefen Schlummer. Wir für unseren Teil verloren jegliche Freude an der Fahrt. Besonders meine drei Begleiter, die in ihrem Leben noch nie ein Boot gesehen hatten.

Ich für meinen Teil konzentrierte meine Aufmerksamkeit auf die Tücken eines Kreuzworträtsels und klammerte mich mit Leib und Seele daran, obwohl es auf festem Boden nur wenige Dinge gibt, die ich mehr verabscheue als Kreuzworträtsel. Aber nach einer Weile – vielleicht war es der unheilvolle Einfluss des Kreuzworträtsels – überkam mich ein seltsames Gefühl. Ich empfand Mitleid mit den hungrigen Krokodilen des Viktoriasees und gesellte mich zu meinen drei Jungen, die bis dahin schon beträchtlich zu deren Nahrung beigetragen hatten.



Elephant Country

Aber abgesehen vom Wasser war die Reise sehr interessant. Wenn wir zwischen zwei Inseln hindurchfuhren und eine vorübergehende Ruhe einknickte, die es mir erlaubte, mich umzusehen, gab es genug Sehenswürdigkeiten. Die Inseln sind von einem Wald aus seltsamen Palmen und glänzend belaubten Bäumen bedeckt, die alle durch Schlingpflanzen zu einer dunkelgrünen, kämpfenden, erstickenden Masse verschmolzen sind. Nahe der Ufer – die von einer sumpfigen, wogenden Masse aus federleichten Papyrusspitzen und Wasserlilien umgürtet sind – recken Flusspferde mit rosa Nasen ihre schnaubenden, klaffenden, plumpen Köpfe hoch, und wo das Ufer sandig oder steinig ist, liegen sonnende Krokodile mit klaffenden Rachen in beneidenswerter Zufriedenheit. Alle Arten von Wildgänsen, Enten, Störchen, Reihern, Kormoranen und Fischadlern sind ebenfalls auf den Inseln zu sehen, und wenn unser Boot nahe genug vorbeifuhr, konnte ich mich an der kreischenden Gesellschaft großer, grauer, rotgeschwänzter Papageien erfreuen.

Die Inseln sind zum größten Teil unbewohnt. Nur sehr selten war eine dünne, hoch aufsteigende Rauchsäule von den Feuern menschlicher Lagerplätze zu sehen.

Die wenigen Ureinwohner, die es gibt, sind degeneriert, eine wehrlose und stetig schrumpfende Beute der mörderischen Malaria und der Schlafkrankheit.

Auf unserer Insel Fumwe leben einige wenige; vier Männer und eine entsprechende Anzahl von Frauen und Nachkommen. Sie müssen uns schon von weitem haben kommen sehen, denn sie waren alle im „Hafen“ versammelt – der kleinen, mit Lilien bedeckten Bucht, aus der sie ihre eigenen Boote, drei leichte Rindenkähne, ans Ufer gezogen hatten, damit unser Boot anlegen konnte.

Sie hießen uns mit Geschenken willkommen und brachten uns aufgehäufte Bananen auf Schalen aus Palmblättern. Es waren nette, sanfte, hageren, mitleidigen Gesichts, vom Fieber gezeichnete Leute. Auf unsere ersten Fragen, ob es „Nyama“ (Fleisch) oder Situtunga gäbe – denn es gibt keine andere Art von Wild –, antworteten sie, dass es nicht viel sein könne, und ohnehin wüssten sie es nicht, weil sie sehr selten in den Wald gingen, da er voller böser Geister sei. Sie blieben bei ihren Hütten und fischten von ihren Booten aus.

Ihre Insel kann nicht mehr als etwa 2.500 Morgen groß sein, und sie haben dort gelebt, solange man sich erinnern kann, und doch sprechen sie davon wie von einer unendlichen, unbekannten, geheimnisumwitterten Welt. Aber sie könnten sich auch verstellt haben, weil sie uns nicht helfen wollten und Angst hatten, wir würden ihr Wild töten.

Es war bereits Abend, als wir all meine Sachen aus dem Boot geschafft und mein Zelt am Rande des nahenden Waldes aufgestellt hatten. Der Wind legte sich und der See beruhigte sich. Die Sonne versank in ihm in einem blutroten Glühen und warf einen schimmernden goldenen Pfad über das glitzernde Wasser. Als ich am Ufer stand, reichte dieser leuchtende Pfad pfeilgerade bis zu meinen Füßen; ich hätte direkt auf ihm zur Sonne wandern können. Man hätte sich allerdings beeilen müssen, denn in kürzester Zeit war der große Feuerball unter die Oberfläche getaucht und hatte den Pfad hinter sich hergezogen.

Elephants in the Jungle

Alle Arten von Vögeln, darunter die bereits erwähnten rotgeschwänzten Papageien, schrien und schwatzten über meinem Kopf. Ein Stück weiter am Ufer planschten Flusspferde im Wasser, und aus den Papyrussümpfen strömte mit dem Summen eines Bienenschwarmes eine unendliche Vielzahl von Mücken hervor. Ich zog mich vor ihnen unter mein Moskitonetz zurück und kam an jenem Abend nicht mehr hervor. Ich aß sogar mein Abendbrot dort.

Danach wollte der Schlaf nicht kommen. Meine Gedanken flogen in die Heimat, und als sie zurückkehrten, ließ ich sie eine eigene Robinson-Crusoe-Geschichte weben, denn ich war berauscht von dem Wissen, dass ich der einzige weiße Bewohner jener fernen Insel im Viktoria-Nyanza war.

Ich erzählte mir selbst weiter Geschichten, während um mich herum das Brüllen der Flusspferde zu hören war, die an Land gekommen waren, um zu grasen, und über allem das leise Summen des Dschungels im gesiebten Mondlicht lag.

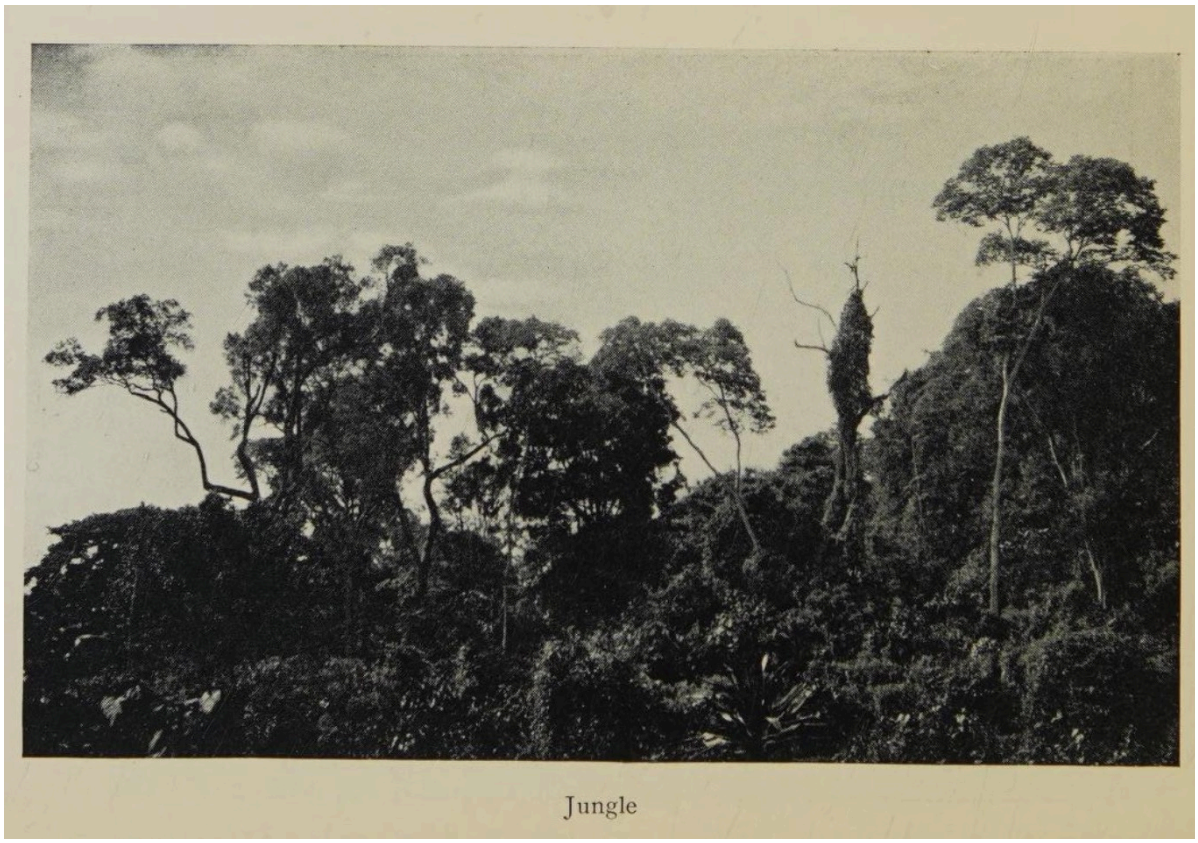
Ich verbrachte vier Tage auf Fumwe. (Ich hatte keine Vorräte für mehr mitgebracht.) Ich kletterte und schlitterte und watete vorwärts und rückwärts, kreuz und quer durch ein Labyrinth von Geheimnissen, wo noch nie ein weißer Mann gewesen war. Ich wagte mich in tückische, lilienbedeckte Moräste, wo der Boden bei jedem Schritt bebt und wo man, wenn man ahnungslos auf einen unschuldigen, hellgrünen Rasenstreifen tritt, plötzlich bis zur Mitte versinkt; wo der Morass beständig zischt und gurgelt und wogt und einen betäubenden, ekelerregenden Dunst aufsteigen lässt. Ich lag auf der Lauer beim Untergang der Sonne und bei ihrem Aufgang. Ich versuchte es mit Treiben. Ich versprach den Bewohnern der Inseln alle möglichen Dinge, aber nicht ein einziges Mal gab ich einen Schuss ab.

Ich sah eine Situtunga, einmal, aber nur für einen Augenblick und weit außerhalb der Reichweite. Von den vier Nächten, die ich auf der Insel verbrachte, waren zwei mit einem solch weltuntergangsartigen Wetter geschlagen, dass an Schlaf nicht zu denken war. Das Wasser floss in mein Zelt und all meine Sachen waren durchnässt, und ich wurde mit

unaufhörlichem Donnern und Blitzen unterhalten; der sturmgepeitschte Wald knarrte und stöhnte und verdarb mir den Geschmack an der Insel Fumwe vollends.

Und am letzten Abend, als ich zu Abend aß, bekam ich einen Schreck, der mich fast an dem ersticken ließ, was ich aß. Ich schickte mich gerade an, das Huhn zu verzehren, das mich in dieses Inselexil begleitet hatte. Die Luft war völlig ruhig und kein Blatt regte sich, als hinter mir, zwischen den Bäumen, ein plötzliches Rascheln entstand, als käme ein Elefant aus dem Wald . . . dann ein gewaltiges Krachen . . . und ein großer Baum kippte um. Seine Spitze reichte bis direkt an mein Zelt, und seine äußersten Zweige lagen genau quer über dem Zeltfirst.

Es dauerte einige Sekunden, bis ich begriff, was passiert war, und das Huhn hinunterschlucken konnte. Das war ein Schreck gewesen! Aber es war nur ein alter, kranker Baum, der der Insel Fumwe plötzlich müde geworden war. Der Himmel weiß, wie viele Jahre er dort gestanden hatte, bis die Insekten sein Inneres zerfressen haben mussten und er ohne besonderen Anlass umgebrochen und gefallen war. Aber warum hatte er genau diesen Augenblick gewählt? Warum hatte er gewartet, bis ich den weiten Weg aus Ungarn gekommen war, um unter ihm zu Abend zu essen? Ich verstehe auch nicht, wie er, so klapprig wie er war, diese zwei Sturmnächte überstehen konnte. Da hatte er keine Lust zu fallen. Requiescat in pace.



Jungle

Die Heimreise war nur eine etwas weniger heftige Ausgabe der Hinreise. Zudem erlitt ich unterwegs einen beträchtlichen Verlust. Da ich aus Erfahrung wusste, dass Kreuzworträtsel als Gegenmittel gegen Seekrankheit völlig nutzlos waren, wählte ich diesmal als Ablenkung, mich von dem viertägigen Bart zu befreien, den ich mir auf der Insel zugelegt hatte. Ich muss zuerst erklären, dass ich eine weiß emaillierte Blechwaschschüssel besitze, das heißt besaß, mit einem Lederdeckel, den man darüber schnallen kann. Dies ist bei weitem die beste Waschausrüstung für eine Expedition, denn wenn man mit dem Waschen fertig ist, wirft man einfach alle Waschsachen, Seife, Schwamm, Rasierer, Bürsten und alles hinein, schnallt den Deckel fest und fertig.

Erfüllt von dem Wunsch nach einer Rasur, rief ich also meinen Diener Mahomet herbei, einen Dandy aus Nairobi mit einem Hitlerbärtchen und einer unwiderstehlichen Vorliebe für meine Zigaretten, aber ansonsten bewundernswert, und befahl ihm, mir eine Schüssel voll Viktoriasee zu schöpfen. Also schöpfte er, oder vielmehr versuchte er es, denn der Schwall des Wassers riss ihm die Schüssel aus der Hand und die Wellen schlossen sich für immer über ihr.

So verließ mich meine gute alte Schüssel und sank zum ewigen Schlaf in den Viktoria-Nyanza-See, nachdem sie mein treuer Begleiter durch dick und dünn auf vier Afrika-Expeditionen gewesen war. Es war wie der Verlust eines alten Freundes.

Die verschiedenen Utensilien aus der Schüssel mussten irgendwo verstaut werden; wir wussten nicht wohin. Mahomet und ich füllten unsere Taschen bis zum Platzen und entdeckten dann, dass auch meine Haarbürste verschwunden war. Sie muss sich wohl hinter der Schüssel hergestürzt haben.

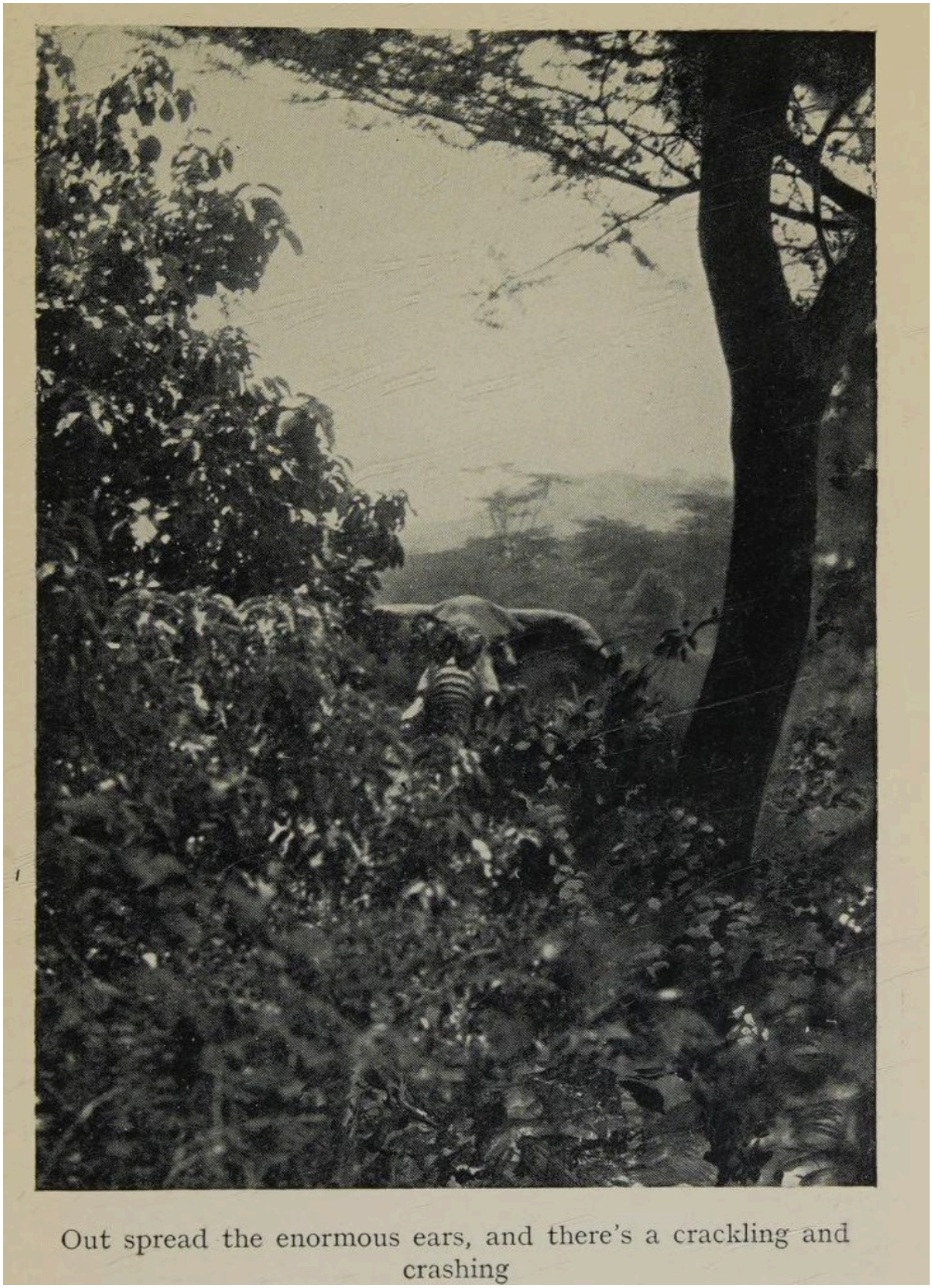
Ich hätte sogar das ertragen, wenn ich nur eine Situtunga bekommen hätte! Aber jetzt besteht kaum noch Aussicht darauf. Es sei denn, ich komme noch einmal auf eine der Inseln zurück. Aber ich habe nicht mehr genug Geld für die Miete des Bootes übrig. Pitman verlangte einen ziemlich hohen Preis für sein rostiges altes Gefährt.

Als ich das Ufer erreicht hatte und dastsand und das Abendbrot vorbereitete, erschien ein weißer Mann. Er war ein Vogelsammler, schien aber auch eine Art Jäger zu sein, und lagerte nicht weit vom Ufer entfernt. Als ich ihm erzählte, wonach ich suchte, riet er mir, ein paar Tage hier zu bleiben und mein Glück in den Sümpfen am Seeufer zu versuchen. Es gäbe dort in der Nähe auch Situtungas, und er würde mir ein paar fachkundige Eingeborene schicken, die mir helfen würden.

Das war eine gute Nachricht. Ich würde gerne hier warten, dachte ich, denn es ist einfacher, an Lebensmittel zu kommen, und es gibt kein teures Motorboot zu bezahlen.

Ich schlug also mein Lager am Ufer auf, zur großen Freude der Mücken. Vergeblich machten wir Feuer, vergeblich rauchte ich heftig, und vergeblich rieb ich mich mit Ammoniaklösung ein. Je mehr ich es tat, desto besser schien ich ihnen zu schmecken. Niemals zuvor bin ich solch gefräßigen Mücken begegnet.

Früh am nächsten Morgen trafen drei professionelle Situtunga-Jäger ein. Sie trugen in der einen Hand ihre Speere und in der anderen einen großen Holzklotz: einen „Lebens-Klotz“, an den sie sich klammern, wenn sie in den Sümpfen zu versinken drohen. Jeder von ihnen hatte auch einen Hund dabei, einen stehohrigen, räudigen Köter von sehr zweifelhafter Herkunft. Sie erklärten, dass die Situtunga nachts aus den undurchdringlichen Papyrussümpfen entlang des Ufers kämen, um auf dem trockenen Land zu grasen. Manchmal wagten sie sich ziemlich weit vom Ufer weg, wurden vom Tageslicht überrascht, wagten es nicht, zum See zurückzukehren, und legten sich in kleineren Schilfhorsten nieder, bis der Abend käme. Sie sagten, sie würden diese landeinwärts gelegenen Schilfhorste einen nach dem anderen vornehmen, sie durchpeitschen und sehen, ob sie nicht aus dem einen oder anderen eine Situtunga aufscheuchen könnten.



Out spread the enormous ears, and there's a crackling and crashing

Den ganzen Tag lang trieben wir jene Horste durch, aber nichts kam daraus hervor. Wir fanden jedoch ein paar frische Fährten, was zumindest dazu diente, mich davon zu überzeugen, dass die Situtungas nachts wirklich herauskamen. Dennoch war dieser Tag nicht völlig erfolglos. Ich sah „Abu Markub", den geheimnisvollen Schuhschnabel, den legendären Vogel des berühmten schwedischen Reisenden und Tierfotografen Bengt Berg. Abgesehen von dem einen, der im Londoner Zoo ist, habe ich diese prähistorische Vogelkarikatur noch nie gesehen. Die hakennasige Hexe der gefiederten Welt. Der Albtraumvogel, von dem ich bis dahin geglaubt hatte, er existiere nur entlang des Weißen Nils, in den undurchdringlichen Sümpfen des Bahr-el-Ghazal.

Gegen Abend schlich ich am Papyrus entlang des Ufers umher. Hier und da gibt es kleine Lichtungen in den Seggen, und ich hoffte, in einer von ihnen auf eine Situtunga zu stoßen. Dort war es, wo ich Abu Markub sah.

Er sah mich nicht, obwohl ich kaum zwanzig Meter von ihm entfernt war, leider ohne meine Kamera. Er stand auf einer winzigen Torfinsel inmitten von himmelblauen Wasserlilien, regungslos, und sah aus wie ein groteskes maskiertes Idol. Ich duckte mich und beobachtete lange Zeit durch mein Glas „den außergewöhnlichsten Vogel der Welt", um Bengt Berg zu zitieren.

Das einzige Leben in ihm lag in den großen, ernsten, gelben Augen, die wie die einer Eule blinzelten; ansonsten rührte er keinen Muskel. In seiner stahlgrauen Federuniform wirkte er wie ein monströser, behhelmter und gepanzerter Schildknappe. Dann öffnete er plötzlich seinen riesigen Schnabel und gähnte so weit, dass ich glaubte, er würde den ganzen Viktoriasee verschlucken.

Er wurde es müde, auf seiner Moorinsel zu stehen. Er stakste davon und stolzierte langsam, lautlos und vorsichtig durch den Sumpf, wie ein großköpfiger, ernster Professor. Der Weise der Geheimnisse dieses ungeheuerlichen Sumpflandes.

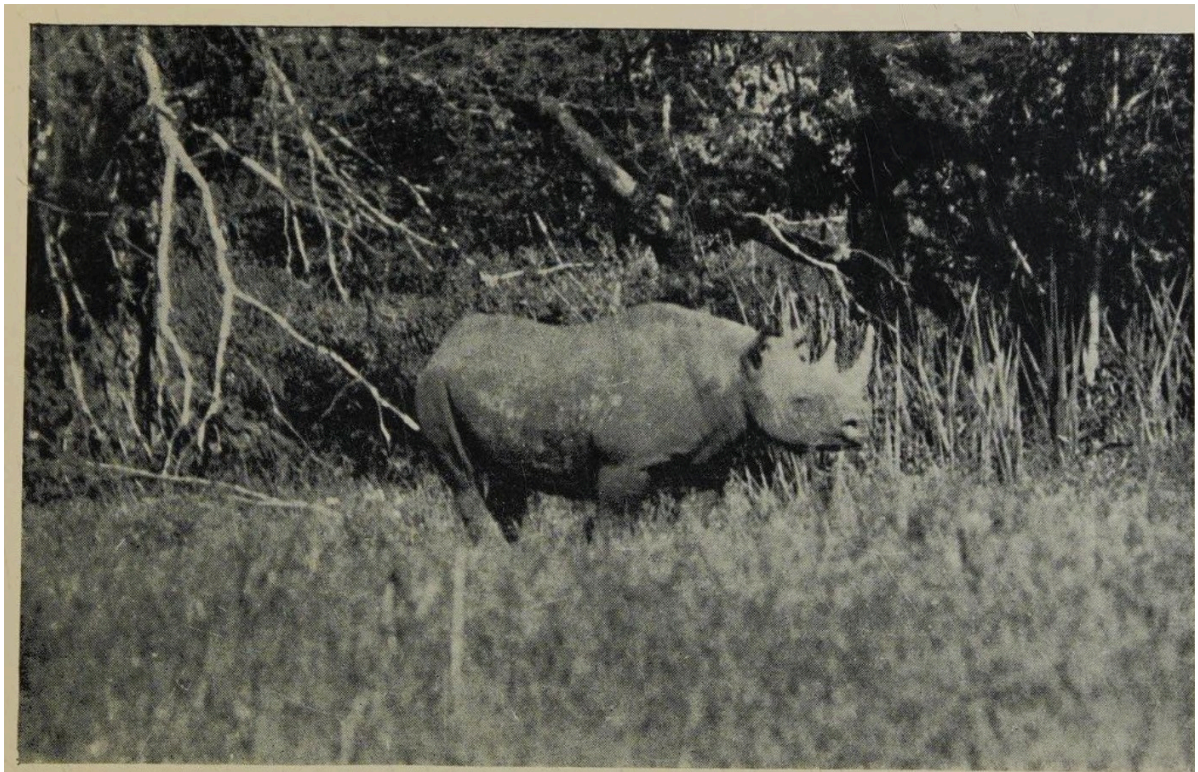
Er hielt inne. Die gelben Augen starr auf einen Punkt gerichtet, stand er minutenlang völlig still, dann stieß sein Schnabel plötzlich wie ein Blitz ins Wasser – ein paar packende Bewegungen – und als er seinen Kopf wieder zurückwarf, glänzte der zappelnde Schwanz eines großen Fisches in seinem hochgehaltenen, halbgeoffneten Schnabel. Er schleuderte ihn in seinen Schlund und schluckte gewaltig, wobei er fast daran erstickte; nur mit großer Mühe gelang es ihm schließlich, den zappelnden Fisch hinunterzuwürgen.

Dann war er sofort wieder die ernste, überlegene Erscheinung von zuvor und schlenderte feierlich zurück zu seiner Moorinsel.

Das Ungarische Nationalmuseum wäre, da bin ich sicher, froh über ein Exemplar dieses seltenen Vogels (Baleniceps rex) gewesen, aber er steht unter Naturschutz; es ist in ganz Afrika verboten, ihn zu töten.

Ermutigt durch die Situtunga-Fährten, die wir gestern gesehen hatten, setzten wir heute unser Durchtreiben der Schilfhorste fort.

Wir waren bereits beim fünften, und ich schenkte dem Treiben keine große Aufmerksamkeit, da ich damit beschäftigt war, zwei jener prächtigen schwarz-weiß-gelb-roten Störche beim Froschfang zu beobachten – als plötzlich aus dem Schilf ein furchtbares Schreien, Pfeifen und Hundegebell ertönte.



He heard the Click

Ich griff nach meinem Gewehr – und da war die Situtunga. Noch dreihundert Meter entfernt und direkt auf mich zuhaltend, rannte sie auf ihr Versteck zu, die dichten Papyrussümpfe des Sees hinter mir. Ein stattlicher Bock mit langen Hörnern. Er kam auf mich zu, als würde er an einer Schnur gezogen, und sah mich in seinem Schrecken, das arme Ding, überhaupt nicht, obwohl ich mitten auf der kahlen Kuppe eines Hügels saß, für jeden sichtbar.

Der Schuss war ein Kinderspiel. Er überschlug sich kaum zwanzig Meter von mir entfernt. Seine seltsamen, großnägeligen, sandalenartigen Hufe, die perfekt an die Fortbewegung in Sümpfen und zum Schwimmen angepasst sind, machen ihn auf trockenem Land völlig hilflos. Er taumelte und stürzte so jämmerlich vor uns hin, dass wir ihn, glaube ich, lebendig hätten fangen können.

„Er hatte nie auch nur den Hauch einer Chance“, sagte mein Freund, der Vogelsammler, der neben mir saß und das Schauspiel beobachtete. Er war ziemlich zufrieden mit sich selbst, weil er mir eine Situtunga verschafft hatte. „Da haben Sie es“, bemerkte er. „Ich kann Ihnen jederzeit eine Situtunga zeigen, ohne dass Sie seekrank werden.“

So war meine Jagd auf die Situtunga dank meines neuen Freundes plötzlich erfolgreich verlaufen. Ich hätte mir Fumwe sparen können, jene stürmischen Nächte, den Schreck, den mir der fallende Baum einjagte, meine Seekrankheit, meine verlorene Waschschüssel, ganz zu schweigen von der fünftägigen Miete für das Motorboot.

Mein Freund, der Vogeljäger – der sich zudem als großer Kenner der Elefantenjagd herausstellte, da er viele Jahre lang offizieller Elefantenjäger in Uganda und im Kongo gewesen war –, hatte sein Lager nur einen Flintenschuss von meinem entfernt.

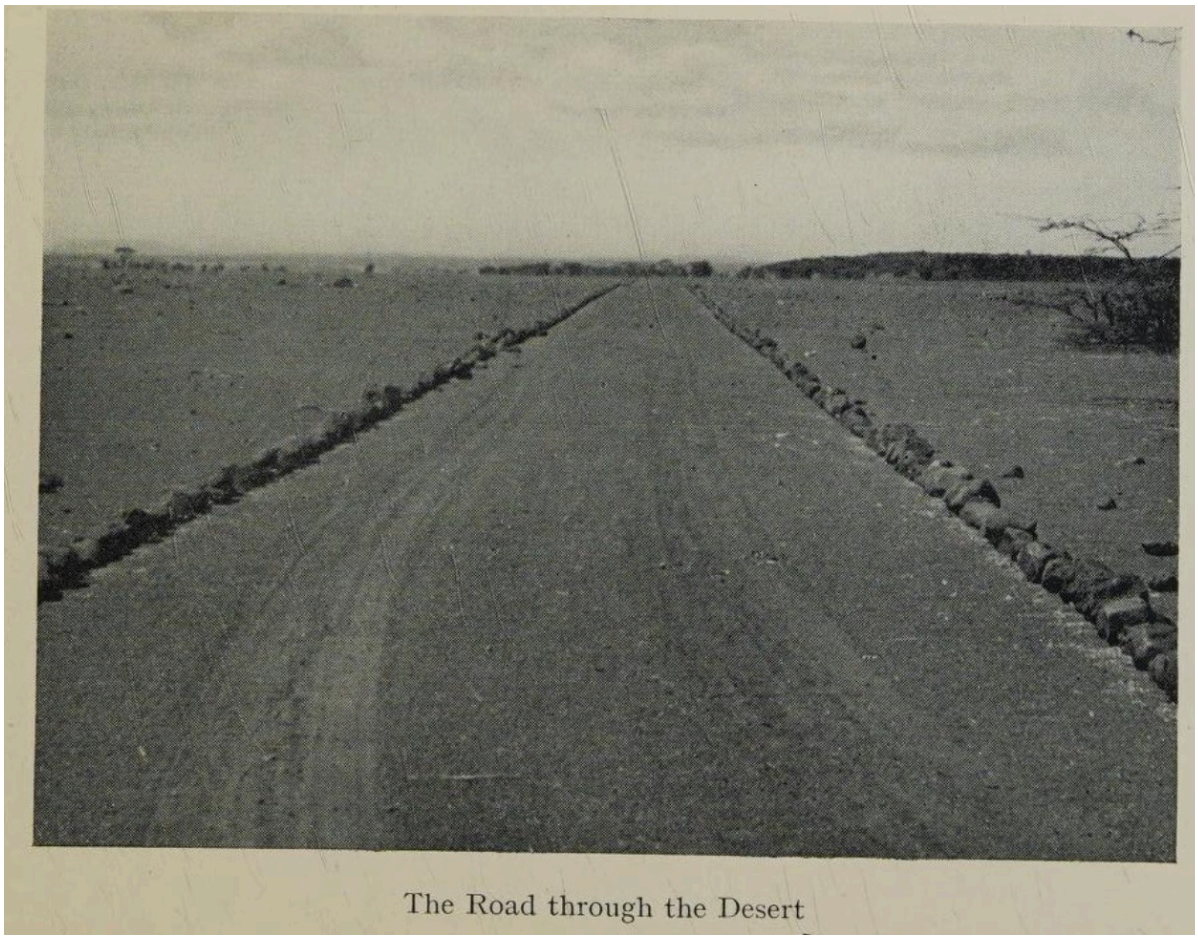
Er lebte nicht allein; er hatte eine Bettgenossin. Ich schäme mich nicht zuzugeben, dass ich großen Gefallen an dieser Bettgenossin fand; ich war ihr vollkommen verfallen und versuchte alles, um sie wegzulocken. Ich hatte kein Glück, obwohl ich sie mit nach Hause genommen hätte und ihr ewig treu geblieben wäre. Und nicht nur ich fand Gefallen an

ihr, sondern sie auch an mir. Und doch musste ich sie verlassen. Obwohl ich weiß, dass sie bei mir glücklicher gewesen wäre.

Sie war ein wunderschönes kleines Schimpansenbaby. Der Vogeljäger hatte sie ein Jahr zuvor im Belgisch-Kongo gefangen. Er hatte sie aufgezogen und wollte sie um nichts in der Welt hergeben. Nein, das ist übertrieben. Für vierzig Pfund hätte er sich von ihr getrennt, aber ich hatte keine vierzig Pfund für einen Affen übrig, und die Schimpansin blieb, wo sie war.

Ich bedauerte es zutiefst. Ich habe noch nie ein so liebes, drolliges kleines Tier gesehen. Kein menschlicher Komödiant könnte so viel Humor erzeugen wie dieser eine kleine Clown.

Wir freundeten uns sofort nach meiner Ankunft an, und die Schimpansin pflegte mich zweimal am Tag zu besuchen. Sie kam ganz allein und aus freien Stücken an. Sie watschelte auf ihren beiden Hinterbeinen in mein Zelt und half sich nur mit einem Arm nach, wenn sie für einen Moment das Gleichgewicht verlor. Sie stieß ein leises Kichern zur Begrüßung aus und streckte mir dann ihre rechte Hand zum Schütteln hin. Sie inspizierte all meine Habseligkeiten, nahm alles vom Tisch, was sie konnte, und stapelte es zu einem Haufen unter dem Bett auf. Aber ihr intensivstes Interesse galt dem Spiegel. Sie hielt ihn hoch, schnitt die furchtbarsten Grimassen hinein und war höchst entzückt über ihre eigene Darbietung.



The Road through the Desert

Ich lud sie immer zu einer Tasse Tee ein, was mit größtem Vergnügen angenommen wurde, obwohl sie Whisky lieber mochte. Sie bestand auf einem ordentlichen Klumpen Zucker im Tee, und wenn sie ihn ohne bekam, gab sie ihn mit einem Ausdruck höchsten Abscheus zurück. Sie pflegte ihn auf meinem Stuhl sitzend zu trinken, wobei sie die Tasse

mit beiden Händen nahm und so vorsichtig und ordentlich wie ein gut erzogenes Kind trank, ohne jemals zu schlürfen.

Aber wie gesagt, Whisky mochte sie lieber. Eines Abends spielte sie auf meinem Bett herum, hantierte mit dem Spiegel und nahm scheinbar keine Notiz von mir, während ich meinen üblichen Sundowner trank. Aus irgendeinem Grund verließ ich das Zelt und ließ mein halbvolles Glas stehen. Ich war nicht länger als ein oder zwei Minuten draußen, aber als ich zurückkam, war mein Glas leer. Der Affe saß immer noch auf dem Bett und spielte mit dem Spiegel. Sie sah mit einem vollkommen unschuldigen und verwunderten Ausdruck zu mir auf, als hätte sie nicht die leiseste Ahnung von der Whisky-Angelegenheit. Sie drehte sogar den Kopf nach links und rechts, als suchte sie nach demjenigen, der die Frechheit besessen hatte, ihn auszutrinken.

Manchmal gingen wir zusammen spazieren. Ich nahm sie an der Hand, und sie ging neben mir auf zwei Beinen her, ohne auch nur einzuknicken. Wenn ich losließ und anfing, schneller zu gehen, hüpfte sie auf drei Beinen hinter mir her, oder vielmehr auf zwei Beinen und einer Hand; wenn sie aber sah, dass sie mich nicht einholen konnte, setzte sie sich hin und stieß einen ohrenbetäubenden Schrei aus. Wenn ich keine Notiz davon nahm, sondern weiterstürmte, brach sie in einen furchtbaren Zornesausbruch aus. Sie kreischte, schüttelte beide Fäuste nach mir und wälzte sich vor Wut auf dem Boden. Wenn ich dann schließlich stehen blieb und sie mich einholte, kletterte sie an mir hoch auf meine Schulter und murmelte mir furchtbare Vorwürfe ins Ohr.

Als ich meinen Lastwagen belud und mich auf den Heimweg machen wollte, war der Affe gerade zu Besuch da. Sie gab mir höflich die Hand und trottete dann heim zu ihrem Herrn.

Sie wäre lieber bei mir geblieben; zu Hause bekam sie oft Schläge. Wann immer sie etwas tat, was sie nicht hätte tun sollen – was oft genug vorkam –, bekam sie eins oder zwei auf den Hintern. Bei mir hätte sie tun können, was immer sie gewollt hätte.

Und ich hatte meine beste Kamera für diesen Affen geboten. Eine Kamera, die fünf Affen wert war. Und er wollte sie mir trotzdem nicht geben.

Ich weiß, dass sie bei mir glücklicher gewesen wäre

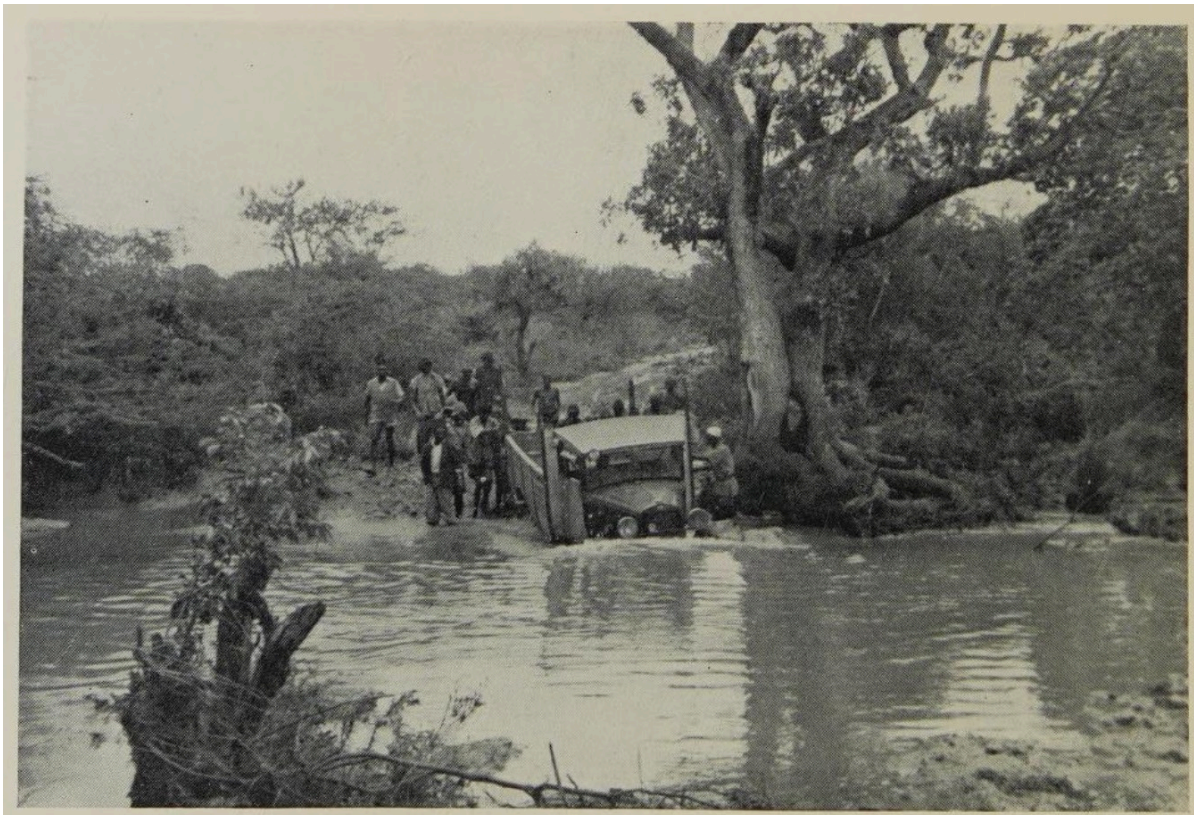
KAPITEL XVI

LÖWEN

Februar 1934.

Wieder in Tanganjika; im Land zwischen den Flüssen Mbalangetti und Duma, nahe der Südostecke des Viktoriasees.

Es gibt in ganz Ostafrika nichts Vergleichbares zu dieser Region. Hier herrschen, zumindest teilweise, noch paradiesische Zustände. Hier dürfen Löwen und Büffel unbegrenzt gejagt werden; sie sind den Jägern gesetzlich nicht rationiert, und man braucht nicht einmal eine Genehmigung, um sie zu schießen!



Fording the River

Tatsächlich wird eine Lizenz benötigt, denn obwohl Löwen und Büffel ohne eine solche geschossen werden dürfen, gilt dies für Antilopen und Gazellen nicht, und ohne diese würde der Vorratsschrank leiden.

Warum das Gesetz Büffel und Löwen hier nicht schützt, weiß ich nicht. Vielleicht, weil praktisch niemand hierherkommt. Es ist ein weiter Weg, sogar jenseits der Serengeti; nicht viele Leute wissen davon, und zudem ist dies Schlafkrankheitsgebiet. Und so interessiert es die Mehrheit der Safaris nicht.

Im Zuge meiner anderen Reisen hatte ich von diesem Fleckchen Erde nicht einmal gehört. Und jetzt bin ich nur durch die Gnade meines Freundes Captain Murray-Smith hier; und vor allem musste ich versprechen, keine Seele in Nairobi wissen zu lassen, wo wir gewesen waren oder wie viele Löwen wir gesehen hatten.

Diese Berufsjäger sind furchtbar und lächerlich eifersüchtig aufeinander. Jeder von ihnen versucht, sein eigenes privates Jagdrevier, das er „entdeckt“ hat, geheim zu halten, und tut alles, was er kann, um andere von der Fährte abzubringen. Sie alle verhalten sich so, als hätten sie eigene Ländereien, die zu betreten anderen verboten sei. Es gibt immer eine aufwendige Komödie, wenn eine Jagdexpedition nach Nairobi zurückkehrt und einige der Berufsjäger die Trophäen begutachten.

„Oh, den Löwen kenne ich gut. Den habe ich seit Jahren für einen amerikanischen Klienten von mir reserviert. Und jetzt sind sie hingegangen und haben ihn hinter meinem Rücken erschossen.“

„Diesen Elefanten hätte ich sechsmal erschießen können. Ich habe ihn an dem kleinen Riss in seinem linken Stoßzahn erkannt. Ich wollte ihn noch ein paar Jahre länger schonen. Ich sagte mir, lassen wir das Elfenbein dieses Kerls noch ein bisschen dicker werden. Ich frage Sie, lohnt es sich überhaupt, die Tiere zu erhalten?“

„Sehen Sie, da ist mein Büffel!“

So geht es weiter. Kaum eine Trophäe kann hereingebracht werden, ohne dass irgendein Berufsjäger sie wiedererkennt.

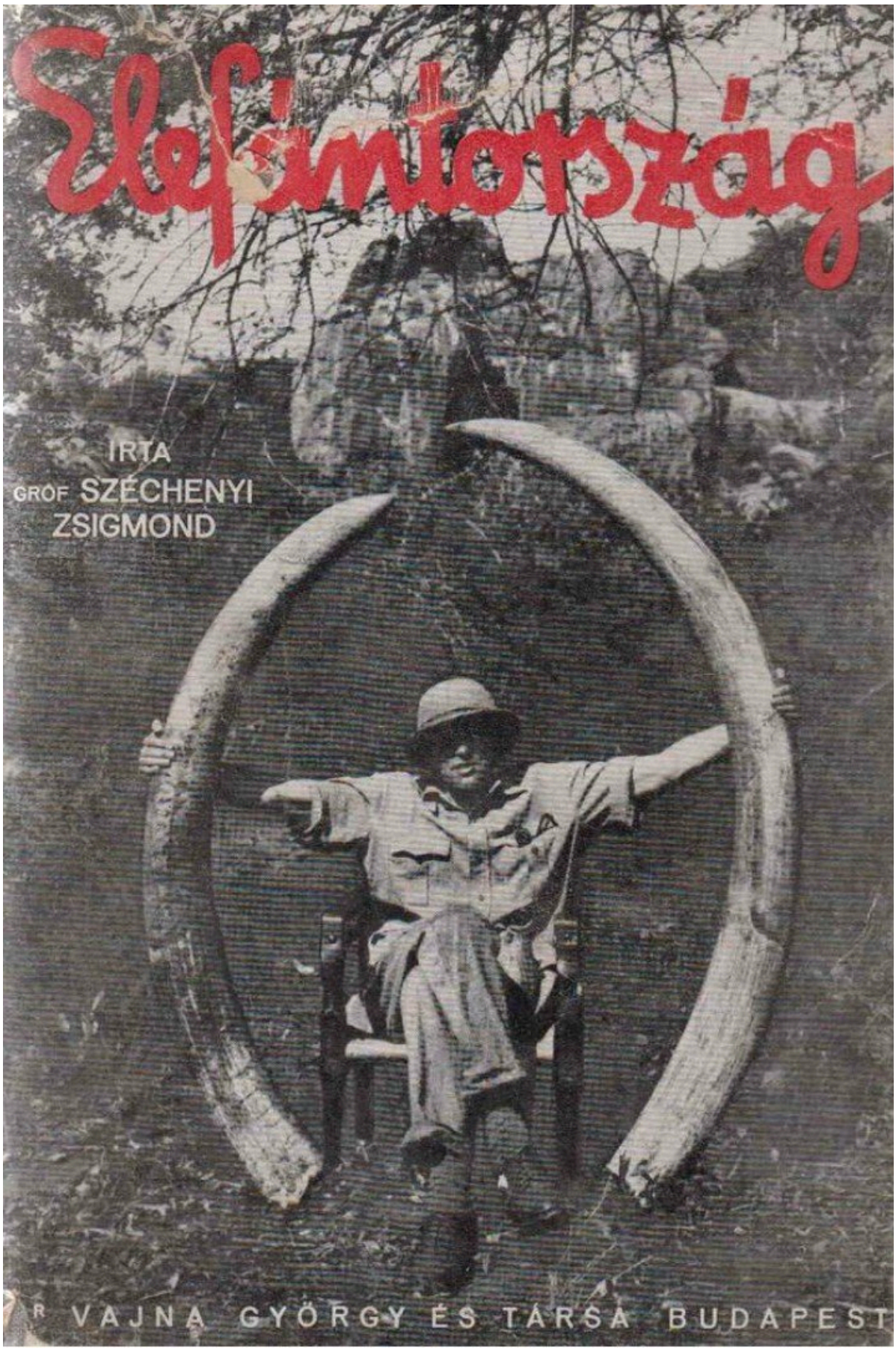
Deshalb musste ich Murray-Smith versprechen, den Mund zu halten. Andernfalls, sagte er, würde all das Gesindel herkommen und „seine“ Löwen töten.

Wir sind also hinter den privaten Löwen meines Freundes Murray her, und diesmal mit Gewehren. Ich habe genug in der Serengeti-Ebene fotografiert; diesmal möchte ich meinem Gewehr ein wenig Abwechslung verschaffen.

Hier gibt es natürlich nicht so viele Löwen wie in der Serengeti, und eine Woche lang sahen wir nichts. Jede Nacht hörten wir sie hier und da brüllen, aber so weit weg, dass wir sie nicht finden konnten. Und wir trafen auch nicht auf viele Büffel, obwohl Murray auch hier seine „eigenen“ Büffel hat.

Endlich, am siebten Tag, richtete das Glück seinen unsteten Blick auf mich, und dann – das muss ich zu seinen Ehren erklären – blieb dieser Blick für geraume Zeit auf mir ruhen.

Es begann damit, dass zwei Büffelbullen unseren Weg kreuzten, als wir in der Dämmerung mühsam heimwärts stapften. Ich erledigte sie auf der Stelle und streckte beide mit dem Halsschuss nieder, nur wenige Meter voneinander entfernt. Ich war sehr zufrieden mit mir, denn ein „Rechts-Links“ bei Büffeln ist kein alltägliches Ereignis.



Nachdem wir die beiden Köpfe abgetrennt und ihre Mägen aufgeschlitzt hatten – damit sie die Nasen der Löwen besser kitzeln würden –, ließen wir sie liegen und machten uns auf den Weg zum Lager. Wenn es in der Nachbarschaft Löwen gibt, müssen sie einfach ein so reiches, kostenloses Festmahl besuchen. Büffel ist der beste Köder von allen, weil

der Löwe ihn nicht wegschleppen kann; wenn sie also dazukommen, bleiben sie manchmal tagelang dort.

Auf dem Heimweg markierten wir Baumstämme im Vorbeigehen und steckten kleine Papierfetzen an Zweige, damit wir den Rückweg im fahlen Licht der Morgendämmerung finden konnten.

Wir hörten die ganze Nacht keinen einzigen Löwen, aber vor dem Morgengrauen, als wir kaum unsere üblichen morgendlichen Grunz- und Meckerlaute beendet hatten, gerade als ich die verschiedenen Käfer und Viecher ausschüttelte, die im Laufe der Nacht von meinen Stiefeln Besitz ergriffen hatten, drangen ein paar tiefe, gedämpfte Löwen-Hustlaute an meine Ohren, direkt aus der Richtung der toten Büffel. . . .

Waschen und sogar das Frühstück fielen aus. Wir warfen uns in unsere Kleider und machten uns auf den Weg im bleichen Zwielicht eines safrangelben Mondes und der falschen Morgendämmerung. Und als die Morgenröte begann, den östlichen Himmel mit ihren sanften Farben zu bemalen, waren wir nahe bei den Büffeln.

Wir konnten die schwarzen Massen der formlos angeschwollenen Kadaver schon aus einiger Entfernung ausmachen, aber das Licht war noch täuschend, und wir konnten nicht sicher sein, ob sich etwas an der Beute befand. Ich näherte mich sehr vorsichtig, schlich von Busch zu Busch, und als ich schließlich hinter der Deckung eines Ameisenhügels hervorlugte – selbst jetzt, lange Zeit danach, während ich mein Tagebuch schreibe, werde ich wieder ganz aufgeregt –, fiel mein Blick auf einen großen, zottigen Mähnenkopf, der für einen Moment hinter dem Büffel auftauchte und dann wieder abtauchte. Um den zweiten Büffel, der ein Stück weiter weg lag, befanden sich vier Löwinnen. Zwei standen ganz nah an der Beute, und die anderen beiden lagen am Boden, offensichtlich vollgefressen.

Ich wollte mich gerade seitlich heranschleichen und den Mähnenlöwen hinter dem näheren Kadaver ins Visier nehmen, als mein Spurensucher mich mit einem winzigen Schnalzen seiner Zunge stoppte. Als ich zurückblickte, sah ich, dass mein Mann seine Lippen spitzte, um nach links zu deuten. In heiklen Situationen benutzen die Eingeborenen ihre gespitzten Lippen als Zeigefinger, um jede mögliche überflüssige Bewegung zu vermeiden. Mein Blick folgte der von ihm gewiesenen Richtung, und da war zu meinem Erstaunen ein

zweiter Mähnenlöwe, der sich bereits entfernte, aber immer wieder zu seinem Gefährten zurückblickte.

Ich konnte nicht länger warten. Ich schoss jenem im Gehen hinter das Blatt, und als der zweite hinter dem Büffel hervorsprang, erhielt er eine Kugel in den Hals.

Ein furchtbares Brüllen brach los. Beide Löwen wanden und krümmten sich, bäumten sich auf und wälzten sich mit einem blutrünstigen Gebrüll, wobei sie sich in ihrer Wut und Qual selbst bissen, während ich, so schnell ich nur konnte, Kugeln in den einen und dann in den anderen pumpte.

Ich hatte durch meine frühesten Versuche gelernt, dass eine Katze neun Leben hat, sei es ein häuslicher alter Kater oder ein Tanganjika-Löwe. Ein verwundeter Löwe ist kein Spaß und muss beschossen werden, bis das Leben aus ihm gewichen ist. Besser zwei Kugeln mehr als nötig als eine zu wenig.

Als die fünf Patronen meines Gewehrs verschossen waren – ich glaube nicht, dass es länger als eine halbe Minute gedauert hat –, ging von diesen beiden Löwen keine Gefahr mehr aus; aber die armen Tiere brüllten noch immer, und ich griff hastig nach meinem Reservegewehr und machte ihnen ein Ende.

In der Zwischenzeit waren die vier Löwinnen bei den Schüssen aufgesprungen, waren dann aber keine vierzig Meter entfernt stehen geblieben und knurrten uns von dort aus bösartig an. Ich wollte ihnen nichts Böses, obwohl ich sie ebenso leicht hätte erschießen können, aber schließlich war dies keine Kaninchenjagd.

Einige Minuten lang starrten wir uns gegenseitig an, dann, da sie keine Anzeichen eines Angriffs zeigten, machten wir uns daran, sie zu verscheuchen. Wir schrien und schwenkten unsere Hüte nach ihnen, bis sie schließlich widerwillig und ohne das geringste Anzeichen von Angst davonschlichen.

Offensichtlich stört hier niemand jemals die Löwen. Diese vier schienen jedenfalls mit dem Geruch von Schießpulver nicht vertraut zu sein, sonst hätten sie nicht so lange dagestanden und uns angestarrt. Sie hatten noch nicht gelernt, was der weiße Mann bedeutet.

Wir gingen zu den beiden Opfern. Einer von ihnen – der dunklere, aber dünner gemähnte – hatte in seiner letzten, verzweifelten Wut in seine eigene Vorderpfote gebissen. Wir konnten die Stahlfalle der erstarrten Kiefer des Tieres kaum aufbrechen. Der andere – der eine hellere, aber viel dickere Mähne trug – hatte seine gewaltigen Kiefer in einer mächtigen Baumwurzel verbissen, als wäre sie sein Feind.

Sie lagen nicht einen Steinwurf voneinander entfernt. Zwei prächtige Tiere. Unschuldige Opfer der Leidenschaft eines Jägers. Zwei friedliche, entthronte Könige. Zwei bloße Säcke. Wir schleppten sie zusammen, um sie zu fotografieren. Sie ließen das Schleppen und die Flut von Flüchen der Eingeborenen ohne Protest über sich ergehen. Jetzt war es leicht, sie herumzustoßen.

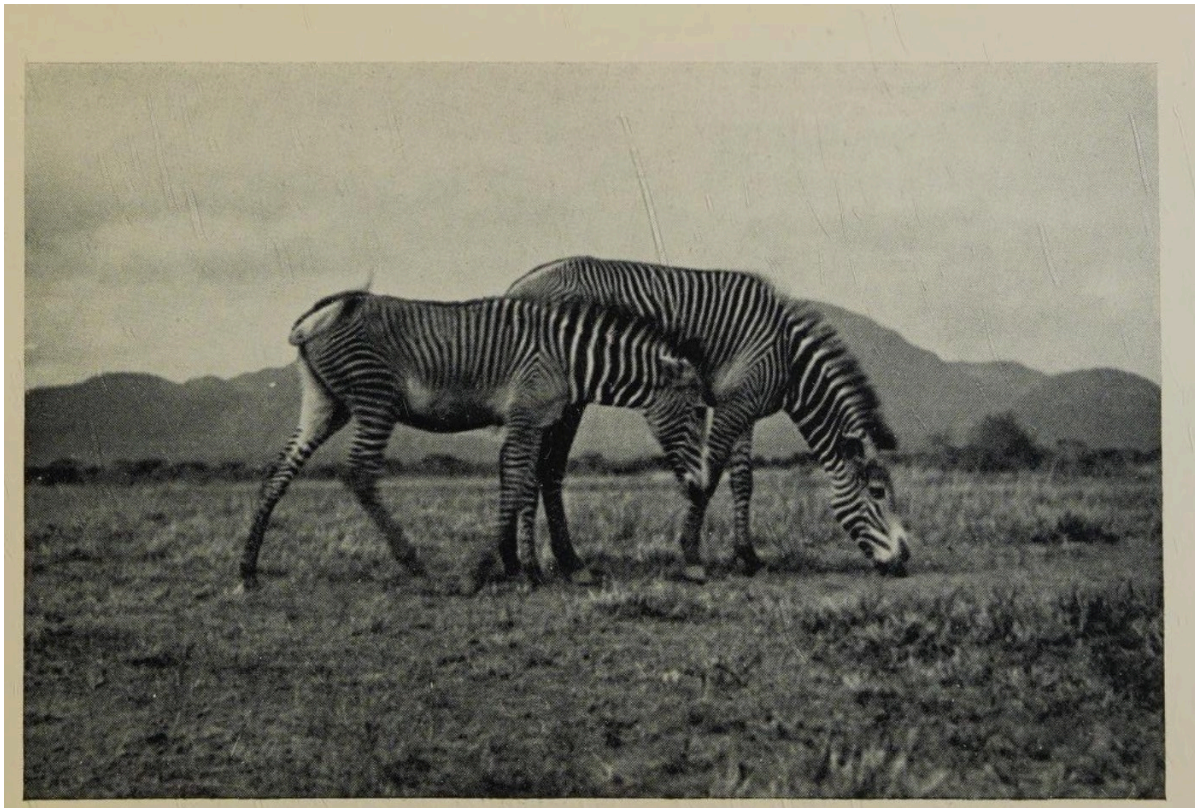
Gerade als wir ihre Mähnen kämmten und krausten, um sie auf dem Bild noch schöner aussehen zu lassen, dröhnte plötzlich das Brüllen eines Löwen durch die Stille des Morgengrauens. . . .

Es kam nicht von weit her. Ein hohler, gebrochener Laut. Das Ende war eher wie das eines röhrenden Hirsches in unseren heimischen Wäldern. . . .

Das Fotografieren war vergessen, das Mähnenfrisieren abgebrochen, und wir eilten in die Richtung des Lautes.

Die Sonne war über den Rand der Welt gestiegen, und der warme Blick ihrer großen, vergrößerten Scheibe sandte ein tröstliches, belebendes Prickeln durch meine gefrorenen Glieder. Millionen von Tautropfen glitzerten und funkelten, und in jedem von ihnen schwang ein kleiner, heller Regenbogen.

Aber auch die Tsetsefliegen waren aufgewacht, waren seit gestern hungrig geworden und machten sich mit Eifer über unsere Haut her, obwohl wir ohnehin schon so aussah, als hätten wir Scharlach.



Grevy Zebra

Der Löwe hatte aufgehört zu brüllen, konnte aber nicht sehr weit weg sein, da seine Stimme aus dem sich vor uns öffnenden Tal kam.

Wir bewegten uns durch verstreute Akazienbäume: bergauf haltend, um einen guten Blick auf das grasbewachsene Land darunter zu haben. Dort würde der Löwe wahrscheinlich sein taufreuchtes Fell in der Wärme der aufgehenden Sonne trocknen.

Wir hatten recht. Als wir den Gipfel des Hügels erreichten, war der Löwe tatsächlich da. Ein Männchen, anscheinend sehr alt und völlig mähnenlos. Er stand unter uns, in bequemer Schussweite, den Rücken zugewandt, und starrte griesgrämig auf die Zebras, die draußen auf dem Grasland grasten. Er war in jener Nacht anscheinend hungrig geblieben.

Es gab reichlich Gebüsch und Rinnen entlang des steilen kleinen Hangs. Ich schlüpfte näher an den Löwen heran und erschoss ihn – mit meiner Kamera. Er bemerkte mich nie.

Wir wollten gerade aufbrechen und hatten uns von unserem Hügelgipfel abgewandt, als der Löwe erneut brüllte.

Ich sprang zum Hügel zurück: Ein Löwe, der völlig arglos bei hellem Tageslicht brüllt, ist ein seltener Anblick ... Ich hörte das einleitende Schnaufen zum Brüllen . . . schaute . . . aber was zum . . . !

Denn es war gar nicht mein Löwe, der da brüllte. Er stand immer noch dort, wo ich ihn fotografiert hatte, und starrte die Zebras an. Wo zum Teufel konnte der andere sein?

Unten am Talboden zeichnete sich eine kleine Erhebung ab, ein buschbewachsener Hügel. Dahinter musste er sich versteckt haben, denn überall sonst konnten wir hinsehen. . . .

Ah, da! Er kommt heraus! Und nicht einer, sondern zwei! – drei! – und alle drei Männchen! Unbegreiflich, wie sie alle an diesem winzigen Ort verborgen liegen konnten.

Einer von ihnen hatte eine schöne, gräuliche Mähne; die anderen beiden hatten geringeren Bewuchs, da sie bloße Halbstarke waren.

Sie trotteten zu dem alten mähnenlosen Löwen hin – dem Anschein nach war er ihr Anführer – und legten sich um ihn herum – vier mähnige Löwen zusammen!

Und nicht durch das Gesetz geschützt! Frei für jeden Ankömmling! Vier männliche Löwen, die man einfach so hätte schießen können.

Und ganz einfach, sozusagen von einem Logenplatz aus.

Mein Freund Murray lag schweigend neben mir; kein Wort der Ermutigung sprach er; er fürchtete um „seine" Löwen.

Keine Sorge. Ich werde nicht schießen. Trotz allem nahm ich den Löwen mit der schönsten Mähne ins Visier und drückte sogar vorsichtig ab – aber die Sicherung war drin. Alles hat seine Grenzen. Zwei große Löwen an einem Morgen sind des Guten genug. Ein dritter würde nur die Erinnerung an die anderen beiden abschwächen.

Eine Weile lagen wir noch da und weideten uns an ihrem Anblick. Sie leckten ihre Pfoten, gähnten und streckten sich in vollkommener Zufriedenheit. Dann verließen wir sie. Mögen sie in Frieden weitergähnen.

Als wir zurückgingen, um die Fotografie des toten Löwen fortzusetzen, kreuzte ein Nashorn unseren Weg. Wir hatten den Wind gegen uns, das Gelände war gut, mit vielen guten, kräftigen Bäumen als Deckung. Wir unterzogen das alte Panzerschiff einem regelrechten Bombardement von Fotografien.

Herd of Zebra. Note how those in the distance on the right are camouflaged

Wir hielten uns etwa zehn Minuten lang bei ihm auf. Schließlich kamen wir ihm so nahe, dass es das Klicken der Kamera hörte. Es wirbelte wütend zu uns herum, die Nase gesenkt zum Angriff, sah uns aber weder noch bekam es unseren Wind. Als es dieser Haltung müde wurde und sich davonmachte, warfen wir mit Steinen nach ihm, bis es sich umdrehte, woraufhin wir wieder hinter unsere Bäume huschten.

Aber schließlich schickte es uns doch in die Flucht, und zwar so schnell wir nur konnten, und wir atmeten erst wieder auf, als es die Verfolgung aufgab und sich davonmachte, ohne uns gezwungen zu haben, unsere Gewehre zu benutzen. Ich hatte die beiden Nashörner, die mir meine Lizenz erlaubte, schon vor einiger Zeit geschossen.

Dann fotografierte ich die beiden toten Löwen. Leider waren sie, während wir weg gewesen waren – eine Sache von ein paar Stunden –, so erstarrt, dass wir sie kaum in die gewünschten Positionen zwingen konnten. Das ist auf den Bildern offensichtlich. Sie sehen aus wie zwei gefrorene Pudel.

Dann machten wir uns hastig daran, sie zu häuten; und es war höchste Zeit, denn sie hatten bereits länger ungehäutet dagelegen, als sie sollten. Ich hatte etwas Angst, ihre Felle könnten ruiniert sein, aber glücklicherweise war nichts mit ihnen nicht in Ordnung.

Als wir uns an den zweiten machten, stieß einer meiner Jungen plötzlich einen Schrei aus und riss seine Hand weg, aus der Blut schoss. Wir konnten nicht verstehen, was seinen Finger geschnitten haben könnte, da er nicht einmal ein Messer in der Hand hatte.

Nach einer etwas genaueren Inspektion fanden wir die eisene Spitze eines eingeborenen Pfeils in der Schulter des Löwen. Diese war es, die den Schaden angerichtet hatte.

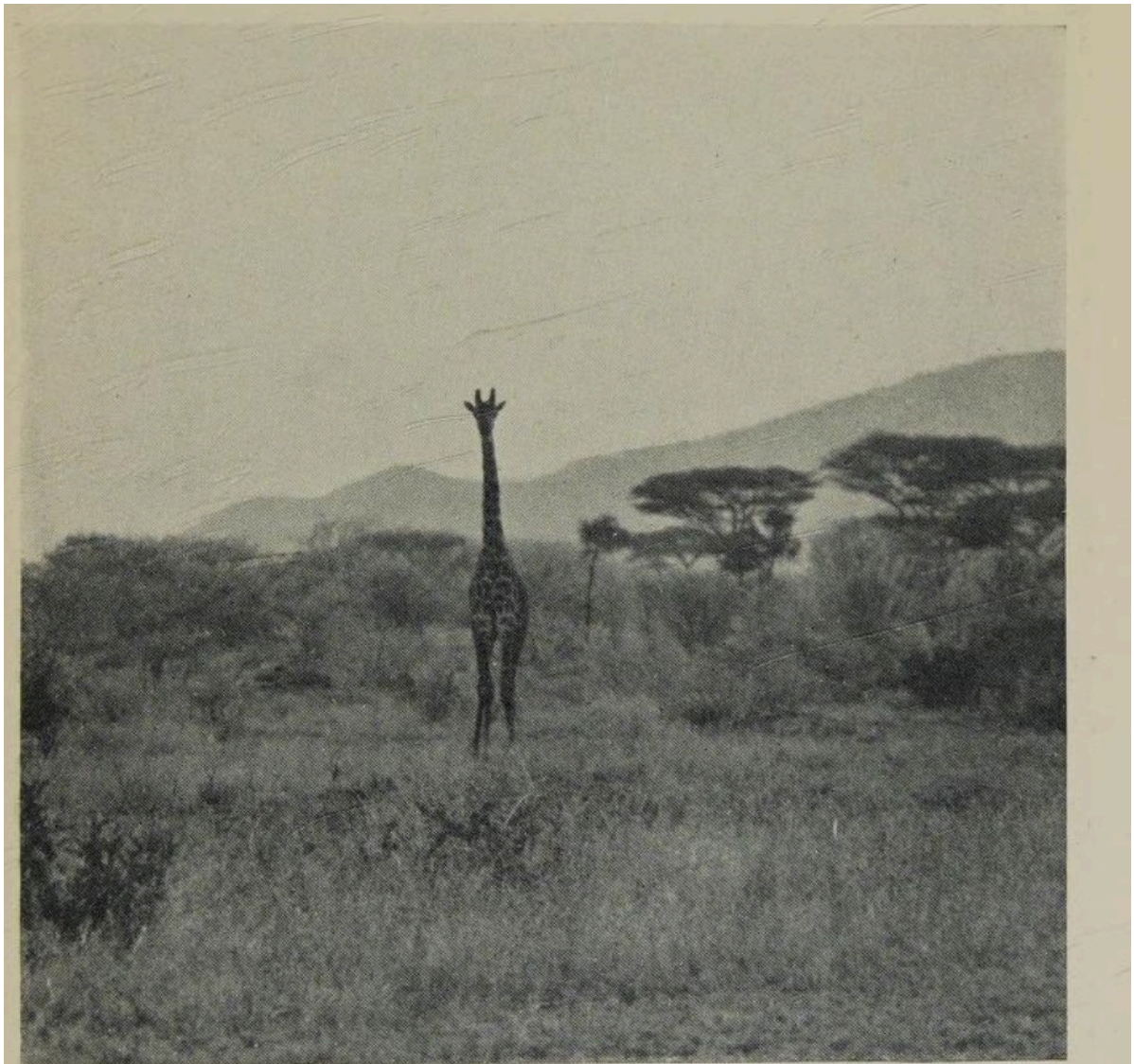
Dieser Löwe hatte also seine Feuertaufe schon vor langer Zeit erhalten. Er hätte bei jener Gelegenheit sogar beinahe ins Gras gebissen, denn die Pfeilspitze saß an einer sehr ungünstigen Stelle, direkt unter dem Schulterblatt und recht tief im Knochen eingebettet. Jener schwarze Bogenschütze hatte gewusst, wohin er zielen musste. Er hätte seinen Bogen nur ein wenig härter spannen müssen, und ich wäre diesem Löwen nie begegnet.

Ich nahm die Pfeilspitze mit nach Hause. Ich werde sie als Souvenir aufbewahren.

Wir blieben noch zehn Tage in jenem „gesetzlosen“ Land. Ich beschloss zu versuchen, noch einen weiteren schönen Mähnenlöwen zu bekommen. An der Wand zu Hause ist gerade noch Platz für ein weiteres Löwenfell.

Ich stieß auch bei vielen Gelegenheiten auf Löwen, aber es war keiner darunter, der mir gefiel.

Eines Morgens sah ich eine alte Löwin im Freien. Sie lag gesättigt da und blinzelte schläfrig in die Sonne, die ihr in die Augen schien, und schenkte nichts anderem Beachtung. Da war sogar eine Herde Gnus, die in offener Formation in einem großen Halbkreis um die faule große Katze herumstand. Sie schnaubten und stampften nach der Löwin, spotteten und verhöhnten ihren furchtbaren Feind, den Mörder so vieler ihrer Artgenossen, der sie nachts alle in die Flucht getrieben hätte.



Suspicion

Die Tiere haben am Tag absolut keinen Respekt vor einem vollgefressenen Löwen, da sie genau wissen, dass nichts zu befürchten ist.

Heute Morgen habe ich meinen dritten großen Löwen erlegt. Wieder war es Büffelfleisch, das ihn ins Verderben lockte. Am Abend zuvor traf ich auf eine große Büffelherde und tötete einen Bullen, den ich für den besten hielt. Doch er ging mit dem Schuss noch eine sehr weite Strecke und zog sich in den Wald am Ufer des Mbalangetti zurück, wo wir ihn im dichtesten Dschungel tot auffanden. Es kostete uns einen halben Tag schwerer Arbeit, ihn an den Waldrand zu schleppen. Innerhalb des Dickichts wäre er als Löwenköder völlig nutzlos gewesen. Wir mussten mehrere Bäume fällen, bevor wir überhaupt an ihn herankamen, und den schweren Körper mit Hilfe eines Seils herausziehen.

Es hat sich gelohnt, denn bei Tagesanbruch war unser gewaltiger Gast da – ein prächtiger Löwe mit gelbbrauner Mähne.

Das Gras war recht hoch und verbarg das Tier, das neben dem Köder lag, sodass ich ihn zuerst nicht bemerkte und mich ganz sorglos näherte. Ich muss wohl hundertfünfzig Meter entfernt gewesen sein, als er plötzlich aufstand. . . .

Ein unvergesslicher Anblick! Er stand da wie gemalt. Den Kopf erhoben, stolz und gebieterisch. Ein Bild ungeheurer, gnadenloser Kraft. Endlich ein wahrhaft königlicher Löwe.

Er starrte mich an, regungslos, ohne an Flucht zu denken, und verriet sein Missfallen nur durch ein leises, hohles, grollendes Knurren.

Ich schoss ihm in die Schulter – diesmal mit dem Gewehr. Er stieß ein furchtbares Brüllen aus und machte einen gewaltigen Satz. Dann stellten sich Mähne und Schwanz auf, die Fänge bleckten ... er kam mit der ganzen Kraft rasender Wut auf uns zu ... doch seine gebrochene Schulter versagte ihm den Dienst. . . .

Er wirbelte herum und biss in seinen gelähmten Vorderlauf –

Mein Gewehr krachte noch dreimal in schneller Folge; dann herrschte Stille.

Ein großer Herrscher weniger an den Ufern des Mbalangetti.

KAPITEL XVII

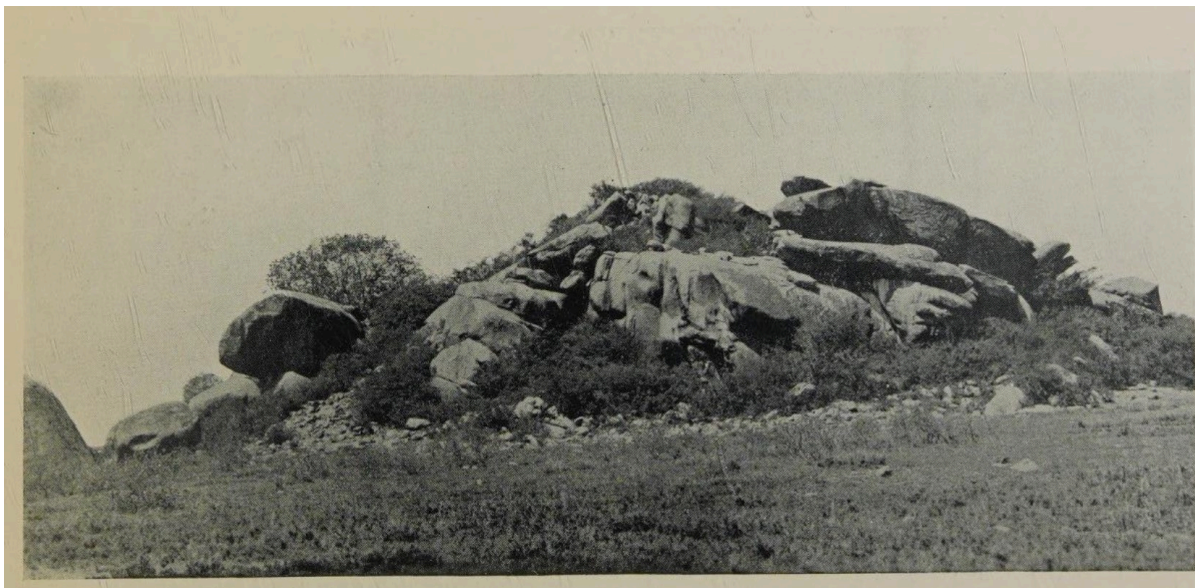
ELFENBEIN

März 1934.

Halb sieben Uhr morgens an den Ufern meines alten Bekannten, des gewundenen Tiva-Flusses. Ich habe meine Leute flussaufwärts und flussabwärts geschickt, um die Fährten aller Elefanten zu untersuchen, die in der Nacht zum Trinken heruntergekommen sein könnten.

Mein Lager liegt eine halbe Stunde Fußweg von hier entfernt, tief im Wald, denn hier am Wasser sind die Moskitos unerträglich. Tagsüber ist es gerade noch auszuhalten, aber nachts quälen sie einen bis zum Wahnsinn, besonders meine Jungen, die keine Moskitonetze haben, in die sie sich zurückziehen könnten.

Über mir eine schlanke Palme mit fedrigen Spitzen; vor mir glänzt das schmutzig gefärbte Wasser des Flusses, das im Vorbeifließen kleine Wirbel bildet und an den Ufern gluckst. Am gegenüberliegenden Ufer ein hundertjähriger Affenbrotbaum; auf seinen glänzenden, silbergrauen, gewundenen Ästen – wie die Schlangen der Laokoon-Gruppe – einige langschwänzige graue Meerkatzen bei ihren morgendlichen Übungen. Und auf der Spitze seines untersten Astes, der wie eine Schiene über das Wasser ragt, hockt ein großer schwarz-weißer Eisvogel und starrt regungslos hinab in den Fluss.



A Lion Fortress

Ich bin schläfrig. Die Elefanten machten in der Nacht einen furchtbaren Lärm rund um mein Lager, und die Eingeborenen, die zu Tode erschrocken waren, verbrachten die ganze Nacht damit, Steine zu werfen, zu pfeifen und einen solchen Radau zu veranstalten, dass an Schlaf kaum zu denken war.

Ich nickte dort unter einem Baum ein und schreckte erst auf, als mein Kirongozi namens Tumbo – was Bauch bedeutet – eintraf und die Worte sprach: „Tiari mkono tatu." Was wörtlich heißt: „Es ist bereit. Vier Hände."

Daraus lässt sich nicht viel entnehmen, besonders wenn man gerade erst davon aufgewacht ist.

Nach einigem Nachdenken und weiteren Erklärungen entdeckte ich, dass die gewünschte Elefantenfährte „bereit" war. Die „vier Hände" bedeuteten, dass der Erzeuger der „bereiten" Spur nach der Schätzung des Kirongozi Stoßzähne besaß, die vier „Hände" lang waren. Das Wort „Hand" muss hier als Unterarm verstanden werden, den die Eingeborenen als Längenmaß nehmen; ein vier Hände langer Stoßzahn bedeutet also einen, der so weit aus dem Maul des Tieres hervorragt, wie vier Unterarme des Kirongozi lang sind.

Man braucht schon mehr als die normale Vorstellungskraft, um all das aus „Es ist bereit. Vier Hände" herauszulesen. Diese Eingeborenen haben eine eigentümliche Denkweise. Einige von ihnen haben eine so raffiniert komplizierte Ausdrucksweise, dass es wie das Lösen von Rätseln ist, sie zu verstehen. Sie ähneln ein wenig dem Herrn mit dem bandagierten Kopf, der die Straße entlangging und einen Freund traf: „Was ist mit dir los?" „Eine Frau hat mich belogen", sagt der Herr kurz angebunden. „Aber davon bekommt man doch keinen Loch im Kopf?" „Oh doch. Sie sagte mir, ihr Ehemann sei nicht zu Hause."

Dieser Herr wäre ein guter Kandidat als Elefantenfährtenleser am Tiva-Fluss gewesen.

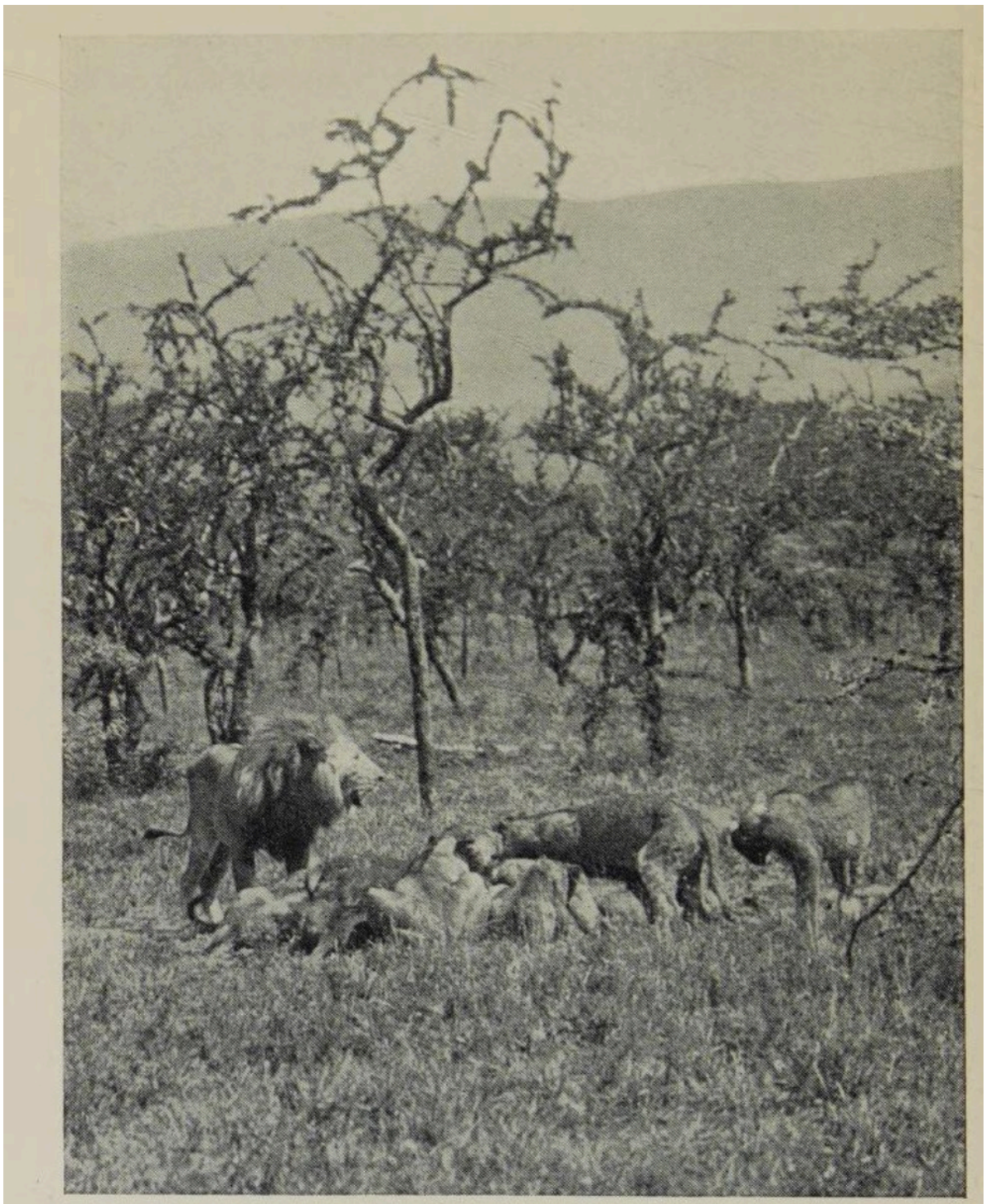
Vier mühsame Stunden lang stapften wir ohne Störung der Elefantenfährte hinterher: zumindest vergleichsweise, d. h. kein Elefant störte uns. Denn es gab verschiedene beständige Hindernisse bei unserem Vorankommen, allen voran die Dornen. Aber ich glaube mich zu erinnern, schon letzten Weihnachten etwas über Dornen gesagt zu haben.

Auch eine Kobra kreuzte unseren Weg. Der Kirongozi, der vor mir herging, machte einen plötzlichen Satz zurück, der mich fast umgeworfen hätte. Dann stürzte er wieder vor und hackte mit seiner „Panga“ (einer Breitklinge) wütend auf den Boden ein.

Ich wusste, dass es nur eine Schlange sein konnte. Aber das Unterholz war so dicht, dass ich, als ich neben ihn schlüpfte, nur die hintere Hälfte der Kobra sah, die sich vor mir wand; die vordere Hälfte war verschwunden. „Kichwa nakvenda“, sagte der Kirongozi. („Der Kopf ist weg.“)

Ich habe schon mehrere Schlangen gesehen, die mit einer Panga entzweigeschnitten wurden, aber noch nie eine wie diese. Der Kopf mit einem Stück Körper daran war munter davongeschlängelt und im Dickicht verschwunden. Der Körper war zurückgeblieben, aber den Kopf schien das nicht zu stören.

Meine Jäger spuckten einer nach dem anderen auf die Überreste der Schlange. Dies ist eine sehr wichtige Vorsichtsmaßnahme, um das Unglück unwirksam zu machen, das unseren Weg in Gestalt dieser Schlange gekreuzt hatte. Ich folgte dem Beispiel meiner Leute – auch das ist sehr wichtig –, spuckte kräftig auf die Schlange, und wir gingen weiter.



Father and the Family

Wann immer ich auf eine Schlange treffe, muss ich an meinen alten Diener zu Hause denken und an meine Abreise aus dem Hafen von Genua.

Als ich im letzten Herbst aufbrach, kam mein alter Diener bis nach Genua mit, um mich zu verabschieden. Er kam mit aufs Schiff, hantierte herum, packte aus und ordnete die Dinge in meiner Kabine, bis er an Land gehen musste. Er nahm Abschied von mir, verließ das Schiff und wartete dann auf dem Kai, um es auslaufen zu sehen.

Ich kann noch immer das kurze, scharfe Dröhnen der Sirene hören, das Klatschen der Taue im öligen, stinkenden Wasser, den schmetternden Klang der Blaskapelle an Deck, dann den kleinen Schlepper, der knatternd zum Einsatz kam, das schmutzige Wasser in

dem vollen Bewusstsein seiner Wichtigkeit aufspritzte und sich „in die Brust warf", als könnten wir uns ohne ihn unmöglich bewegen.

In der Zwischenzeit wurde mein alter Getreuer, der langsam mit dem letzten Stück Festland unter mir vorbeizog, von der Rührung des Abschiedsaugenblicks ergriffen. Ich konnte sehen, dass er noch etwas sagen wollte, etwas über eine gute Reise und eine sichere Rückkehr und so weiter. Ich sah ihn stammeln, verzweifelt nach Worten suchen, bis er mir schließlich nachrief: „Und passen Sie auf die Schlangen auf. Nehmen Sie sich vor den Schlangen in Acht. Lassen Sie sich nicht von einer Giftschlange beißen."

Er sagte noch etwas anderes, aber das konnte ich nicht mehr hören. Wir hatten uns schon ein schönes Stück entfernt, aber er stand immer noch da auf dem Kai. Ich beobachtete ihn durch mein Feldstecher. Alle anderen Taschentuchwinker waren weggegangen, aber er stand immer noch da mit dem Hut in der Hand, obwohl er nicht wissen konnte, dass ich ihn sehen konnte.

Wir zwei verstehen einander. Wir kennen uns schließlich schon lange. Wir trafen uns zum ersten Mal, als ich gerade einen Tag alt war. „Passen Sie auf die Schlangen auf! Nehmen Sie sich vor den Schlangen in Acht!"

Aber das hat nichts mit dem zu tun, was ich gerade vorhabe. Weder der Herr mit dem bandagierten Kopf noch der Abschied meines alten Dieners. Aber im Laufe eines vierstündigen Fußmarsches denkt man an vielerlei Dinge.

Doch nun hatte unser Spähen ein Ende. Der forschende Zeigefinger des Kirongozi wurde in frischen, fast noch dampfenden Mist gestoßen. Der Moment zum Handeln war nah.

Das übliche Entkleiden, das Salben der Augen, das rote und braune Pulver, das „Binden" des Elefanten. Endlich können wir weitergehen.

Und wir waren kaum aufgebrochen, als etwa hundert Meter vor uns plötzlich ein Baum krachte und brach.

Wir wussten, was ihn zerbrochen hatte. Wenn er sich nur wirklich ernsthaft ans Baumfällen machen würde. Es ist leichter, an ihn heranzukommen, wenn er das tut.

Wind? Günstig. Los, bevor er einschläft.

Plötzlich niedrigere Bäume: dann mannshohe Büsche. Und genau dort – der Elefant. . . .

Keine vierzig Meter entfernt, seitlich von uns wegziehend. Ein riesiges Tier. Seine plumpen Ohren – große, zottig gesäumte Segel – schlugen rhythmisch. Sich öffnend, zurückschlagend, und bei jedem Zurückschlagen ein leises Klatschen. . . .

Vultures at the Kill

Das Ungeheuer überragte das Dickicht, das uns bis über die Köpfe reichte, wie ein Hund in einem Kartoffelacker, und noch immer konnten wir seine Stoßzähne nicht sehen. Diese

„vier Hände“ Stoßzähne. Er hielt den Kopf gesenkt, und die Büsche reichten genau bis zum Ansatz seiner Zähne, bedeckten sie, verbargen den wichtigsten Teil und verweigerten die Antwort auf unsere brennendste Frage – wie sehen die Stoßzähne aus?

Was sollte ich tun? Da war er vor mir, fast nah genug, um ihm den Rücken zu kraulen, geschweige denn ihn zu erschießen. Und was, wenn er tatsächlich, in den Büschen verborgen, ein paar hundert Pfund Elfenbein trüge?

Ich begann auf gut Glück, mein Gewehr zu heben. . . .

Aber dann musste ich mich bremsen. Keine Katze im Sack schießen. Ich hatte nur noch eine Lizenz für einen weiteren Elefanten, und ich wollte kein gutes Paar Stoßzähne wegwerfen.

Inzwischen krachte er so vergnügt vor mir her, dass ich so viel Lärm machen konnte, wie ich wollte, ohne dass er mich hörte. Ich schlich mich so nah an ihn heran, dass ich deutlich das drahtige Haarbüschel sehen konnte, das seine Schwanzspitze zierte. Sein gewaltiges Hinterteil ragte über mir auf wie grauer Fels, die rindenartige, runzlige Haut hing an ihm herab wie die schlotternden Hosen eines Clowns. Seine Ohren schlugen wie die Flügel einer Nachtschwalbe. Der zarte, empfindliche Rüssel schlich und zupfte und zog und brach links und rechts Zweige und Äste ab, und aus jenem monströsen Bauch kam das Grollen seiner Verdauung. . . .

Aber seine Stoßzähne, nur seine Stoßzähne wollte er mir nicht zeigen. . . .

Das Gebüsch hielt nicht lange an, und der Wald wurde bald wieder höher. Er umschloss den Elefanten, barg ihn unter seinen Flügeln, wie eine Glucke ihre

Küken verbirgt, und schloss sich hinter ihm; ich hatte meine erste Chance vertan.

Hinter ihm her also. Aber ich war in ein solches Gewirr von Schlingpflanzen geraten, dass es viel Zeit und Mühe kostete, mich zu befreien. Endlich erreichte auch ich den eigentlichen Wald. Ich horchte. Stille. Ich konnte nicht einmal hören, welche Richtung der Elefant einschlug.

„Nun", sagte ich zu Tumbo, „du hast ihn ja gut ‚gebunden'."

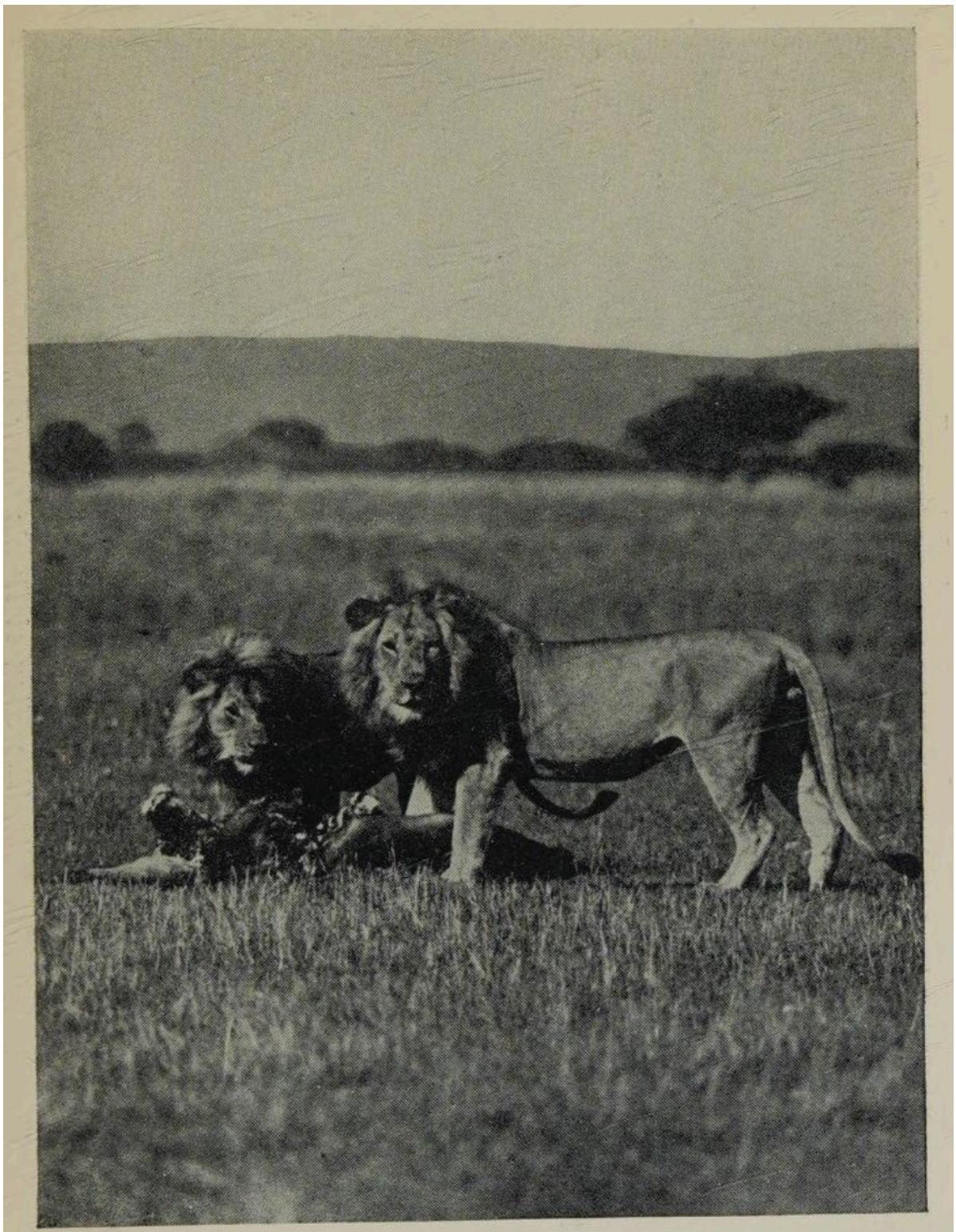
„Ich habe ihn nicht hier gebunden", antwortete er, „sondern dort drüben, ein ganzes Stück entfernt."

„Oh, ich verstehe", sagte ich. „Das ist etwas anderes. Dann sollten wir besser hinter ihm hergehen."

Der Wind war immer noch gut und der Elefant konnte unsere Witterung nicht aufnehmen. Er konnte mich nicht gesehen und mich nicht gehört haben, warum also machte er sich plötzlich davon?

Mit solchen Überlegungen machte ich mir Mut. Eine weitere Stunde verging. Wir folgten immer noch der Fährte und wurden immer tiefer in den ständig dichter werdenden Wald geführt.

Die Sonne hatte bereits ihren höchsten Punkt erreicht und stach ihre Strahlen senkrecht auf unsere Köpfe herab mit ihrer üblichen furchtbaren Kraftverschwendung. Sie war aufgebläht von ihrer eigenen Unermüdlichkeit. Lass sie nur noch vier Stunden warten, dann wird sie schon weniger prahlen.



I whistle, up come their heads

Tumbo ruckte mit dem Kopf. Er gab ein Zeichen zur Stille. Ich war auf einmal ganz Ohr und spitzte sie alle. . . .

Und dann hörte ich es. Eine Art Schnaufen, wie wenn ein Nilpferd zum Atmen an die Oberfläche kommt.

„Sasa na lala." („Er schläft jetzt.")

Offensichtlich hatte der Elefant genug von der Sonne, hatte sein Umherwandern eingestellt und hielt Mittagsruhe. Das war meine Chance.

Das nilpferdartige Seufzen und behagliche Schnüffeln hielt an und gab mir stetig die Richtung vor.

Nur ist der Wald wieder so verflucht dicht, dass ich nicht mehr sehen kann als beim letzten Mal, am Weihnachtstag. Obwohl der Magen des Elefanten dort drüben rumort, nur drei oder vier Meter entfernt.

Dann half mir ein unerwarteter Büffelpfad in der richtigen Richtung. Ich schlich lautlos an ihm entlang und sah den Elefanten ganz deutlich aus nächster Nähe. Er stand mit dem Kopf zu mir gewandt, seine Ohren schlugen nur ganz leicht, sein Rüssel hing bewegungslos herab, ohne den geringsten Verdacht, dass er beobachtet wurde.

Ich konnte die langen, dicken Stoßzähne, die tief in das Zwielicht des Dschungels hinabreichten, genau prüfen. . . .

Ja! Das sind Stoßzähne – echte Stoßzähne. Das ist der Bursche für uns. Oh, der Himmel möge geben, dass er sich ein kleines Stück zur Seite bewegt, denn ein Stirnschuss ist schrecklich unsicher. ...

Da lag ich, flach auf dem Bauch mit dem Gewehr an der Schulter, die Sonne brannte auf mich herab, der Schweiß rann an mir nieder, mein Herz schlug mir bis zum Hals – und noch immer rührte sich der Elefant nicht.

Das ist nach einer Weile mehr, als die Nerven aushalten. Jedenfalls mehr, als meine aushalten. Die Zeit ist um. Ganz egal, was passiert. Ich zielte auf die Mitte seiner Brust und drückte ab. . . .

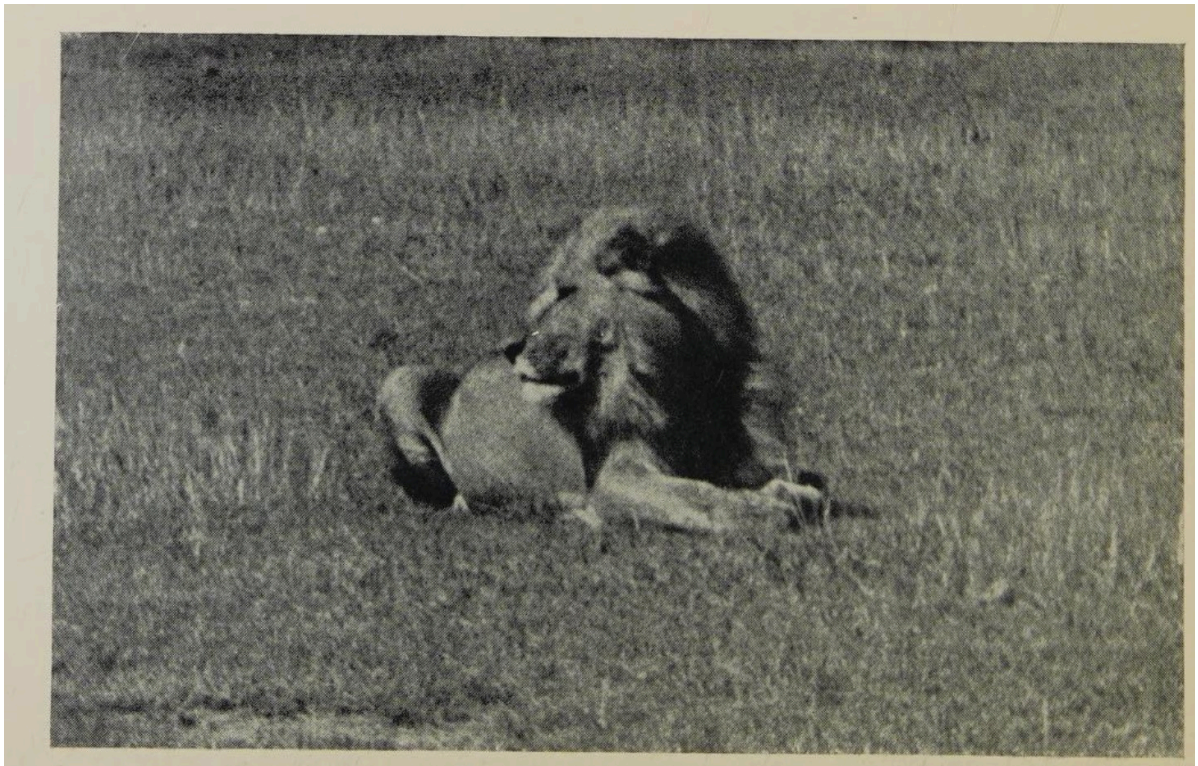
Der furchtbare Aufprall des Schusses warf ihn buchstäblich direkt zurück auf seine Hinterkeulen, aber nur für einen Moment. Dann war er wieder auf den Beinen und krachte mit einem gewaltigen Ruck ins Dickicht. Mein zweiter Lauf feuerte blind in seine Rippen, als er sich abwandte. . . .

Zwei oder drei Kracher und dann hörte ich ihn fallen und zappeln, wie er dalag. Ich warf zwei Patronen in das Schloss, versuchte zu ihm durchzubrechen, aber als ich dort ankam, fand ich nur eine aufwirbelnde Staubwolke, den Wald ringsum auf der Fläche eines größeren Zimmers zertrümmert und – keinen Elefanten.

Die Stelle, an der er auf die Knie gegangen war, war deutlich zu sehen, und auf jeder Seite davon ein rundes Loch, wo er seine Stoßzähne beim Fallen in den Boden gerammt hatte. Es gab eine starke Schweißfährte.

Nachdem ich die übliche nervenberuhigende Zigarette geraucht und einen Schluck aus meiner Feldflasche genommen hatte, machten wir uns an die Nachsuche.

Was danach geschah, betrachte ich als die aufregendste und unvergesslichste Erinnerung meines Jägerlebens. Wir müssen dem verwundeten Elefanten etwa zehn Minuten lang gefolgt sein, ohne ein Geräusch zu hören. Dann ertönte aus der Ferne ein schnell näher kommendes Krachen und Brechen von Ästen.



The King of Beasts

„Na kudja rudi!“ rief Tumbo. („Er kommt zurück!“)

Der Elefant hatte es satt, gehetzt zu werden. Er hatte gewendet und kam auf seiner eigenen Fährte zurück, um mit seinen Verfolgern abzurechnen. . . .

Als ich den gigantischen Kopf über den Bäumen aufragen sah, die weit gespreizten Ohren, die langen, schmutzig-gelben Stoßzähne, so dick wie Telegrafenmasten, den schrecklichen Rüssel zum Angriff erhoben, fühlte ich, dass ich von Afrika nicht mehr verlangen konnte. . . .

Ich wartete auf einen günstigen Augenblick.

Als er seinen Kopf ein wenig zur Seite drehte, schoss ich ihm ins Ohr.

Mit einem gewaltigen Krachen brach er zusammen wie ein monströser, vom Blitz getroffener Baum und rührte sich nicht mehr.

Es wurde bereits Abend, als wir mit dem Herausfällen der Stoßzähne fertig waren, und als wir uns mit unserer 200 Pfund schweren Beute auf den Heimweg machten, schlug die Nachhut des Tages ihre letzte hoffnungslose Schlacht gegen die herandringenden Heere der Finsternis.

Bald kam der Mond friedlich und hell hervor und wies uns gütig den Weg, wobei er das Silber der Stoßzähne aufleuchten ließ, die an der Stange über den Schultern der Eingeborenen schwangen.

Der lange, mühsame Weg, die nachts noch größere Wildheit der Dornen, konnten die Stimmung der Männer nicht im Geringsten beeinflussen. Der Zug trottete singend heimwärts, obwohl es fast Mitternacht war, bis wir das Lager erreichten.

Eingeborene singen immer, wenn sie Elefantenstoßzähne tragen. Sie setzen sie sogar ab und tanzen von Zeit zu Zeit um sie herum. Es spielt keine Rolle, ob es Nacht oder Tag

ist, sie vergessen Hunger und Müdigkeit und werden vom Rausch des Sieges gepackt, wie Soldaten, die aus der Schlacht zurückkehren. Jeder von ihnen muss die Zähne einmal tragen, selbst diejenigen, die sonst die faulsten sind, und jeder von ihnen ist fest davon überzeugt, dass der Erfolg allein ihm zu verdanken war.

Diesmal hatten sie sogar eine Kapelle vor jedem Stoßzahn, Musiker, die vorausgingen und auf einer Rohrflöte pfiffen. Ich konnte weder in den Worten noch in den Tönen der Flöte auch nur die Spur einer primitiven Melodie finden, geschweige denn irgendeine Beziehung zwischen Gesang und Flötenspiel. Sänger und Pfeifer nahmen nicht die geringste Notiz voneinander. Sie wetteiferten sogar. Es ist wahr, dass jede Rohrflöte nur ein einziges Griffloch hatte, was kaum eine abwechslungsreiche Melodie hervorbringt.

Diese Lieder sind vor allem deshalb interessant, weil der „Solist“ spontan Worte komponiert, die dem Anlass entsprechen. Der Rest summt den Refrain im Chor nach. Es sind Epen, die von jeder Bewegung der heutigen Jagd singen.

Später, am Lagerfeuer, ließ ich mir den Sinn der heutigen Lieder übersetzen, da sie in einer Sprache gesungen hatten, die ich nicht verstand. Sie handelten meist von ihrem eigenen, übertriebenen Heroismus und wie sie trotz Schwierigkeiten, Müdigkeit und Krankheit diese gefährliche Reise fortgesetzt hatten. Und immer wieder kamen sie darauf zurück, diejenigen zu erwähnen, die zurückgeblieben waren: „Feige Hunde, die sich vor der Schar der Gefahren fürchteten.“ Und der Chor zu dieser Strophe war: „Aber wir werden euch, oh ihr feigen Hunde, keinen einzigen Teil der Belohnung geben, die unser Heroismus vom Bwana erhält.“

My Situtunga
Below : The hoofs that help him to move in the swamps

Dies wurde von jedem von ihnen mit besonderem Nachdruck und Überzeugung wiederholt.

Wie gesagt, es war Mitternacht, als wir nach Hause kamen. Die Zahnträger legten keuchend und schweißgebadet ihre Lasten vor meinem Zelt ab. Sie banden die Stoßzähne von der Stange los, wuschen und trockneten Blut und Schlamm von ihnen ab und lehnten sie dann an einen Baum vor meinem Zelt.

Ein spätes Abendessen war schnell bereitet. Perlhuhnsuppe. Geschmortes Perlhuhn mit Reis. Kalte Perlhuhnleber.

Das Perlhuhn war vom Koch mit einem Kleinkalibergewehr geschossen worden. Der Koch schießt jeden Tag Perlhühner – das Perlhuhnschießen ist seine Lieblingsbeschäftigung, da er sie lieber schießt als kocht. Er ist auch besser im Schießen. Seine ewige Perlhuhndiät ist dazu angetan, dass es einem hochkommt.

Endlich gibt es das Moskitonetz und die Musik der Grillen und Heuschrecken und Moskitos und Eulen und Nachtaffen, und einen letzten schläfrigen, anerkennenden Blick auf die Stoßzähne, die an ihrem Baum lehnen – und ich vergebe all meinen Mitmenschen aus tiefstem Herzen und bin zufrieden mit dem Tag und der Welt.

Das sterbende Lagerfeuer flackert immer wieder auf. Und so oft es flackert, pocht mein Herz, denn aus der Dunkelheit glänzt das Souvenir dieses unvergesslichen Tages, die schönste Belohnung, die ein afrikanischer Jäger haben kann – ein Paar 100-Pfund-Stoßzähne.

DAS ENDE

Das Schiff bringt mich nach Hause. Ich liege in einer geschützten Ecke des Decks und ordne meine Fotografien und meine Erinnerungen.

Die See hebt sich in dunkelgrünen, sanften Wasserhügeln, hier und da mit weißem Schaum gesprenkelt. Die Wellen brechen zischend am fahrenden Bug des Schiffes, um sich sanft zu teilen und sanft meinen Liegestuhl zu wiegen.

Und über mir und um mich herum kreischen und wirbeln die Möwen. Wandernde, schrillstimmige, milchweiße Meeresvögel. Seit dem Morgen folgen sie dem Schiff unermüdlich, schweben bald hoch, bald niedrig auf den Flügeln der Brise, wobei sich ihre eigenen Flügel kaum bewegen und sie dennoch so mühelos mit dem Boot Schritt halten.

Sie fallen nur zurück, wenn jemand Essensreste aus dem Kombüsenbullauge dort unten hinauswirft. Dann stürzen sie sich kreischend in das schäumende, wirbelnde Kielwasser hinter uns, schnappen nach den Brocken, sitzen für einen Moment schaukelnd auf den Wellen, und dann sind sie wieder da und klagen erneut um das Schiff herum.

Sie schlossen sich uns heute Morgen an, als wir ausliefen. Es steht ihnen frei umzukehren, aber dennoch kommen sie mit uns.

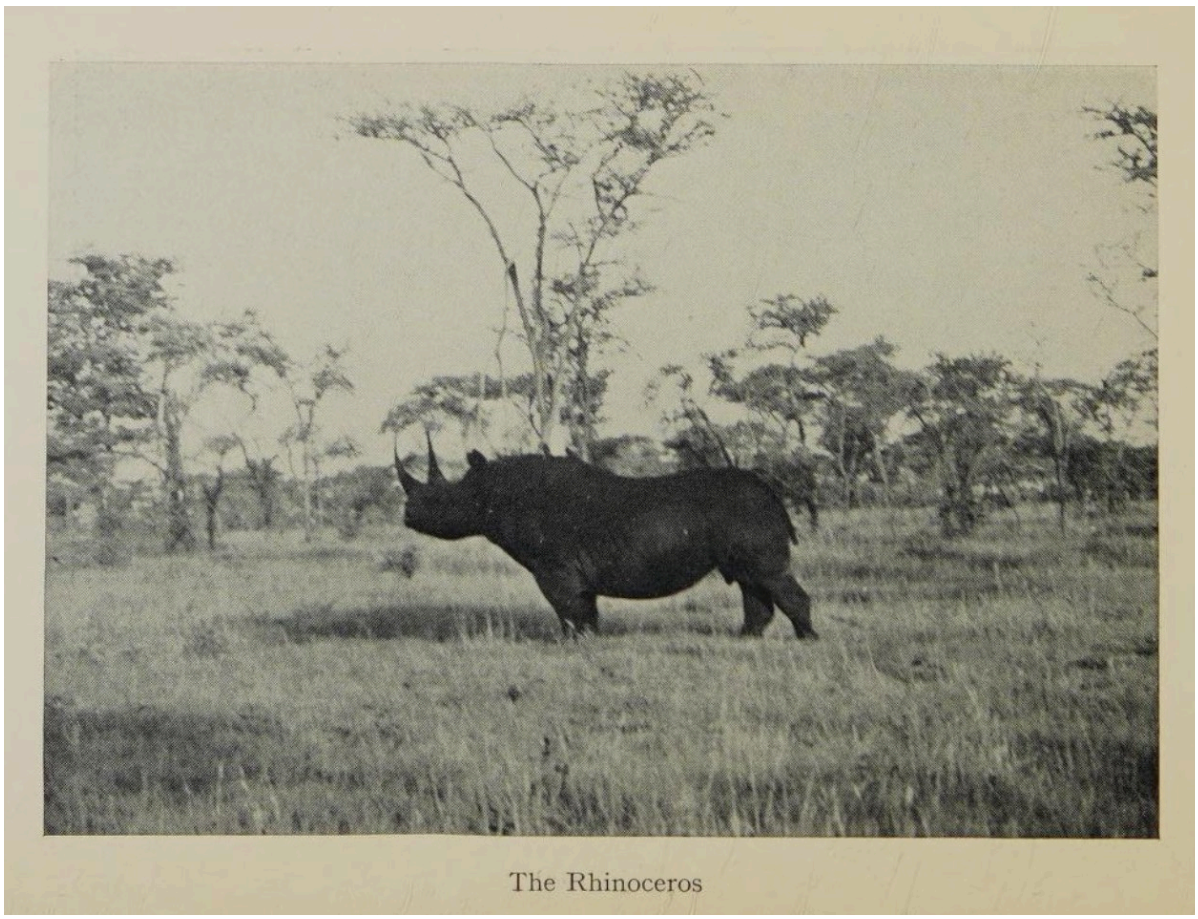
Dort im Westen, wo die Sonne bald im Meer versinken wird, wohin die Rauchsäule, die aus dem Schornstein strömt, mit schwarzem, kegelförmigem Finger zeigt, jenseits des Horizonts, liegt Afrika. Ich konnte seine Ufer am Mittag noch sehen, aber jetzt sind sie in der Ferne versunken.

So sage ich ihm zum vierten Mal Lebewohl. Auch dieses Mal sage ich es wie zuvor, als jemand, der zurückkehren wird.

And ich muss früher oder später zurückkehren, denn ich habe mein halbes Herz dort gelassen. Gefangen hinter der sinkenden Sonne in den Tiefen der Wälder – im Land der

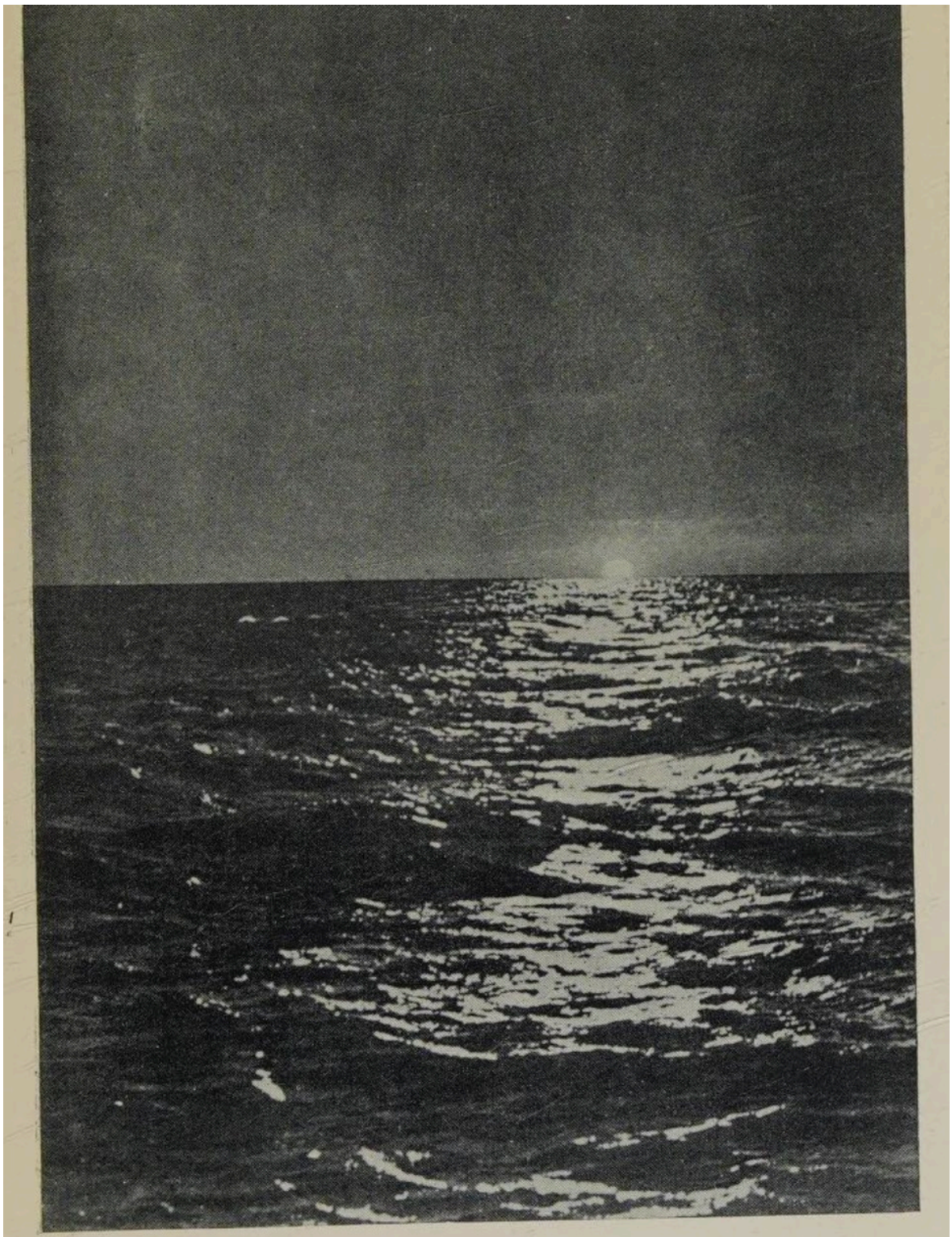
Elefanten.

The Yawn



The Rhinoceros

They will put down the elephant tusks and dance round them



Somewhere behind there is Africa

ABBILDUNGEN

KARTE

DER AUTOR

WASSERBOCK 4

DER LÖWE BRÜLLT NOCH IMMER 5

ELEFANTEN IM DSCHUNGEL 8

MEINE TRÄGER IM KITUI-WALD 9

MEIN LAGER 12

ELEFANTENLAND 13

DER HEXENDOKTOR 20

AFRIKANISCHER ÄQUILIBRIST 21

MEIN LAGER IM BAMBUSWALD 24

WO DER BONGO LEBT 25

ER ERLAUBTE MIR SOGAR, IHN ZU FOTOGRAFIEREN 30

EIN JUNGER ELEFANT 31

ER HÖRTE DAS KLICKEN 32

DER GUASO-NYIRO 33

EINGEBORENER BEI MERU 36

JEMAND VOM „SMART SET“ IN MERU 37

DIE „PRIVATSTATION“, KRANKENHAUS MERU 40

MOUNT KENYA VON NANYUKI AUS 41

KRANKENHAUS NAIROBI 46

STUTZER AUS NAIROBI 47

WO WIR DIE FÄHRTE DES BONGOS FANDEN 54

DER BONGO-BULLE 55

FERTIGMACHEN! 60

HEBEN! 61

IN KENIANISCHEN HIRTENKREISEN IST DER REGENSCHIRM SEHR IN MODE 62

... WIE AUS ALABASTER GEHAUEN — MOUNT KENYA 63

DIE STRASSE DURCH DIE WÜSTE 64

FLUSSÜBERQUERUNG 65

BORAN-KAMELHIRTE 66

DAS BELEIDIGTE KAMEL 67

JEDE HALBE STUNDE WURDEN SIE DES KLETTERN MÜDE 70

BORAN-KAMELE 71

RUDOLFSEE VOM GIPFEL DES MOUNT KHULAL 74

PAVIANE AN DEN KLIPPEN DES MOUNT KHULAL 75

EIN EINSAMER BÜFFEL SPRANG VOR UNS AUF 78

DIE KUDU-TROPHÄE 79

MUKULA 82

DER UNVERGESSENE PILIPILI HALF UNS, IHN ZU ERLEGEN 83

ELEFANTENLAND 88

WEITERES ELEFANTENLAND 89

DIE RIESIGEN OHREN SPREIZEN SICH, UND ES KRACHT UND SPLITTERT 92

DSCHUNGEL 93

DIE TERMITENKÖNIGIN 108

TERMITENHÜGEL 109

GREVY-ZEBRA 114

ZEBRAHERDE. MAN BEACHTE DIE TARNUNG DER TIERE RECHTS IM HINTERGRUND 115

ÜBER ZWANZIG MASSIGE, MÄCHTIGE GEHÖRNTE KÖPFE STARRTEN MICH AN 118

SIE SAHEN MICH — SIE KAMEN 119

ARGWOHN 120

DER GEHÖRNTE BAUM 121

GRENZE ZU TANGANJIKA 126

ZOLLAMT SEINER MAJESTÄT, TANGANJIKA 126

DIE STRASSE NACH TANGANJIKA 127

EINE MODELL-MUTTER 130

EIN JUNGER BULLE 131

ZUHAUSE. LINKS: SZÉCHENYI. RECHTS: G. R. RUNTON 134

EIN STURM UNTERWEGS 135

SERENGETI-EBENEN 136

NACH DEM ERLEGEN 137

EINE LÖWENFESTUNG 140

VATER UND DIE FAMILIE 141

VORSICHTIGES ANNÄHERN 144

ZUERST SCHLEPPT ER DIE BEUTE AN EINEN WENIGER EXPONIERTEN ORT 145

ÜBER DER BEUTE 145

EINE BEUTE IN SICHT 148

GEIER AN DER BEUTE 149

TRÄUMEREI VON SEINEN JUNGGESELLENTAGEN 152

LÖWINNEN 153

LÖWIN 156

EIN KÖDER 157

ICH PFEIFE, UND IHRE KÖPFE SCHNELLEN HOCH 160

DER KÖNIG DER TIERE 161

EIN EINGEBORENER TÖPFER, UGANDA 166

DER WEGWEISER IM WALD 167

AUF DEM WEG NACH FUMWE 168

KORMORANE AM VIKTORIASEE 169

DER HAFEN, FUMWE 172

EIN SONNENDES KROKODIL, FUMWE 173

MEIN LAGER AUF FUMWE 176

AUF DER INSEL FUMWE 177

MEIN SITUTUNGA. UNTEN: DIE HUFE, DIE IHM HELFEN, SICH IN SÜMPFEN ZU BEWEGEN 178

DER VOGELJÄGER UND SEINE FREUNDE 179

ICH WEISS, SIE WÄRE BEI MIR GLÜCKLICHER GEWESEN 182

ICH LUD SIE IMMER ZU EINER TASSE TEE EIN 183

GIRAFFENBULLE 184

ERSCHROCKENE GIRAFFEN 185

DAS GÄHNEN 190

DAS NASHORN 191

MEINE ZWEI GROSSEN LÖWEN 194

DER PRÄCHTIGSTE LÖWE VON ALLEN 195

DAS UNGEHEUER RAGTE AUS DEM DICKICHT HERVOR 200

ER STAMPFTE VERGNÜGT DAHIN 201

DER HEIMMARSCH 204

SIE WERDEN DIE ELEFANTENSTOSSZÄHNE NIEDERLEGEN UND UM SIE HERUM TANZEN 205

IRGENDWO DAHINTER LIEGT AFRIKA 206

FOLGT NOCH IMMER DEM SCHIFF 207